Abende vom Jahr 1821.





Abends vom Jahr. 1821.



Geist der Zeit.

Ein

Journal

für

Geschichte, Politik, Geographie, Staaten- und Kriegskunde, und Literatur.

Vierter Band.

October, November, December.



Redacteur: W. Tielke.

Wien, 1821.

Im Verlage bey J. G. Heubner.





Geist der Zeit.

October 1821.

Tagebuch

über die

letzte Nordpolreise in den Jahren 1819 und 1820, gehalten an Bord der Schiffe Hecla und Griper,

von

Alexander Fisher,

dem Wundarzte derselben.

Fortsetzung.

Am 8. kamen wir gleich früh an eine feste Eiswand, welche sich in schräger Richtung vom westlichen Lande nach dem südöstlichen, d. h. dem am vorigen Tage von uns besuchten, hinzog. Dadurch waren wir wieder in eine Alternative gesetzt: entweder wir mußten hier warten (es war unter 72° 13′ nördl. Breite und 9 ° 29′ westl. Länge, welche letztere ziemlich die entfernteste gewesen seyn wird, bis zu der wir im Lancastersunde gekommen), bis sich im Eise eine Oeffnung bildete, die uns die Weiterreise gestattete, oder wie-

der auf die nördliche Seite zurückzukehren und zu sehen, ob inzwischen dort sich eine Oeffnung gebildet habe. Wir wählten das Letztere, weil wir doch dabey in Thätigkeit blieben. Auch schien die oben von mir beschriebene am 5. gesehene nördliche Durchfahrt — oder Oeffnung — uns gerade westwärts zu führen, oder vielmehr nur eine Fortsetzung der geräumigen Straße zu seyn, auf der wir aus der Baffinsbay hierher gekommen waren. Auch hatten wir schon mit dem arctischen Eise uns vertraut genug gemacht, um zu wissen, daß außerordentliche Veränderungen in demselben oft sehr plötzlich und ohne eine recht einleuchtende Ursache Statt finden. Denn wir hatten oft die compactesten Eiswände und Eisfelder sich zerreißen sehen in einer Zeit, wo weder die Fluth noch der Wind den Anstoß dazu gab. So hofften wir denn, wir würden jetzt nördlich den Weg offen finden. Ob mir aber gleich nördlich die Fahrt als geradeaus westwärts gehend, und der Bahn, die wir uns vorgezeichnet hatten, ganz entsprechend, weit vorzuziehen schien, so war ich doch weit entfernt, zu glauben, daß die Einfahrt, in welcher wir eben jetzt uns befanden, nicht ebenfalls mit dem von Mackenzie und Hearne gesehenem Meere zusammenhänge. Ihr Umfang und die Wassertiefe, die wir in ihr fanden, waren zu beträchtlich, als daß sie uns die Annahme gestattet hät-

ten, sie sey bloß eine Bucht und ende nicht weit von da, wo wir durch das Eis gehemmt wurden; denn an dieser Stelle mußte sie nach unserer Schätzung wenigstens 40 bis 50 Meilen breit seyn, und die Wassertiefe fanden wir, als wir nur wenige Meilen vom Lande entfernt lotheten, 30 bis 40 Faden. Am Tage zuvor, wo wir mehr in der Mitte des Kanals waren, hatten wir auf und ab mit einer 200 Faden langen Lothlien gelothet und doch keinen Grund gefunden.

Am 9. waren wir den ganzen Tag bemüht, längs dem östlichen Rande des Eises (d. h. zwischen ihm und dem südöstlich entdeckten Lande) wieder nordwärts zu steuern. Die Menge der Walfische, welche in den letzteren Tagen uns hier zu Gesicht gekommen waren, überzeugte selbst die bey uns befindlichen Grönlandsfahrer, daß zum Behuf des Walfischfangs eine Niederlassung oder Factorey hier mit großem Vortheil gegründet werden könne. Nicht bloß Walfische aber, sondern auch Narwale, deren Horn dem Elfenbein gleichgeschätzt wird, sind hier in sehr großer Menge. Denn wir haben in der kurzen Zeit, die wir hier waren, Hunderte derselben gesehen.

Am 9. fanden wir, daß auf die Compasse die örtliche Anziehung (Localattraction) von so großem Einflusse war, daß, wo auch das Schiffsvordertheil

hingekehrt seyn mochte, doch der Nordpunct des Compasses allemahl dahin wies. Dieß war besonders mit der Katerschen schwebenden Nadel beständig der Fall, welche wegen ihrer zarten Structur allen Bewegungen des Schiffes mit ihren eigenen folgte. Die anderen Compasse dagegen waren in ihren Bewegungen so langsam, daß sie oft lange noch nach verändertem Laufe des Schiffes einige Zeit fast unbeweglich blieben. Berührte man sie aber dann nur ein wenig mit der Hand, so besannen sie sich sogleich, und traversirten rund herum, bis ihr Nordpunctgang so, wie ich schon gesagt habe, mit der Richtung des Schiffsvordertheils übereinstimmte. Die Ursache von diesem Vermögen des Schiffes, die Richtung des Compasses zu bestimmen, ist keinesweges schwer zu ergründen. Denn gerade in dem Vordertheil des Schiffs befindet sich die größte Menge von Eisen. Die Compasse waren uns bey so bewandten Dingen jetzt ganz unnütz. Dafür ward ein anderes, nützliches Instrumemt aufgestellt, welches uns an hellen Tagen die Compasse zu ersetzen versprach, nähmlich eine Sonnenuhr, die, so wie die Compaßcharte der Seeleute in zwey und dreyßig Puncte getheilt ist. Zu noch größerer Genauigkeit hatten wir diese Puncte wieder in Grade abgetheilt. Im Mittelpuncte war ein Zeiger oder Gnomon, der sich in einer Angel drehte, so daß,

wenn man die Tageszeit wußte, der Lauf des Schiffes leicht durch Richtung dieses Zeigers nach der Sonne bestimmt werden konnte, da ganz natürlich, wenn der Azimuth der Sonne dem Azimuthpuncte des Sonnenzeigers genau entspricht, alle andere Horizontspuncte ebenfalls den gleichnahmigen Sonnenuhrpuncten entsprechen müssen, und z. B. Mittags, wenn der Südpunct der Tafel nach der Sonne gerichtet ist, alle andere Puncte derselben nach ihren gleichnahmigen Horizontpuncten gerichtet seyn müssen, und der Punct, welcher nach dem Schiffsvordertheile gerichtet ist, nothwendig die Richtung anzeigen muß, in welcher sich so eben das Schiff befindet. Dabey muß ich bemerken, daß die Sonnenuhr wenigstens aller drey Viertelstunden gestellt werden müßte, wenn sie der Bewegung des Sonnen-Azimuths entsprechen soll, und daß sie jedesmahl, wenn der Lauf des Schiffs sich ändert, abermahls gestellt werden müßte. Diese so oft nöthig werdenden Correctionen und Stellungen scheinen freylich dieß Instrument mehr zu einem lästigen als wohlthätigen Begleiter zu machen, und mit dem unschätzbaren und allbekannten, dem Compasse, verglichen, ist es solches in der That. Allein bey den dort vorwaltenden Umständen war es uns doch von großem Nutzen. Die Verfertiger, und wenn ich nicht

irre auch Erfinder desselben sind die Herren Atkins und Harris.

Am 10. hatten wir fast beständigen Nebel, so daß die obenbeschriebene Sonnenuhr uns von sehr geringem Nutzen war. Allein unser Lauf war uns auch durch das Land auf der einen und das Eis auf der andern Seite in so bestimmten Schranken gehalten, daß wir von demselben fast gar nicht abirren konnten, und folglich eines Compasses kaum bedurften.

Das Land, bey dem wir an diesem Tage und dem vorigen vorbeykamen, war eben so beschaffen, wie das, wo wir am 7. landeten, worin es sich indeß davon unterschied, war seine beträchtliche Höhe und längs der Küste seine Rauhheit, wodurch es der nördlichen Küste des Lancastersundes glich.

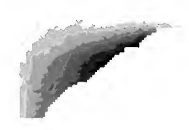
Da am 11. wieder der größte Theil des Tages nebelig war, so war uns ohne Compasse nicht möglich, genau zu wissen, auf welchem Wege wir eigentlich seyen; wir ankerten daher beym Eise und versorgten uns aus den auf ihm stehenden Lachen mit Wasser. Nachmittags sahen wir einige Narwale uns ganz nahe kommen, und da wir eben nichts Besonderes zu thun hatten, so ward ein Boot abgeschickt, um auf sie Jagd zu machen. Wirklich gelang es der Mannschaft dieses Boots, gleich mit dem ersten Harpune, den sie abschoß, einen derselben zu tödten, und ich

zweifle nicht, wir würden ohne Schwierigkeit noch mehrere haben tödten können, wenn wir mit dieser uns ganz heterogenen Beschäftigung Zeit hätten aufwenden wollen. Ungeachtet der ungeheuern Größe des Thiers gelang es uns doch, es an Bord des Schiffes zu bringen, ohne es vorher zu zertheilen. Wir konnten es nicht gut wägen, aber nach seiner Größe, verglichen mit der des neulich getödteten Walrosses, welches wir auch gewogen hatten, sollte ich glauben, daß sein Gewicht ziemlich zwey Tonnen Last betragen haben müsse. Die ganze Länge des Thieres von der Wurzel des Horns an bis zur Gabel des Schwanzes war 13 Fuß $5\frac{1}{2}$ Zoll, die Circumferenz desselben, wo es am dicksten war, 9 Fuß. Die Länge des Horns betrug noch über den Kopf hinaus 4 Fuß 2 Zoll, die Dicke desselben an seiner Wurzel $5\frac{2}{10}$ Zoll, in der Spitze $2\frac{6}{16}$ Zoll. Das Ende des Horns war hohl, in Folge einer Verkürzung desselben, denn es war ein Stück davon abgebrochen, das wenigstens 6 Zoll betragen haben mußte. Die Länge der Flossen war 1 Fuß 3 Zoll, die Breite derselben an der Wurzel $6\frac{1}{2}$, die Breite des Schwanzes 3 Fuß 4 Zoll, die Länge desselben 1 Fuß 2 Zoll, die Dicke des dünnsten Theils vom Thiere, nähmlich an der Stelle, wo die Expansion des Schwanzes beginnt, 1 Fuß $8\frac{1}{2}$ Zoll, die Dicke der Haut $\frac{1}{2}$ Zoll, des darunterliegenden

Fettes im Durchschnitte $3\frac{1}{2}$ Zoll. Das Horn, — bekanntlich an diesem Fisch das Allerschätzbarste — war aus der linken Seite der Oberschnauze hervorgewachsen, und lief ganz in gleicher Linie mit dem Körper des Thieres in seiner Länge genommen. Auf der rechten Seite der Schnauze war nicht die geringste Spur von einem Hornansatze oder irgend einer Protuberanz, wie es doch bey diesem Fische sehr häufig der Fall seyn soll. Man hat aber zuweilen noch weit größere Anomalien, als diese ist, bey ihm angetroffen; denn es sind Beyspiele bekannt, daß beyde Hörner gleiche Länge erreicht haben, und wenn ich nicht irre, ist es häufig der Fall, daß das Horn auf der rechten Seite hervortritt. Das Weibchen soll stets ohne Horn seyn, und da die Abgabe, welche die Grönlandsfahrer von den Narwalhörnern entrichten müssen, ziemlich bedeutend ist, so geschieht es häufig, daß sie die von ihnen getödteten Narwale im Zollhause für bloße „she ones" (Sieen, Weibchen) ausgeben. Der Narwal hat keine Zähne und keine Spuren irgend einer Substanz, welche ihre Stelle vertreten könnte, so daß mithin seine Nahrung eben so wie die des gemeinen Walfisches durchaus in keinen harten Dingen bestehen kann. Auch seine Zunge ist der des gemeinen Walfisches ähnlich und gar nicht geeignet, dem Thiere beym Kauen der Nahrung Beystand zu lei-

sten, indem sie nichts anders ist als eine dem untern Theile des Mundes fast durchaus adhärirende Masse eines weichen Fettes. Die Augen waren im Verhältniß zur Größe des Thieres sehr klein und lagen tief im Kopfe, und ihre Form, oder vielmehr die Form der Augenlieder, war die eines Triangels, dessen Schenkel etwa drey Viertelzoll maßen. Der Schwanz des Narwals ist gleich dem der übrigen Cetaceen horizontal, und besteht gleich dem des gemeinen Walfisches aus weichem Fette, das mit Haut eben so wie der übrige Theil des Körpers bekleidet ist. Auch die Flossen bestehen aus diesen Substanzen. So ist mithin der Narwal von allen übrigen Flossern in Allem, außer in der Gestalt und im Elemente, welches er mit ihnen gemein hat, wesentlich unterschieden, und sehr passend ist daher der von Dr. Shaw für diese Thiere gewählte Nahme „fish formed mammalia“ (fischförmige Säugethiere). Die Lage der sämmtlichen Eingeweide war eben so wie bey den auf dem Lande lebenden Säugethieren.

Am 12. bemerkten wir, daß die Nadeln unserer Compasse mit größerer Leichtigkeit sich drehten, als es seit einiger Zeit der Fall gewesen war. Den Jenningschen isolirenden Compaß fanden wir in fünf Graden mit dem Planum des Magnet-Meridians übereinstimmend, (d. h. der Nordpunct der Na-



del war mit dem Planum des Magnet-Meridians, wie er durch einen Azimuthcompaß auf dem Eise bestimmt worden, in fünf Graden völlig entsprechend), so daß wir den Schluß machen können, daß wir nun, so wie wir weiter Nordwärts kommen, uns vom Magnetpole entfernen. Damit fehlte aber noch viel, daß die Brauchbarkeit unserer Compasse für das Steuern des Schiffes wieder hergestellt gewesen wäre. Im Gegentheil mußten wir fast den ganzen 11. bis früh um 6 Uhr am 12. am Eise bleiben, zu welchen wir uns am Vormittage des 11. geflüchtet hatten, weil es in dieser ganzen Zeit so nebelig war, daß wir nicht wußten welchen Weg wir nehmen sollten

Am 13. ward ein Boot an die Küste geschickt, um eine im östlichen Lande sich zeigende Bucht oder Einfahrt zu untersuchen. Man fand dort einen recht guten Ankerplatz, an dessen Eingange eine Insel ist, durch welche er gegen die Stürme geschützt wird. Die Wassertiefe war für Schiffe jeder Größe beträchtlich genug, so daß, wenn jemahls eine lebhafte Schifffahrt in dieser Gegend zu Stande kommen sollte, wenigstens das Einlaufen in einen sicheren Hafen an dieser Küste den Capitänen nun gewiß ist. Er liegt unter 73° 12′ nördl. Br. und 89° 41′ westl. Länge.

Das Land ist hier viel höher, und die Küste steiler, als wir es südwärts fanden. Die Gebirgsart

ist aber ganz dieselbe, nähmlich bloßer Kalkstein. Wir fanden auch, daß, so wie die Küste schroffer ward, die Meerestiefe zunahm, wie es überhaupt nach meinen bisherigen Beobachtungen fast immer der Fall ist. Nur noch etwa zwey Meilen von der Küste entfernt, lotheten wir doch schon bey 130 Faden Tiefe.

Seitdem wir in tieferes Wasser gekommen, waren auch die Walfische wieder viel häufiger. Die Narwale sah man zu allen Stunden des Tages herumschwimmen. Es scheint, daß gerade diese Jahrszeit ihre Begattungszeit sey.

Am 15., da wir noch immer durchs Eis sehr aufgehalten wurden, überzeugten wir uns, daß die Entfernung der obenerwähnten zwischen dem nördlichen und südlichen Lande liegenden Inseln von einander und vom südöstlichen Lande, in dessen Nähe wir eben jetzt uns befanden, weit geringer ist, als wir bey unserem Einlaufen in jene Bucht, in der wir zuletzt verweilten, sie schätzten. Denn aus den zu Bestimmung der Breite der Bucht von uns aufgenommenen Winkeln war das Resultat, daß die östlichste Insel, oder die zuerst gesehene vom südöstlichen Lande bloß 28 Meilen, und vom zweyten Lande nur 26½ Meilen entfernt ist.

Ein Boot ward wieder an die Küste geschickt und fand dieselbe hier wo möglich, noch unfruchtbarer,



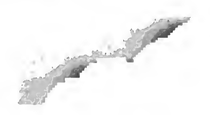
als an der Stelle, wo wir am 7. gelandet waren. Aus den Steinen und Gebirgsarten, welche es mitbrachte, zu urtheilen, bestand sie ebenfalls, so wie die südliche Küste, aus Kalkstein 2c. und in mehreren Stücken desselben fanden sich Fossile, Muscheln, Flintstein und Agat. Auch brachte dieß Boot einige Stücke von Madreporen mit. Auf der Spitze des Berges, in dessen Nähe das Boot landete, ward ein Steinhaufen errichtet und bey demselben ein Flasche in die Erde gegraben, in welche wie gewöhnlich ein unser Hierseyn an diesem Tage beurkundender Zettel gethan war. Die Abweichung der Magnetnadel war, wie nach den neuesten Beobachtungen uns gar nicht unerwartet seyn konnte, hier geringer als südwärts, sie war bloß 115° westlich. Auch hier wieder entsprach die Wassertiefe — nur dritthalb Meilen oder höchstens drey Meilen von der Küste entfernt lotheten wir bey 170 Faden Tiefe — ganz der zu Gebirgshöhe aufsteigenden und an vielen Stellen schroffen Küste.

Wir blieben fortwährend von Walfischen und Narwalen umringt, und in den letzten drey Tagen hatten sich auch Robben jener Art, welche der englische Matrose, wegen eines sie auszeichnenden dunkelfärbigen Querstreifen über den Rücken, Saddleback (Sattelrücken) nennt, sehr häufig gezeigt.

Am 19. hatte sich in der Nacht ein heftiger Nordostwind erhoben, und schien in kurzem eine bedeutende Veränderung im Eise bewirken zu müssen, denn wir fanden am Morgen schon losgerissene Stücken und Felder auf allen Seiten um uns herum zerstreut, so daß wir hoffen konnten, ganz freye Durchfahrt zu bekommen, sobald der Wind sich nordwärts und westwärts drehen würde, da zwischen hier und der Baffinsbay eine so weite eisfreye Strecke war, daß sie alles das hier befindliche Eis in sich aufnehmen konnte. Wir steuerten demnach an diesem Tage bis dicht an das nördliche Land, um bey einer sich plötzlich bildenden Oeffnung zum Durchfahren derselben sogleich in Bereitschaft zu seyn.

Am 20. fanden wir wirklich unsere Hoffnung in Erfüllung gegangen, wir entdeckten einen engen Canal zwischen dem Eise und dem Lande. Sogleich fuhren wir hinein; allein der Wind begünstigte uns zu wenig, und wir kamen fast nicht vorwärts. So weit westwärts unser Auge reichte, sahen wir den Canal. Nachmittags kamen wir vor eine tiefe Bay im nördlichen Lande, wo wir bey 132 Faden Tiefe lotheten.

Am 21. und 22. konnten wir wegen fast gänzlicher Windstille kaum von der Stelle kommen, und wir schickten daher am 22. Nachmittags, um doch einige Beschäftigung zu haben, ein Paar Böte an die




Küste, welcher die Schiffe so eben gegenüber waren. Aber kaum waren wir gelandet, so erhob sich ein Wind der uns kein langes Verweilen an dieser Küste gestattete. Indeß erhielten wir durch unsere Beobachtungen einige Resultate. Die Abweichung des Compasses fanden wir; 129° W. Die Länge des Orts, wie sie unsere Zeitmesser uns gaben, war 91° 55′ W. Die Breite, nach Coles Methode bestimmt, 74° 40′ N. Das Wenige, was wir von dieser Küste sahen, war so unfruchtbarer steiniger Boden, als wir ihn bis jetzt irgendwo gefunden hatten; denn elendes verkümmertes Weidengestrüpp war fast das einzige vegetabilische Erzeugniß, welches wir fanden. Aus dem Thierreiche kam ebenfalls sehr wenig vor. Procellaria Glacialis zeigte sich in einigen Individuen um die Felsen flatternd, und sie mochten wahrscheinlich ihre Nester da haben. Ein Paar Larus glaucus sahen wir mit ihren Jungen. Die Alten wurden geschossen, die Jungen aber, da sie noch gar nicht fliegen konnten, mit den Händen gefangen und lebendig aufs Schiff gebracht. Noch ein anderer Larus ward geschossen, der mit jenen ziemlich gleiche Größe und fast alles Andere ähnlich hatte, nur mit dem Unterschiede, daß die ersten Schwungfedern bey ihm schwarz gefärbt waren, woraus wir den Schluß machten, daß es Larus Argentatus sey, welcher zwischen dem Glaucus

und dem Hering-Taucher (Heering-gull) das verbindende Glied der Kette bildet. Obgleich das Land von sehr wenig Geschöpfen bevölkert schien, so war es doch das Meer hier mit eben so vielen als anderswo, denn während der kurzen Zeit, die wir an der Küste zubrachten, zeigten sich sechs große Walfische ganz nahe am Lande, und eine Anzahl von Robben und Walrossen kam uns an diesem Tage auch noch zu Gesicht. Der Boden dieses Landes schien seine Bestandtheile großen Theils dem Meere zu verdanken, denn die Kalksteinfelsen enthielten eine ungeheure Menge von Muscheln und Madreporen. Die ersteren besonders waren so häufig darin, daß man einige derselben selbst in jedem der allerkleinsten Bruchstücke fand, und ohne Mühe konnte man Stücke von der Größe, wie man sie in die Hand nimmt, finden, worin sich Dutzende derselben befanden. Alle diese Muscheln, oder wenigstens alle, die ich mich gesehen zu haben erinnere, waren Bivalven und schienen hauptsächlich Arten der Gattung Venus zu seyn.

In den Felsen, so weit sie vom Meere bespühlt wurden, bemerkte ich einige horizontale Schichten schönen weißen Marmors, und ich sah einige losgerissene Stücke desselben zwischen den schroffen Klippen, die über das Gestade herüberhingen. Diese Felsen erhoben sich an der Stelle, wo wir landeten, gewiß zu

der Höhe von 3 bis 400 Fuß über das Niveau des Meeres. Aber nach der Menge von Schutt zu urtheilen, welcher von ihnen herabfiel, war der Theil der Oberfläche, den wir sehen und untersuchen konnten, ungefähr 20 Fuß von ihrer Basis entfernt, wo jene verwitternden Bruchstücke von Zeit zu Zeit anhäufen, und vom Meere wieder weggespült werden, und 60 bis 80 Fuß vom Gipfel, von welchem dieser Schutt herabfällt. Sowohl oben als unten sind diese Felsen stratificirt. Die unten befindlichen Schichten waren horizontal, die oben befindlichen aber schienen sich ein wenig westwärts zu neigen. Und so fand ich es in der That auch bey allen übrigen diese Küste ostwärts bildenden Felsen. Nach andern Aeußerlichkeiten, die sich zwischen der Stelle der Küste, wo wir an diesem Nachmittage landeten, und der östlichen zeigten, konnte mir fast kein Zweifel übrig bleiben, daß das Wesentliche der Bestandtheile immer nur Kalkstein sey.

Noch hatten wir an diesem Tage eine auffallende Wahrnehmung, die aber leider für uns nicht zu den erfreulichen gehörte, sondern im Gegentheil unangenehm war. Nähmlich wir fanden, daß die Ebbe von der Westseite kam. Doch dieß konnten wir Localitäten zuschreiben, und es nöthigte uns noch nicht zu ungünstigen Folgerungen.

Als das Boot wieder zu den Schiffen zurückgekehrt war, steuerten wir mit allen Segeln westwärts. Aber wir waren kaum einige Meilen gefahren, als beynahe Windstille eintrat, die auch den ganzen Nachmittag anhielt. Am Abende hatten wir sehr heiteren Himmel und eine erstaunlich weite Aussicht, und wir erkannten deutlich zwey große Oeffnungen oder Durchfahrten im Westen, von denen die eine nordwestlich, die andere genau west-südwestlich führte. Die erstere war völlig frey von Eis, und auch in der zweyten schien nicht so viel Eis da zu seyn, daß es uns bey der Durchfahrt sehr hemmen könnte. Auch zwey Eisberge sahen wir an diesem Abende, nachdem uns eine ziemlich lange Zeit fast gar keine mehr vorgekommen waren.

Am 23. bestätigte der Erfolg alle unsere Erwartungen des vorigen Tages, ja er war so glänzend, daß er alle unsere Hoffnungen noch weit überstieg. Denn schon am Mittage waren wir bis unter den 95. Grad westlicher Länge vorgedrungen. Wir hatten binnen der letzten 12 Stunden den Weg durch drey ganze Grade zurückgelegt, und wären wir nicht Nachmittags wieder an ein Eisfeld gekommen, so würden wir wahrscheinlich den Weg von noch einmahl so viel Graden zurückgelegt haben. Aber auch dieses Eis war bloß für unseren geraden Lauf nach Westen hem-

mend, keinesweges aber dicht genug, uns an der Durchfahrt ganz zu verhindern, und wir kamen in den häufigen Canälen, welche es durchschnitten, immer noch ziemlich vorwärts.

Wir fuhren in die südlichste der beyden am vorigen Tage gesehenen Oeffnungen. Das zwischen ihnen befindliche Land schien eine bloße Insel zu seyn; denn als wir nun die Südostspitze desselben herum waren, fanden wir, daß es sich nordwestwärts zog. Am östlichen Ende waren auf diesem Lande zwey ausgezeichnete Berge, welche in der Ferne wie zwey umgekehrte Böte aussahen. Wir gaben daher dem Vorgebirge, auf dem sie lagen, den Nahmen Boat Cape (Bootscap). Drey oder vier Meilen im Westen dieser Insel sahen wie eine andere kleinere, welche sich von der ersteren sehr unterschied. Sie ist viel niedriger, und ihre Oberfläche regelmäßiger. Auch ist ihre Küste von keinen Felsen begrenzt, wir die Küste, an welcher wir am vorigen Tage gelandet waren. Solche Felsen hat aber auch die größere Insel nicht, keine von beyden hat eigentlich das, was man eine schroffe Küste (bold coast) nennt. Der ganze Raum zwischen diesen beyden Inseln fanden wir mit Eis angefüllt, wovon der größte Theil ein noch unzerrissenes Feld zu seyn schien, dessen Oberfläche sich von dem, was wir bis dahin gesehen hatten, sehr unterschied. Denn

sie war voll runder Hügel, welche 2 bis 3 Fuß Höhe hatten. Auch war dieses Eis weit dicker als alles auf dieser Reise bis jetzt gesehene; denn nach unserer Schätzung hatte es im Durchschnitte 8 bis 9 Fuß Dicke. Als wir Angesichts jener beyden Inseln waren, sahen wir auch eine lange Küste südwärts, die nördlicher und westlicher Richtung hinzog. Die Entfernung desselben von den beyden Inseln schätzten wir auf 30 Meilen. Wir kamen demselben nie recht nahe, und ich kann nichts Genaues davon sagen.

An diesem Tage ward auch die Bemerkung gemacht, daß unsre Magnetnadeln in ihren Bewegungen wieder abspringender wurden, woraus geschlossen werden konnte, daß wir uns abermahls dem Magnetpole näherten.

Am 24. hatten wir wieder äußerst glückliche Fahrt, und waren Mittags schon unterm 98. Grade westlicher Länge. Wir hatten nun schon überall, so weit unser Auge reichte, fast ganz offene See, nur südwärts und westwärts zeigten sich noch einige Streifen Eis. An diesem Tage bekamen wir auch einen schönen Nordwind, der sich den ganzen Tag völlig gleich blieb, was seit unserem Einfahren in den Lancastersund noch nicht ein einziges Mahl der Fall gewesen war; denn jeder einige Zeit anhaltende Wind war bis auf diesen Tag immer Ostwind oder Westwind gewesen, d. h. ein

in der Richtung der Straße selbst, die wir befuhren, gehender Wind. Ueberhaupt ist es nach meiner eigenen Erfahrung und nach dem, was mich Andere darüber lehren, ziemlich in der Regel, daß in Meerengen der Wind — zumahl ein heftig blasender, wie der unserige war, — immer nur ein zu der einen Mündung hereinkommender und zu der andern hinausgehender ist. So durften wir also aus unserem Winde den Schluß machen, daß uns im Norden ganz nahe ein großes Meer sey. Wir sahen wieder 3 oder 4 niedrige Inseln. Diese waren ganz verschiedener Natur von der des östlichen Landes; denn ihre Oberfläche war niedrig, eben, und, wie es schien, sandig. Die Wassertiefe entsprach ganz dieser Beschaffenheit des Landes, wir fanden sie nähmlich überall gering, lotheten einmahl bey 34 Faden, und fanden keine größere als die von 78 Faden.

Am 25. bekamen wir wieder Westwind, und hatten daher kein Vorwärtskommen. Die gestern gesehenen Inseln blieben uns noch den ganzen Tag vor Augen, und im Norden gewahrten wir eine Reihe von Hervorragungen wie Berge, in denen wir ebenfalls Inseln vor uns zu haben vermutheten. Das Meer behielt fortwährend die am vorigen Tage beobachtete Seichtigkeit; denn selbst in der Entfernung

von 7 bis 8 Meilen vom Lande lotheten wir bey 30 bis 40 Faden.

Auch am 26. ließ uns der Wind noch nicht vorwärts kommen, und wir mußten uns zwischen dem Lande und dem Eise mühsam gegen den Wind fortarbeiten. Das Eis fanden wir jetzt in ausgedehnter und compacter Masse sich westwärts ziehend, aber erst in einer 4 bis 5 Meilen betragenden Entfernung von den im Norden liegenden Inseln. An einigen Stellen ist dieser Canal eisfreyen Wassers zwar viel schmäler, aber nirgends fanden wir das Eis bis ans Land hin sich erstreckend, und es gewann große Wahrscheinlichkeit, daß, so lange noch nordwärts liegendes Land das Polareis vom Einstürmen auf uns abhalten werde, die Durchfahrt westwärts längs dem Lande hin uns immer möglich bleibe. Ich bildete mir gerade nicht ein, daß nun ohne alle Unterbrechung zwischen dem Lande und dem Eise eine Durchfahrt seyn werde, im Gegentheil war ich gefaßt darauf, daß zuweilen ein Südwind wieder das Eis an die Küste heran, und also gegen uns treiben würde. Allein eben so viel Wahrscheinlichkeit hatte das häufige Eintreten des Gegentheils, und daß es in diesen Regionen stets von ungemeinem Vortheil sey, sich nördlich liegendem Lande ganz nahe halten zu können, davon hatten wir den Beweis schon durch unsere vorjährige Erfahrung.



Doch waren Mehrere unter uns entgegengesetzter Meinung, und darum erwähne ich hier die Sache so weitläufig.

Mittags am 27. waren wir, da der Wind uns begünstigt hatte, schon unter 102° 30′ westl. Länge und 75° 30′ nördl. Breite.

In den letzten drey Tagen hatten wir südwärts kein Land mehr gesehen, aber die Ausdehnung des Eises ging in dieser Richtung, so weit unser Auge reichte, und nordwärts blieb es von den Inseln ungefähr in derselben Entfernung, die ich schon angegeben habe. Der Inseln kamen uns, so wie wir weiter segelten, nordwärts immer mehrere vors Auge. Sie waren von derselben Beschaffenheit wie die schon beschriebenen, vier Tage früher gesehenen, nähmlich nach der Küste zu niedrig, und nach dem Mittelpunct zu immer höher werdend.

Am 28. Vormittags ging auf eine der Inseln zu Anstellungen von Beobachtungen über die Magnetnadelabweichungen ein Boot ab; denn mit einigem Befremden hatten wir plötzlich die Nadel von Westen nach Osten springen sehen, oder mit andern Worten, — wenn die für die westliche Abweichung geltende Sprache beybehalten werden soll, — sie war noch über 180° hinaus. In Folge dieser springenden Manier, mit welcher die Nadeln sich drehten, und

des Umstandes, daß die Beobachtungen in der Mittagsstunde, wenn die Sonne sich langsam im Azimuth bewegte, gemacht waren, waren die Resultate, wie ganz natürlich, im großem Mißklange mit einander. Die erste Reihe der von mir genommenen Azimuths gab als Resultat die Abweichung des Compasses 167° östlich, die zweyte gab 168° östlich, der dritte und letzte gab 169° östlich. Die verticale Neigung der Nadel war an dieser Stelle 88° 27′. (Meine Autorität für die von mir angegebenen Neigungen der Nadel ist Herr Griffiths auf dem Griper, welcher die Güte hatte, mir dieselben mit zutheilen.) Der Platz, wo diese Beobachtungen angestellt wurden, waren unter 75° 9′ nördl. Breite, und, nach dem Chronometer, 103° 50′ westl. Länge. Als wir landeten war es eben die Periode der Fluth, und sie stieg während unseres Dortseyns bloß sechzehn Zoll. Sie kam von Norden und Westen. Die Insel war nach meiner Schätzung etwa zehn Meilen lang. Allein meine Schätzung gründete sich auf die Annahme, daß der größte Durchmesser der Insel von Norden nach Süden oder in der Richtung sey, in welcher sie gerade uns im Auge war, welche Annahme doch irrig seyn konnte. Ihr Aussehen war ganz dasselbe mit dem der seit mehreren Tagen von uns gesehenen Inseln, nähmlich an den Küsten war sie niedrig, nach dem

Mittelpuncte zu ward sie hoch. Die Küste und auch noch eine weite Strecke ins Innere hinein (nähmlich so weit wir gingen) war klarer Sand, und die Felsen fanden wir überall aus weißem Sandstein, von sehr weicher und feiner Textur bestehend. Ich zweifle gar nicht, daß die zuletzt von uns gesehenen Inseln ebenfalls denselben Stein zu ihrem Hauptbestandtheile haben; denn bey allem unsern Lothen fanden wir zuletzt als Meeresgrund stets klaren Sand, dahingegen, als wir bey dem oben beschriebenen östlichen Lande vorbey kamen, unser Senkbley stets nur weichen Schlamm herauf brachte, der bey der Berührung mit einer Säure aufbrausete. Die Vegetation dieser Insel war im Vergleich mit aller zuvor auf dieser Reise gefundenen beynahe eine üppige zu nennen; vornähmlich wuchs Moos in den feuchten Thälern und an den Ufern der von den Bergen stürzenden Bäche in erstaunlicher Menge. Diese Bäche waren aber, als wir dort waren, bereits versiegt; denn die einzige Quelle, aus der sie entsprangen, war der Schnee, und nun war die Jahrszeit schon zu weit vorgerückt, und gar kein Schnee mehr zu sehen. An der Küste lag jedoch immer noch eine Menge von Eisschollen, und an einer Stelle hing sogar noch ein beträchtliches Eisfeld an ihr, dessen Oberfläche so mit einer dicken Schicht von Sand bedeckt war,

daß man dasselbe bey oberflächlicher Ansicht leicht für einen Theil der Insel selbst halten konnte.

Thiere sahen wir während unseres kurzen Aufenthalts gar nicht auf ihr, aber Spuren genug, welche keinen Zweifel übrig ließen, daß es deren gebe, ja daß auch zuweilen Menschen sich hier herum getrieben und hier gewohnt haben mußten. Nur ungefähr eine Viertelmeile von der Küste entfernt, fanden wir an einem Bergabhange dicht aneinander liegend sechs Hütten in ihren elenden Ueberbleibseln. Diese waren aber schon so auseinander gerissen und zerstreut, daß über die Zeit, wenn sie bewohnt gewesen, von uns keine sehr bündige Schlüsse gemacht werden konnten. So viel indeß leuchtete ein, daß es vor sehr langer Zeit gewesen seyn müsse, da von den Materialen die bloßen Steine noch übrig waren, durch welche nur die Lage und der Umfang der Hütten noch deutlich bezeichnet ward. Auch waren selbst diese Steine in so geringer Anzahl vorhanden, daß man schließen konnte, es seyen nur temporäre Wohnungen arctischer Nomaden gewesen. Sie hatten fast alle denselben Umfang, nähmlich 12 Fuß Länge und 8 bis 10 Fuß Breite, außer einem etwa 3 Quadratfuß haltenden Raume, den am Ende jeder Hütte vier Stangen bezeichneten. Ich hörte von denen, die sich häufig in den Hütten der grönländischen

Eskimos aufgehalten hatten, daß dieß ihre gewöhnliche Bauart sey, und sie bey jener Hütte noch ein kleines Gemach dieser Art zu Aufbewahrung ihrer Mundvorräthe haben. Mithin rührten aller Wahrscheinlichkeit nach diese Hütten bloß von Grönländern oder auch von amerikanischen Eskimos her, die auf einer Sommer-Excursion hier waren, da nach Hearnes Berichte beynahe gerade dieser Insel gegenüber das Festland von Eskimos bewohnt ist.

Die Spuren von Thieren, die wir fanden, hauptsächlich Fußstapfen vom Rennthier, waren sehr zahlreich und zum Theil ganz frisch. Auch wurden einige Rennthiergeweihe und Büschel von ihren Haaren gefunden. Von einem Bisam-Ochsen (Bos Moschatus Linn.) fanden wir ein ganzes und zwar sehr vollständiges Skelett, nur daß die Knochen der Beine davon getrennt waren, was wahrscheinlich bloß durch ein fleischfressendes Thier geschehen ist. Der Schädel und die Hörner waren ganz unverletzt. Nach dem Aussehen der Hörner und Knochen zu urtheilen, mußte es wenigstens schon einen Winter dort gelegen haben. Es schien, daß auch Bären dieß Land zuweilen besuchen, denn wir fanden zwey oder drey Bärenschädel, und die Fußstapfen dieser Thiere waren an der Küste sehr zahlreich. Auf den Sandbergen an der Küste fanden wir eine un-

geheuere Menge kleiner Muscheln von der Gattung Venus, die ohne Zweifel von Thieren dahin getragen worden seyn mußten, denn die Stelle, wo sie lagen, war weit über der Fluthmarke.

Auch auf dieser Insel errichteten wir zum Beweise unseres Dagewesenseyns einen Haufen von Steinen, und vergruben daneben eine Flasche mit einem Zettel.

Am 29. und 30. war es so nebelig, daß wir schlechterdings nichts sehen konnten, wie unser Weg zu nehmen, und was unsere Umgebung sey. Nur so viel sahen wir, so weit unser Blick reichte deutlich, daß in diesen zwey Tagen das Eis in jeder Richtung uns beynahe ganz umgeben hatte. Unsere Hauptbeschäftigung ward daher das Lothen. Mittelst eines kleinen an eine sehr lange Lothlien angebundenen Netzes brachten wir eine sehr große Menge von kleinen Muscheln und von Sternfischen (star-fish) vom Meeresgrunde herauf. Am 30. Nachmittags aber fanden wir doch eine unseren Wünschen mehr entsprechende Beschäftigung, das Wetter klärte sich auf, und wir steuerten ungehindert wieder westwärts, um das Süd-Ende der Insel hinum, an welcher wir vor zwey Tagen gelandet waren.

Am 31. kam die Sonne den ganzen Tag nicht zum Vorschein, doch war es da, wo sie stand heller,

und so konnten wir doch unsern Lauf nach ihr richten. Die Compasse waren uns in den letzten Tagen wieder völlig unnütz geworden, da der Nordpunct derselben, wir mochten seyn, wo wir wollten, sich stets dem Schiffsvordertheil zukehrte. Wir machten daher nach Sonnenuntergang — denn jetzt blieb die Sonne nicht mehr über dem Horizonte, sondern eine kurze Nacht war schon eingetreten — es durch neue Erfindung möglich, ununterbrochen fortsegeln zu können, woran uns sehr viel gelegen war. Das Einzige nähmlich, was wir, wenn wir im Dunkeln fortsegeln wollten, thun konnten, und worauf jetzt die Nothwendigkeit unsern Scharfsinn hinleitete, war, daß wir den Griper genau hinter uns bleiben ließen, welches gerade die Position war, in welcher er sich befand, als wir noch beym letzten schwachen Lichte der Sonne unsere Bahn bestimmten.

Seitdem wir uns unter diesen flachen Inseln befunden hatten, waren die Vögel weit seltener geworden, ja überhaupt war die lebende Schöpfung uns gleichsam verschwunden, und ich glaube die ganze Liste der gesehenen Thiere würde sich auf einige Robben und Eissturmvögel (Procellaria glacialis) beschränken.

Am 1. September klärte sich früh der Himmel auf, und wir sahen 3 bis 4 Meilen von uns entfernt

abermahls ein solches flaches Land, welches uns auch ein Eiland schien, aber von weit größerer Ausdehnung als alle bisher ostwärts gesehene Inseln war. Das östliche Ende desselben war, als wir seinen Anblick zum ersten Mahle hatten, genau nordwestlich und das westliche Ende genau westlich. Wir waren, als es uns zu Gesicht kam, gerade mit Lothen beschäftigt, und trotz der flachen Küsten desselben fanden wir doch 45 Faden Tiefe. Den ganzen Tag segelten wir längs diesem Lande hin, und bekamen nicht ein einziges Mahl eine andere Ansicht von demselben, als gleich die erste gewesen war, nähmlich seine Küsten blieben flach und nach dem Innern zu erhob es sich allmählig, aber auch diese Erhöhung war an keiner einzigen Stelle beträchtlich. Ueberhaupt war seine Oberfläche im Allgemeinen eben, und der Schnee war beynahe ganz von derselben verschwunden. Nur zwey oder drey kleine Plätzchen, wo noch Schnee lag, zeigten sich an diesem ganzen Tage. Das Meer aber war südwärts, so weit wir sehen konnten, mit Eis bedeckt, und große Schollen fanden wir längs der Küste hin an diesem ganzen Tage noch fest liegend. Doch war die Passage zwischen dem Lande und dem Eise zu unseren Zwecken breit genug, und die geringste Wassertiefe, bey der wir an diesem Tage lotheten, war 17 Faden. Da wir bey dieser geringen Tiefe doch etwa 5 Mei-

len vom Lande entfernt waren, so vermutheten wir, wir seyen über einer Sandbank.

Südwärts hatten wir nun schon seit dem 24. vorigen Monaths kein Land gesehen, denn alle Inseln, von denen ich seit jenem Tage gesprochen habe, lagen uns nordwärts.

Den Mangel an Thieren fanden wir am 1. September eben so groß, wie am vorigen Tage. Eine einsam sitzende Phalarope war der einzige Vogel, den wir sahen, und von den Meerthieren nur eine oder zwey Robben.

Am 2. schickten wir Mittags, da es der Wind begünstigte, zwey Böte an das Land, um Beobachtungen anzustellen, und in das Innere des nun schon zwey Tage beständig vor Augen gehabten Landes eine Excursion zu machen. Wir fanden Spuren vom Bisam-Ochsen und vom Rennthier. Zwey Rennthiere kamen uns selbst zu Gesicht, aber der Anblick eines Hundes, den wir bey uns hatten, bewog sie sogleich zur schnellesten Flucht.

Die Zahl nicht nur der Spuren, sondern selbst der Hörner, die wir von diesem Thier und auch vom Bisam-Ochsen fanden, war so groß, daß wir gar nicht zweifeln konnten, das Land sey mit diesen Thieren außerordentlich bevölkert. Wir fanden einen todten Bisam-Ochsen, von dem die Haut und selbst das

Uebrige zum Theil noch in so gutem Zustande war, daß offenbar das Thier erst in diesem Sommer getödtet worden seyn mußte. Das Haar war außerordentlich lang und so fein, wie Wolle. Die vorherrschende Farbe war schwarz, aber weiße Haare von ungemeiner Feinheit, und kürzer als die schwarzen, waren darunter gemischt. Ferner fanden wir von Bären nicht nur Fußstapfen, sondern auch Schädel, und am Gipfel einiger der dürren Hügel, die wir passirten sahen wir zahlreiche von Thieren gemachte Löcher, einige von der gewöhnlichen Größe der Kaninchen-Löcher, andere viel kleiner. Die ersteren hielten wir für Fuchslöcher, die anderen glaubten wir von Feldmäusen herrührend, zumahl da wir die Mäuse-Skelette häufig selbst in ihrer Nähe liegend fanden. Von Vögeln kam auf dieser Excursion nur Eine Art vor, nähmlich der Ptarmigan, und einige Individuen derselben wurden von den Officieren des Griper geschossen. Als wir aber zur Küste zurückgekehrt waren, sahen wir von Emberiza nivalis zahlreiche Schwärme bey dem Schiffe vorbeyfliegen, und ferner kamen vom Lande her eine Heerde wilder Gänse und eine Heerde wilder Enten, die wahrscheinlich eben jetzt ihre Wanderung nach einem milderen Clima begannen.

Längs der Küste fand sich überall eine Unzahl

von kleinen Schaal- und Muschelthieren, ja die letzteren kamen uns, so weit wir ins Land hineingingen, überall da und dort einzeln zerstreut vor, und es war einleuchtend, daß sie von Vögeln oder Quadrupeden, welchen das in der Muschel befindliche Thier zur Nahrung dient, dahin geschleppt worden seyn mußten. Der Boden dieses Landes ist an Güte allem andern in den arctischen Regionen von uns angetroffenen weit überlegen. Längs der Küste und eine ganz kleine Strecke ins Land hinein besteht er freylich bloß aus einem klaren Sande, aber darüber hinaus ist das Land mit schwarzer Dammerde bedeckt, welche in einem gemäßigteren Clima zuverlässig von großer Befruchtungskraft seyn würde. Denn selbst hier fanden wir in den Thälern und an den Stellen, welche hinlängliche Feuchtigkeit hatten, Gras von beträchtlicher Länge und die schönsten Moosarten in Ueberfluß. Die Jahrszeit aber war schon zu weit vorgerückt und der Boden so ausgedörrt, daß der größte Theil der Vegetation bereits zu verschmachten anfing.

Von den Mineralien dieses Landes weiß ich wenig oder nichts zu sagen, denn Felsen oder auch nur einzelne Bruchstücke und Steine waren in äußerst geringer Anzahl hier. Auf den Gipfeln der Hügel und an anderen der Vegetation widerstrebenden Stellen war die Oberfläche mit kleinen Bruchstücken

eines bröcklichen Steins von grünlicher Farbe bedeckt, welche man leicht mit der bloßen Hand zerbröckeln konnte. Einige kleine Stücke Quarz, Thon, Schiefer und Kalkstein wurden auch da und dort gefunden, aber nicht in hinreichender Menge, daß sie als zu den eigentlichen Bestandtheilen des Bodens gehörend betrachtet werden können.

Eine Reihe von uns an der Küste aufgenommener Azimuthe gab eben so sehr einander widersprechende Resultate, als es mit den neulich von uns aufgenommenen der Fall war. Aus Allen das Mittel genommen, gab aber die Abweichung des Compasses 149° östlich. Die verticale Neigung der Nadel war an diesem Orte größer, als an irgend einem andern, wo wir sie zuvor beobachtet hatten, nähmlich 88° 45′. Die Breite des Ortes war 74° 58′, die Länge nach dem Zeitmesser 107° W. Viel Vergnügen machte es uns an diesem Tage, wieder zu finden, daß die Fluth von Westen kam. Als wir landeten, war Ebbe, und während der fünf Stunden die wir am Lande verweilten, war das Wässer bloß 4 Fuß gefallen, so daß wir schließen mußten, Ebbe und Fluth sey an dieser Stelle nur sehr unbeträchtlich. Eine andere Erscheinung aber, die uns vorkam, konnte beynahe zur Annahme des Gegentheils berechtigen. Nähmlich wir fanden das Skelett eines Wal-

fisches und einige Stücke Tannenholz in einer nicht weniger als 2 bis 300 Yards betragenden Entfernung von der Küste, so daß sie nothwendig von den Meereswellen dahin geführt worden seyn mußten, wovon auch das Holz noch die unverkennbarsten Spuren an sich trug, da es von den Eisschollen zerschellt und zerrieben war. Allein es ist doch sehr gut möglich, daß im Frühlinge beym Eisgange die Ueberschwemmungen der Küstengegenden sich oft noch sehr weit über die Fluthmarke hinaus erstrecken, und Gegenstände, die am Strande liegen, von herandrängendem Eise emporgehoben, und sehr weit ins Land hingeführt werden.

Am 3. fuhren wir immer noch längs der Küste dieses Landes hin, machten aber wegen allzuschwachen Windes sehr geringe Fortschritte, und Nachmittags war unsere Länge nur 108°. Aber Mangel an Wind war das einzige Hinderniß, und längs dem Lande hin blieb uns immer völlig eisfreye Bahn.

Am 4. Nachmittags um 7 Uhr ward endlich der erste Theil der Entdeckung der Nordwest-Durchfahrt, dessen Vollbringung von der großbritannischen Regierung einer Premie würdig gehalten worden ist, von uns vollbracht. Nähmlich in dieser Stunde passirten wir den Meridian von 110° westl. Länge nach der Greenwicher Sternwarte. Die wahre Zeit



wenn wir ihn passirten, konnten wir ganz genau ausmitteln, da wir um 2 Nachmittags den schönsten hellen Himmel für unsere Chronometer bekamen. Das aus ihren Resultaten genommene Mittel gab uns 109° 50′ westl. Länge, und unser Log-Buch zeigte uns die Zeit, in welcher die übrigen zehn Meilen zurückgelegt waren. Das einzige uns eben jetzt im Augenblicke der Vollbringung unserer That sichtbare Land war das, an welchem wir vor zwey Tagen gelandet waren, und sonderbar! gerade an der Stelle, die wir hier vor uns hatten, mußte sich ein schroffes Vorgebirg zeigen, das erste und einzige, welches an dieser ganzen Küste, mit der wir durch eine so vieltägige Fahrt an ihr vertraut geworden, gefunden ward. Die Bergkette, welche in dieses Vorgebirge endete, erstreckte sich, so weit unsere Blicke reichten, ins Innere des Landes hinein. Ein wenig westlich vom Cap tritt eine niedrige Landspitze südwärts in das Meer hinein, so daß durch diese Spitze und durch das Cap eine Art von offener Bay gebildet wird. Im Westen dieser bekommt das Land ganz seine alte Beschaffenheit wieder, nähmlich es wird flach, hügellos, und nur ganz allmählig von der Küste nach dem Innern zu sich erhebend. Das Meer war südwärts immer noch mit Eis bedeckt, aber wie gewöhnlich blieb, so weit wir westwärts nur sehen konnten, zwischen ihm

und dem Lande ein offener Canal, so daß zum Vorwärtskommen uns nichts als günstiger Wind fehlte.

Dieser Tag both mir ein merkwürdiges Beyspiel dar von der Unruhe oder dem leidenschaftlich ehrsüchtigen Streben des menschlichen Gemüths. Bisher hatte ich auf dem Schiffe immer laute Aeußerungen des lebhaften Wunsches hören müssen, der Alle beseelte, des Wunsches: wenn wir doch in diesem Sommer den 110. Grad westlicher Länge erreichten! Aber kaum war uns die Erreichung dieses Grades nun wirklich geglückt, als auch gleich das Ausrechnen begann, und Jeden beschäftigte, wie viel Zeit wir nun noch brauchen würden, um sogar bis zum 130. Grade westicher Länge vorzudringen, als dem zweyten Ziele, für dessen Erreichung von der Admiralität eine Prämie bestimmt worden war. Einige unter uns waren in ihren Hoffnungen so sanguinisch, daß sie auch dieses Zieles Erreichung noch vor dem Winter möglich glaubten, ja sehr wahrscheinlich fanden!

Wir waren an diesem Tage schon mit frühem Morgen an einer Stelle jener Küste vorbey gekommen, wo eine so weite Oeffnung in ihr war, daß sie uns geneigt machte, sie für eine völlige Durchfahrt zu halten, so daß das auf der andern Seite der

Oeffnung befindliche Land ein ganz anderes wäre, und jedes eine Insel für sich. Doch war es, als wir bey dieser Oeffnung vorbeyfuhren, noch fast dunkle Nacht, und wie weit sie gehe, ließ sich daher gar nicht bestimmen. Vielmehr war mir nach der außerordentlichen Länge des von uns nun schon so lange Zeit im Auge gehabten Landes es höchst wahrscheinlich, daß es auch von sehr beträchtlicher Breite sey, und daher die erwähnte Oeffnung weiter nichts, als eine sehr tiefe Einbuchtung in dasselbe oder Bay.

Als am 5. das Morgengebeth verrichtet war, wurden sogleich alle auf dem Schiffe befindliche Personen auf das Verdeck gerufen, und Lieutenant Parry machte uns die ämtliche Mittheilung, daß wir am Abende vorigen Tages den Meridian des 110. Grades westlicher Länge nach der Greenwicher Sternwarte passirt, und somit vollgültigen Anspruch auf die 5000 Pfund Sterling erhalten, welche das Parlement als Belohnung dem ersten Schiffe, das jenseits des Polarkreises bis zu diesem Längengrade vordringen werde, ausgesetzt habe. Dieser Mittheilung fügte er den Ausdruck seiner Zufriedenheit mit unserer ganzen bisherigen Aufführung bey, und seine Hoffnung, daß wir fortwährend denselben Eifer und Beharrlichkeitsgeist beurkunden, und so wirklich am Ende das Ziel, welches die Admiralität bey dieser



großer Unternehmung im Auge habe, erreichen werden, welches uns dann nicht nur eine sehr beträchtliche Geldsumme, sondern auch das noch weit höher zu achtende Gut des glänzenden Ruhms verleihe, die Entdecker der Nordwest-Durchfahrt zu seyn, eines Ruhmes, dem nun seit Jahrhunderten von Großbritaniens berühmtesten Seefahrern vergeblich nachgetrachtet worden. Diese laconische, aber mit Pathos ausgesprochene Rede brachte einen wahrhaft staunenswürdigen Enthusiasmus in die Mannschaft, denn Aller Augen funkelten, und ich zweifle gar nicht, er wird sich bey allen künftig vorkommenden Gelegenheiten, wo Enthusiasmus zur Ausdauer nöthig ist, bewähren, obgleich ohnedieß schon die ganze Mannschaft aus Personen besteht, die, wo es auf das Pflichtthun ankommt, durchaus keines Sporns bedürfen. Am Nachmittage kamen wir an eine flache in das Meer hineintretende Landspitze, von welcher sich ein langer Eisstreif südwärts ausbreitete und bis zum großen noch stehenden Eisfelde hinzog. Da der Versuch, diese Eis-Barriere zu durchbrechen, ganz vergeblich gewesen seyn würde, so legten wir uns Nachmittags um 3 Uhr, ungefähr drey Viertelmeilen von der Küste entfernt, vor Anker. Es gehörte zu den Sonderbarkeiten unserer Reise, daß wir jetzt nach so langer Zeit und schon erreichtem

Ziele, zum ersten Mahle auf ihr ankerten. (Ich glaube, die Stelle, wo wir ankerten, müßte den Nahmen Coppermine Roads (Coppermine-Rhede) erhalten, weil sie mit der Mündung des Flusses Coppermine, nach welcher Hearne reiste, unter gleicher Länge ist.)

Abends ward ein Boot an das Land geschickt, um, wie gewöhnlich, an einer erhabenen Stelle eine große Stange aufzurichten u. s. w. Am 6. Vormittags ward an derselben Stelle gelandet (sie war unter 74 46′46″ n. B.), sowohl um Beobachtungen anzustellen, (die Compaß-Abweichung war, verschiedenen Azimuths zu Folge, 127° östlich, und die vertical Neigung 88° 30′), als auch eine Quantität Torf auf das Schiff zu bringen, da das am vorigen Abend da gewesene Boot das Land sehr reich an Torf gefunden hatte, und die Güte desselben rühmte. Allein die Stelle, wo dieser gute zu finden war, ward jetzt verfehlt, und der mitgebrachte wollte nicht brennen. Dagegen ward ein anderes vortreffliches Brennmaterial gefunden, nähmlich Steinkohlen, leider aber nur einige kleine auf der Oberfläche des Bodens zerstreut liegende Stücke, die uns zu nichts frommten, als Cabinetsstücke zu seyn. Sie waren sämmtlich von einer schiefrigen Textur, leicht, schnell und mit einer klaren weißen Flamme brennend, und von etwas bräunlicher

Farbe. Die Basis dieses Theils der Küste bestand aus weißem Sandstein, und der größte Theil der kleinen Halbinsel auf der wir landeten, war mit Bruchstücken eben dieses Sandsteins bedeckt. Der vegetabilischen Erzeugnisse gab es hier weniger, als an der Stelle, wo wir am 2. ostwärts landeten; allein unser Verweilen war auch zu kurz, als daß wir uns sehr hätten umsehen können. Nach dem allgemeinen Aussehen des Landes zu urtheilen, mußten wir ihm einen eben so productiven Boden zutrauen, als bisher irgend ein anderer Theil der Küste gehabt hatte. Wir sahen kein einziges Quadruped selbst, aber Fußstapfen von Rennthieren und Bisam-Ochsen, auch einige Hörner und Knochen von denselben. Von Vögeln ward eine beträchtliche Anzahl gesehen, vornähmlich von Enten, die in kleinen Schaaren an der Küste hin und her flogen, aber so scheu waren, daß wir ihnen nie in Schußweite kommen konnten. Einige Larus glaucus (Glaucus-Möven) und Sterna hirundo (Seeschwalben) wurden auch gesehen, schienen aber ebenfalls sich geflissentlich in einer größeren Ferne von uns zu halten, als wir sonst bemerkt hatten. Von Meerthieren war, wenn ich nicht irre, eine Robbe das einzige, was wir an diesem Tage sahen.

Zwischen 4 und 5 Uhr Nachmittags lichteten wir die Anker, waren aber noch nicht fünf Stun-

den unter Segel gewesen, als wir uns genöthigt sahen, uns an ein Eisfeld zu legen, da wir den Canal zwischen ihm und dem Lande so versperrt fanden, daß wir nicht im Stande waren, uns hindurchzuarbeiten. Wir blieben an dieser Stelle bis 2 Uhr Nachmittags am 7., wo uns die Weiterreise möglich ward. Allein nach Zurücklegung weniger Meilen mußten wir doch schon wieder Halt machen und die Schiffe an ein Eisfeld befestigen, um zu verhindern, daß sie ostwärts getrieben würden, da wir sahen, daß das Eis an dieser Stelle — vielleicht in Folge eingetretener Fluth — mit großer Schnelligkeit ostwärts trieb. An diesem Nachmittage sahen wir zwey Heerden von Bisam-Ochsen nur etwa drey Viertelmeilen von der Küste entfernt, grasen. Die eine Heerde bestand aus 9, die andere aus 5 Individuen. Wir waren ihnen zu entfernt, als daß wir eine recht deutliche Ansicht von ihnen haben konnten. Ihre Hauptfarbe war schwarz, und ihre Größe nach unserer ungefähren Schätzung der einer gewöhnlichen schottländischen Kuh gleich. Auch von zwey Rennthieren hatten wir einen entfernten Anblick.

Am 8. war das Eis immer noch westwäts eine sehr compacte Masse, so daß an kein Durchbrechen zu denken war. Auch das Treiben der Schollen nach Osten sahen wir fortdauern. Wir befestigten die Schiffe, eine



Meile von der Küste, abermahls an festliegendes Eis, und ein kleiner Trupp von Officieren ging an das Land. Dießmahl wurden einige Rebhühner *) und ein weißer Hase (Lepus variabilis Linn.) geschossen; bloß gesehen wurden ein Fuchs, einige Feldmäuse, einige Emberiza nivalis, und ein großer weißer Vogel, den man für eine Eule hielt, und der wahrscheinlich Pennants und Lathams Schnee-Eule (Stryx Nyctea Linn.) war. Schon ehe die Böte landeten, wurden vier Bisam-Ochsen gesehen. Auch einige Stücken Steinkohle brachten die Gelandeten wieder mit, und überhaupt hatte sich gezeigt, daß Boden, Mineralien und Vegetabilien an dieser Stelle ziemlich dieselben seyen, wie an der vorigen, wo gelandet worden war.

Am 10. wich das Eis noch nicht, und wir mußten an derselben Stelle bleiben, an der wir schon seit dem 8. lagen. Daher brachten wieder einige Trupps die meiste Zeit am Lande zu, mit Jagd und Steinkohlensuchen beschäftigt. Die erstere gab jedoch nicht mehr Ausbeute, als drey weiße Hasen und einige Rebhühner. Die Farbe der ersteren war ein bewunderungswürdiges Weiß, und ihre

*) Lagopus mutus Crachs, der weiße Ptarmigan, Pennants white Partridge.

A. d. Ü.

Größe beträchtlich. Einer wog 8 Pfund, und ich glaube, dieß ist im Durchschnitte das Gewicht aller von uns bisher geschossenen und gesehenen. An den Rebhühnern oder Ptarmigans ist das Gefieder auch zum Theil und der untere Theil des Körpers bey Allen ohne Ausnahme ganz weiß, doch sind Rücken und Deckfedern meist mit rostgelben und dunkeln Flecken bestreut. Sie sind etwas größer als das gemeine Rebhuhn, aber nicht ganz so groß wie der rothe Ptarmigan oder Tetrao Scoticus Lathams. Noch am vorigen Abende hatte einer der Jagenden auf einen Bisam-Ochsen geschossen, ihn auch getroffen, aber das Thier hatte darauf nur ein Weilchen vor Grimm den Boden aufgescharrt, und war dann mit einer viel größern Schnelligkeit, als man diesen Thieren bey ihrem schwerfälligen Körper zutrauen sollte, in die Berge geflohen. Jetzt fand man wieder eine Menge Beweise, daß das Land von Bisam-Ochsen außerordentlich stark bevölkert sey, den Hörner und Knochen derselben lagen überall zerstreut umher, und von einem ward auch ein fast vollständiges Geripp gefunden. Von zwey andern fleischfressenden Thieren fand man die Schädel. Der eine war unverkennbar ein Wolfsschädel, der andere, um Vieles kleiner, schien von einem zum Katzengeschlechte gehörenden Thiere zu seyn. Höchstwahrscheinlich ist er

vom Amorock der Grönländer, von welchem man glaubt, daß er zu der Familie Lynx (Luchs) gehöre. Denn die Beschreibung, die uns bey der vorjährigen Reise der uns begleitende Grönländer Sackhouse gab, schien ganz auf die Eigenthümlichkeit des Luchses hinzudeuten, da er dem Amorock einen außerordentlich scharfen Blick und eine ungemeine Schnelligkeit, mit welcher er sich auf seine Beute stürze, zuschrieb.

Am 11. glückte es wirklich, einen Bisam-Ochsen zu schießen; allein dieß geschah in so großer Entfernung von der Küste, daß man ihn liegen lassen mußte. Doch ward ein Stück seines Fleisches auf das Schiff gebracht, gesotten, und weit schmackhafter gefunden, als man nach den früher erhaltenen Berichten davon erwarten durfte. Eine Heerde von 7 oder 8 Individuen ward auch noch gesehen.

Seit zwey oder drey Tagen war nun das Wetter schon sehr wintermäßig geworden. Der Himmel war fast beständig bedeckt, und der Wind blies viel schärfer als vorher. Wenn Windstille kam, — und am 11. war dieß fast den ganzen Tag der Fall, — fiel sogar schon einiger Schnee. Bey diesen Umständen, und zumahl beym Untergang der Sonne, drängte sich uns die Ueberzeugung sehr stark auf, daß der Winter mit schnellen Schritten nahe, und so ertöd-

tete sich allmählig die Hoffnung in uns, daß in diesem Jahre noch bedeutende Fortschritte gemacht werden könnten.

Am 12. entstand ziemliche Bestürzung unter uns, da immer noch vergebens auf die Rückkehr von sieben Mann des Griper (6 Matrosen und 1 Officier) gewartet werden mußte. Diese Menschen waren schon am 10. früh um 4 Uhr an das Land gegangen, um einen etwa 15 bis 20 Meilen weiten Streifzug in das Innere der Insel zu machen, und zu sehen, ob dort Rennthiere und Bisam-Ochsen noch zahlreicher als an der Küste seyen. Ueberhaupt wünschte man zu wissen, wie weit dieses Land sich nordwärts erstrecke. Die Absicht war jedoch nicht, daß sie länger als Einen Tag wegbleiben sollten, und sie hatten auch auf nicht längere Zeit sich mit Lebensmitteln versorgt. Seit dem vorigen Nachmittage war überdieß die Witterung äußerst ungünstig geworden, und es hatte fast beständig geschneyet. Jetzt mußte man daher glauben, daß sie sich ganz verirrten, und nun wurden sogleich, um zu ihrer Zurechtweisung zu dienen, hohe Stangen mit Flaggen auf die Spitzen der höchsten Berge in der Umgebung, wo sie ihre Reise angetreten hatten, errichtet, auch Flaschen an dieselben angebunden, in welchen Zettel lagen, die ihnen den Weg, den sie von da zur nächsten Stange und weiter bis zum Schiffe

zu nehmen hätten, bezeichneten. An zwey der größten Stangen wurden auch Mundvorräthe aufgehängt, und als es dunkelte, ward auf einem der höchsten Berge an der Küste ein großes Feuer angezündet, und ganz oben an die auf dieser Stelle errichtete Stange eine Laterne gehängt, die bis in eine sehr weite Ferne leuchtete. Auch auf die Mastkörbe der Schiffe setzte man Laternen, man feuerte die Kanonen ab, und ließ dann und wann Raketen emporsteigen. Kurz, alles nur Ersinnliche ward gethan, um diesen muthmaßlich Verirrten wieder auf die rechte Spur zu helfen.

Am 13. wurden gleich früh vier Parthieen zu Aufsuchung der Verirrten ausgeschickt. Die Rauhheit der Witterung war anhaltend und unsere Besorgniß stieg daher immer höher. Nachmittags kam eine dieser vier Parthieen zurück, und hatte vier von den Verirrten glücklich aufgefunden. Diese versicherten, daß auch die übrigen Drey nicht sehr weit entfernt seyn könnten, weil sie erst gestern sich von ihnen getrennt. Der Officier, ein sehr verständiger und geschätzter Mann, war noch unter den Vermißten, aber auch diese trafen endlich noch vor Einbruch der Nacht ein. Sie waren sämmtlich äußerst ermüdet, und die Füße der Meisten hatten sehr vom Froste gelitten. Von Nahrungsmangel hatten sie nicht eben auszustehen gehabt, denn Ptarmi-

gans waren in Menge und mit leichter Mühe zu schießen gewesen. Verirrt hatten sie sich schon am frühen Morgen des zweyten Tages. Sie glaubten, von den Schiffen nie weiter als 20 bis höchstens 25 Meilen entfernt gewesen zu seyn. Das Land hatten sie, als sie 15 bis 20 Meilen von der Küste entfernt waren, weit fruchtbarer als an letzterer gefunden. Besonders beschrieben sie die Thäler und Ebenen als mit üppigem Grase und Moosen begrünt. In solchen Ebenen sahen sie mehrere Heerden von Rennthieren, und zwey ebenfalls zu den Hirschen gehörende, aber das Rennthier weit an Größe übertreffende Thiere. Sie glaubten, daß es Elenne gewesen, und die Schilderung, die sie davon machten, widersprach ihrer Hypothese gar nicht. Auch weiße Hasen hatten sie gesehen, aber Bisam-Ochsen im Inneren der Insel gar nicht. Allein den zu ihrer Aufsuchung Abgeschickten waren doch auch unterwegs dergleichen vorgekommen. Einen Landsee hatten sie angetroffen, welcher fischreich war, und zwey der gefangenen Fische — es war eine Art von Truten — brachten sie mit. Sie beschrieben den See als ungefähr 2 Meilen lang und 1 breit.

Zu einem traurigen Ereignisse gab dieses Verirren einer Parthie unserer Leute dennoch Anlaß. Ein Matrose, William Lancaster, hatte auf der Eis-

Seite einen Krug voll Wasser gehohlt und kam unvorsichtig mit demselben an Bord des Schiffes, als eben zur Zurechtweisung der Verirrten eine Kanone abgefeuert ward. Da er gar nicht weit von der Mündung derselben entfernt war, so wurden ihm durch das Pulver Gesicht, Brust und rechter Arm sehr übel zugerichtet und geschunden.

Die Nacht auf den 13. ward so kalt, daß die 7 Verirrten von großem Glücke zu sagen hatten, noch aufgefunden worden zu seyn, denn sie würden diese Nacht schwerlich überlebt haben. Um 3 Uhr des Morgens fiel das Thermometer auf 9°, und dann blieb die Temperatur den ganzen Tag im Durchschnitte nur 15°.

Am 15. hatten wir hellen Himmel, und waren im Stande, unsere Breite und Länge zu bestimmen. Die Breite war 74° 27′, die Länge, nach den Chronometern, 112° 11′. Diese Beobachtungen können aber ein wenig vom Wahren abirren, denn die Messung der Höhen geschah mit dem natürlichen Horizonte, welcher mit Eis bedeckt war. Bey der Breite indeß kann dieser Irrthum gar nicht beträchtlich seyn.

Am 16. früh sahen wir zu unserer Freude durch den scharfen Nordwestwind, der seit zwey Tagen geblasen hatte, das Eis bis in einige Ferne vom Lande hinweggetrieben. Diese gute Gelegenheit zum Wei-

terkommen benutzten wir sogleich, aber als wir 18 bis 20 Meilen westwärts vorgedrungen waren, sahen wir uns schon wieder durch das Eis gehemmt, und es dehnte sich vom Lande an westlich und südlich aus, so weit wir nur sehen konnten. Es war sehr dickes Eis, aber doch bloß aus kleineren Schollen bestehend, so daß wir keine einzige groß genug fanden, unsere Schiffe daran zu befestigen. Die Wassertiefe aber war so beträchtlich, daß es ganz unklug schien, in solcher Nähe der Küste, als es hätte geschehen müssen, den Anker auszuwerfen. Wir steuerten daher wieder ostwärts, und befestigten gegen 8 Uhr unsere Schiffe an einen bey 15 Faden Tiefe feststehenden Eisberg, etwa 7 oder 8 Meilen westlich von dem Orte wo wir an diesem Tage früh aufgebrochen waren. Nachdem wir 4 bis 5 Meilen westlich von da, wo wir diesen Abend angelegt hatten, hinumgesegelt waren, fanden wir, daß sich das Land nord- und westwärts ziehe, und daß jenseits dieses Vorgebirges seine Formation ebenfalls von allen uns östlich bekannt gewordenen Theilen dieser Küste ganz verschieden sey. Seine Beschaffenheit war nähmlich mehr wie die des auf der Nordseite der Passage zwischen dem 86. und 92. Grade westlicher Länge befindlichen Landes, das heißt, gebirgig und an manchen Stellen sehr schroff, und der Boden in der Umgebung der Felsen ebenfalls

wie dort bedeckt mit dem von den Felsengipfeln herabfallenden Schutte.

Am 17. setzten wir unsere Fahrt westwärts fort, bis wir wieder ans Eis kamen, welches wir fast noch in derselben Lage fanden, wie wir es am vorigen Tage verlassen hatten. Wir fanden dieß Eis viel schwerer, als das bisher gewöhnlich angetroffene und fast von der Beschaffenheit, welche gewöhnlich dem grönländischen Eise beygelegt wird, so daß mir höchstwahrscheinlich wird, es sey nicht hier gebildet, sondern Treibeis aus höheren Breiten, oder aus dem Polarmeere.

Es lag, wie gesagt, noch eben so dicht am Lande, und da überdieß die Küste dieses Landes sich nordwärts zog, — welches ein uns ungünstiger Umstand zu seyn schien, — so konnte das Erzwingen eines Canals zwischen diesem Eise und dem Lande, welches bisher unsere gewöhnliche Art zu segeln gewesen war, uns gar nichts frommen, gesetzt auch, es wäre uns gelungen. Denn wir würden dadurch nur von der Bahn zu unserem Ziele abgekommen seyn.

Wir steuerten demnach abermahls ostwärts, und legten Nachmittags bey einem, etwa Kabeltaus-Länge von der Küste feststehenden Eisberge an, gar nicht

weit von der Stelle, wo wir eben gestern angelegt hatten.

In der Nacht ward die Kälte so groß, daß um 6 Uhr des Morgens die Schiffe völlig vom Eise eingeschlossen waren. Wir versuchten, die Böte nach einer an der Küste feststehenden großen Eismasse mit einem Hawser*) abzuschicken, um wo möglich das Schiff fest zu machen; allein das junge Eis war schon so dick, daß die Böte nicht durchbrechen konnten. Wir waren daher genöthigt, bey 39 Faden Tiefe einen Anker auszuwerfen, um zu verhindern, daß wir nicht durch eine in dieser Richtung vorhandene starke Fluth oder Strömung westwärts und mitten in das schwere plumpe Eis hineingetrieben würden. Jetzt litt es keinen Zweifel, daß völliger Winter eintrete, und wenn wir nicht ohne Verzug jetzt umkehren wollten, oder ganz außerordentliche Kraftäußerungen uns hinausbrächten, in diesem Eise zu überwintern, für uns unumgängliche Nothwendigkeit sey. Eine traurigere Stelle dazu, als gerade diese, konnte es aber nicht geben, denn es war eine ganz ausgesetzte

*) „Hawser" ist ein dickes Troß (Tau), das die Engländer als Pferdelien, d. h. zur Festmachung des Schiffes, zum Werpen und zu mannigfacher Hülfe bey der Arbeit mit dem Ankergeräth brauchen. A. d. Ü.

Küste ohne irgend eine Bay, ja ohne irgend eine kleine Landspitze, die einigermaßen Schirm gewähren konnte.

Als wir dieß Alles jetzt reiflich erwogen, ward es jedem einleuchtend, daß, weitere Entdeckungsversuche in diesem Jahre zu machen, nichts anders, als ein muthwilliges Gefährden unserer Schiffe und unseres Lebens sey, ohne die geringste Aussicht auf irgend einigen Gewinn. Wir gingen daher zwischen 9 und 10 Uhr Vormittags wieder unter Segel und steuerten ostwärts, in der Hoffnung, daß es uns gelingen werde, den Ankerplatz, an welchem wir am 6. waren, zu erreichen. Von Mittag an bis 6 Uhr Abends hatten wir einen sehr günstigen Süd- und Westwind, so daß wir einen ziemlichen Weg zurücklegten. Als aber der Wind schwand, sahen wir auch sogleich vom Bay-Eise uns die Bahn ganz abgeschnitten, und alle Versuche, dasselbe mit Gangspill-Barren, Holzblöcken, und dadurch, daß wir unter dem Schiffs-Buge ein Boot darunter wälzten zu durchbrechen, waren vergeblich. Leider ward eben jetzt, wo wir uns so gehemmt sahen, die Nothwendigkeit unserer Rückkehr uns ganz sonnenklar, denn wir gewahrten ein schreckliches Eisfeld, das sich mit großer Schnelligkeit westwärts bewegte, und auch fest an die Küste anlegte, von welcher wir nur eine Vier-

telmeile entfernt waren. Dieß machte unsere Lage verzweifelt; da aber der Gefahr, die uns betrohte, durch unsere eigene Kraft einmahl nicht zu entgehen war, so legten wir uns bey zehn Faden Tief vor Anker, nachdem wir vom Eise gedrängt uns der Küste bis in die gefährliche Nähe von weniger als Kabeltauslänge genähert hatten. Hier erwarteten wir in großen Aengsten die Ankunft des Eisfeldes. Denn ob wir gleich vom Eise schon der Küste zugedrängt worden waren, so waren wir doch noch nicht in Berührung mit dem Felde selbst gekommen, sondern nur vom Bay-Eise, welches vom Felde vor sich hergetrieben ward, fortgeschoben worden. Zum Glück war ganz in der Nähe der Stelle, wo wir ankerten, ein großer Haufe von aneinander angereiheten auf dem Grunde fest liegenden Eismassen, so daß das Feld, als es ankam, an diesen Eisberg anprallte. Der Anprall war fürchterlich, und ungeheure Massen wurden dadurch vom Felde sogleich abgebrochen, und auf den Gipfel des schon fest sitzenden Eises geschoben, von welchem viele wieder auf das Feld hinabfielen oder glitschten. Dieses Arbeiten des Eises hielt eine Zeitlang an, bis endlich die Kraft des Eisfeldes, welches Anfangs in der Stunde zwey Meilen zurücklegte, ziemlich gebrochen war. Ich brauche wohl nicht erst zu sagen, daß, wenn unsere Schiffe

sich zwischen dem Eisberge und diesem Eisfelde befunden hätten, ihre Zertrümmerung ganz unvermeidlich gewesen wäre.

Der Griper war unglücklicher als wir, er verlor in der Nacht zum 19. einen Anker und das unter seinen Bug zum Bahnbrechen durch das Eis befestigte Boot. Aber solche Verluste konnten für gar nichts gerechnet werden nach einer so eben geglückten Rettung aus der allerschrecklichsten Gefahr, die uns Allen den schnellen Untergang bringen konnte.

Am 20. sahen wir zwischen 4 und 5 Uhr des Morgens das Eis wieder westlich gehen. Wir machten also abermahls die Schiffe fest, und suchten uns jenen Eisberg so gut wie nur möglich zum Protector zu erhalten. Es gelang. Aber den Griper betraf schon wieder Unglück; um halb 8 Uhr stieß die Ecke eines vorbeyschwimmenden Eisfeldes so heftig an ihn an, daß er binnen wenigen Minuten auf den Strand gedrückt war und fest saß. Zum Glück war es gerade Ebbezeit, und als die Fluth eintrat, hob er sich wieder, ohne irgend einen Schaden genommen zu haben. In einer sehr großen Gefahr aber hatte er geschwebet, denn auf der Seite nach der Küste war, als er festsaß, nur 6 Fuß tief Wasser. Verletzt konnte er nicht werden, weil er auf bloßem Sande saß. Ein Bisam-Ochse ward wieder gesehen, auch 2 bis 3

Flüge von Ptarmigans. Aber jetzt nahmen andere Dinge unsere Aufmerksamkeit in Anspruch. Wir hatten schon kein anderes Wetter mehr als Kälte und rauhes Schneegestöber, die ganze Bühne, auf der wir uns herumtrieben, hatte ein trauriges Aussehen.

Am 21. konnten wir es nicht räthlich finden, unter Segel zu gehen, da das Eis mit größerer Schnelligkeit als gewöhnlich sich bewegte. Am 22. früh aber ward der Wind mäßiger und setzte zugleich nordwärts und westwärts um. Diesen günstigen Wechsel benutzten wir sogleich. Vom schweren Eise litten wir nun bey unserer Weiterfahrt wenig, aber desto mehr vom jungen oder Bay-Eise, und wir würden gar nicht durch dasselbe hindurch gekommen seyn, hätten wir nicht sehr guten Wind im Rücken gehabt.

Zwischen 7 und 8 Uhr Abends ankerten wir, und zwar etwa 2 Meilen im Osten an der Stelle, wo wir am 5. dieses Monaths zum erstenmahle auf der ganzen Reise den Anker ausgeworfen hatten.

Am 23. segelten wir weiter, und kamen bis sehr nahe an den Eingang in Coppermine Harbour. Hier ankerten wir Mittags wieder, und hofften sogleich in jenen Hafen einfahren zu können. Allein das zum Lothen in ihn geschickte Boot brachte uns die Nachricht, daß die größte Wassertiefe am Eingange nur 14 Fuß sey, welche für keines unserer Schiffe

hinreichte. Doch fand sich 2 oder 3 Meilen westlich davon ein anderer Hafen, oder vielmehr eine kleine Bay. Dieser steuerten wir zu, mit dem Vorsatze, in ihr unser Winterquartier zu nehmen.

An diesem Tage wurden wieder einige Robben gesehen, die einzigen Thiere, die uns die zwey letzten Tage darbothen.

Am 24. erreichten wir den Eingang der zu unserm Winterquartier ausersehenen Bay glücklich. Die Mannschaften beyder Schiffe wurden sogleich beordert, einen Canal in den Hafen zu sägen, und dieß ging ihnen so gut von statten, daß sie gegen 6 Uhr Nachmittags schon einen 35 Fuß breiten und über eine halbe Meile langen Canal gemacht hatten. In ihn wurden die Schiffe noch an diesem Abende gezogen. Die Dicke des zu durchsägenden Eises war 7 bis 8 Zoll.

Wir fanden auf dem Eise an der Stelle, wo der Canal gesägt war einen todten Schwan. Dieß ist der einzige Schwan, den wir auf beyden Reisen in diesen Regionen zu Gesicht bekommen haben.

(Die Fortsetzung folgt.)

Otto von Kotzebue's,
russisch-kaiserlicher Marine-Lieutenant,
Nachrichten
von den
Sandwich-Inseln.

Bruchstück aus dessen Entdeckungs-Reise in die Süd-See und nach der Berings-Straße zur Erforschung einer nordöstlichen Durchfahrt. Unternommen in den Jahren 1815, 1816, 1817 und 1818, auf Kosten Sr. Erlaucht des Herrn Reichs-Kanzlers Grafen Rumanzoff, auf dem Schiffe Rurick. Weimar, 1821. 3 Bände mit Kupfern und Charten. 4.

Den 24. November mit Tagesanbruch näherten wir uns der Bay; einige Böte, vom Könige geschickt, kamen uns entgegen, und ich benutzte die Gelegenheit, Elliot mit den Herren Gelehrten ans Land zu schi-

cken, um den König mit dem Zweck unserer Reise bekannt zu machen. Da die Insel O Waihi keinen bequemen Hafen biethet, so hatte ich beschlossen, sobald ich mit dem Könige über die Lieferung der Lebensmittel übereingekommen, nach der Insel Wahu zu segeln, wo sich nach Elliots Versicherung, ein, noch in keiner Reisebeschreibung angeführter, sicherer Hafen befinden sollte; ich ließ also den Rurick unter Segel, und lavirte in kurzen Borden in der Nähe des Landes. Das amerikanische Schiff, welches in Karakakoa gelegen, sahen wir jetzt nach Ti-utatua segeln, wo es, obgleich man in dieser Bay unsicher liegt, da sie offen ist und der Grund aus Korallen besteht, die Anker warf. Um 8 Uhr Morgens hatte Elliot seine Geschäfte glücklich und vortheilhaft für uns beendigt, er kam mit zwey der vornehmsten Chefs des Landes, von denen der eine ein Bruder der Königinn war, an Bord, und diese bewillkommten uns im Nahmen des Königs. Es waren ein Paar außerordentlich lange, herkulisch gebaute Leute, deren Anzug, nach der neuesten Mode in O Waihi, uns sehr auffiel, indem er bloß aus einem schwarzen Frack, und einem kleinen, weißen Strohhute bestand. Von Elliot erfuhr ich, daß der König wirklich die Ankunft des feindlichen Kriegsschiffes erwartet, und gleich den Befehl ertheilt hatte, die ganze Küste mit Soldaten zu

besetzen, welche auch schon 400 Mann stark mit Flinten bewaffnet, bereit standen.

Der König ließ mir sagen: er bedaure sehr, mich nicht auf dem Schiffe besuchen zu können, indem sein mißtrauisches Volk ihm das nicht erlaube, er selbst habe eine bessere Meinung von uns, nachdem sein Raja ihn mit dem Zweck unserer Reise bekannt gemacht, er lade mich zum Zeichen seiner freundschaftlichen Gesinnungen, in sein Lager, wo er mich mit einem in der Erde gebackenen Schweine bewirthen wolle. Zu meiner Sicherheit hatte er befohlen, daß einer der Chefs, so lange ich im Lande wäre, an Bord bleiben sollte, und so fuhr ich um 10 Uhr in Begleitung des Herren Elliot, Schischmaref und eines Chef, Nahmens*) John Adams, ans Land. — Die Aussicht auf das Lager des Königs war nur durch eine schmale, aus nackten Felsen bestehende Landzunge verborgen, als wir aber um diese herum geschifft, überraschte uns der Anblick der reizendsten Landschaft. Wir befanden uns in einer kleinen Sandbay, geschützt vor den Wellen des Meeres, auf spiegelglattem Wasser; am Ufer lag ein freundliches Palmenwäldchen, unter dessen Schatten sich

*) Es ist hier der Gebrauch, den Nahmen der Europäer, mit denen man Freundschaft geschlossen, anzunehmen.



mehrere gut gebaute Strohhäuser befanden; durch die grünen Blätter der Bananen schimmerten rechts zwey blendend weiße, nach europäischer Art gebaute Häuser von Stein hervor, wodurch dieser Ort das gemischte Ansehen eines europäischen und O-Waihischen Fleckens erhielt, welches unserm Auge einen befremdenden aber reitzenden Anblick gewährte. Links, dicht am Wasser, stand auf einer durch Kunst hervorgebrachten Anhöhe das Murai des Königs, umringt von großen hölzernen Statuen, welche karikaturmäßige menschliche Figuren vorstellen, und seine Götter sind. Der Hintergrund dieses Thals bildet der majestätisch hohe Berg Mauna-Woroway, dessen Höhe nach meiner Berechnung 1687 Toisen beträgt; er erhebt sich an dieser Seite ziemlich steil; an seinem Abhange wechseln grüne Felder und Thäler mit schönen Wäldern, zwischen welchen man nicht selten mächtig große, überhängende Lava-Felsen gewahr wird, die der ganzen Landschaft, durch den Wechsel von Wildniß und Cultur, ein mahlerisches Ansehen geben.

Eine Menge mit Flinten bewaffneter Insulaner standen am Ufer; der König kam uns mit einigen seiner vornehmsten Krieger bis zum Landungsplatz entgegen, trat, als wir ausgestiegen, auf mich zu und schüttelte mir herzlich die Hand. Die Neugier

trieb das Volk von allen Seiten herbey, aber es herrschte die größte Ordnung und weder Lärm noch Zudringlichkeit war erlaubt. Da stand ich nun neben dem berühmten Tammeamea, der die Aufmerksamkeit von ganz Europa auf sich gezogen, und mir jetzt durch seinen Anstand und durch sein ungezwungenes, freundliches Benehmen das größte Zutrauen einflößte. Er führte mich in seinen Strohpallast, der nach hiesiger Landesart nur aus einem einzigen geräumigen Saale bestand, und wie alle Häuser hier, dem Landwinde sowohl, wie dem Seewinde freyen Durchzug gestatten, wodurch die drückende Hitze gemildert wird. Man both uns recht niedlich gearbeitete europäische Stühle, setzte einen Mahagoni-Tisch vor uns, und so hatten wir sämmtliche Meubeln des Pallastes in Besitz. Obgleich der König steinerne, europäisch gebaute Häuser besitzt, so zieht er diese einfache Wohnung doch vor, um die Landessitte nicht zu verletzen; alles was er als nützlich erkennt, ahmt er nach, und sucht es seinem Volke beyzubringen; Palläste von Stein erschienen ihm überflüßig, da die Strohhäuser bequem sind, und er nur das Glück, nicht aber die Bedürfnisse seiner Unterthanen vermehren will. Tammeameas Anzug, der aus einem weißen Hemde, blauen Hosen, einer rothen Weste und einem schwarzen Halstuch bestand, fiel mir auf, denn ganz an-

ders hatte meine Phantasie seinen königlichen Schmuck mir ausgemahlt. Zuweilen soll er sich prachtvoll kleiden, indem er mehrere gestickte Uniformen und andere Kleidungsstücke besitzt. Die Vornehmen, welche bey seiner Audienz gegenwärtig, alle auf den Fußboden Platz genommen hatten, waren in einem noch sonderbarern Kostüm als das des Königs, denn die schwarzen Fracks auf dem bloßen Leibe nehmen sich höchst lächerlich aus; dazu kommt, daß sie ihnen selten passen, da sie von amerikanischen Schiffen eingetauscht sind, wo die Leute nicht leicht die Größe und Dicke der vornehmen Sandwichaner erreichen. Dem einen der Minister, saß die Taille hoch auf dem Rücken; nur mit der größten Gewalt war der Rock zusammen gezogen, er schwitzte in seinem engen Staat, und man sah ihm sein Elend an, aber die Mode erlaubte ihm nicht sich von dieser Last zu befreyen. Es ist sonderbar, daß die Wilden uns Europäer noch übertreffen im Ertragen der Unbequemlichkeiten, welchen die Gewalt der Mode sie unterwirft.

Die Schildwachen an der Thür waren ganz nackt; eine Patrontasche mit einem Paar Pistolen hatten sie um den Leib gebunden, und eine Flinte hielten sie in der Hand. Nachdem der König uns recht guten Wein eingeschenkt, und selbst auf unsere Gesundheit davon getrunken hatte, machte ich ihm meine Absicht

bekannt, hier frische Lebensmittel, Wasser und Holz einzunehmen. Ein junger Mann, Nahmens Cook, der einzige Weiße den der König um sich hatte, war gewandt, nicht ohne Bildung, und sprach fertig die Sprache des Landes; er hatte früher auf einem Schiffe als Steuermann gedient, sich aber schon vor mehreren Jahren auf dieser Insel niedergelassen, wo er in des Königs Gunst stand, und ein beträchtliches Stück Land besaß, dieser machte jetzt den Dollmetscher zwischen uns. Tammeamea ließ mir Folgendes sagen: „Ich erfahre, daß Sie Anführer eines Kriegsschiffes und auf einer ähnlichen Reise wie Cook und Vancouver begriffen sind, folglich sich mit dem Handel nicht abgeben; ich bin deßhalb gesonnen, keinen mit Ihnen zu treiben, sondern Sie unentgeldlich mit allem zu versorgen, was meine Inseln hervorbringen. Diese Sache ist hiermit abgethan, und bedarf weiter keiner Erwähnung. Jetzt aber bitte ich Sie, mir zu sagen, ob der Wille Ihres Kaisers ist, daß seine Unterthanen mich in meinem hohen Alter anfangen zu beunruhigen? Seit Tammeamea König dieser Inseln ist, hat kein Europäer Ursache gehabt, sich über ein Unrecht zu beklagen, das ihm hier widerfahren wäre. Ich habe meine Inseln zur Freystatt aller Nationen gemacht und jedes Schiff, das Lebensmittel zu haben wünschte, mit Rechtschaffenheit damit versorgt. Vor einiger Zeit

kamen von der amerikanischen Colonie Sitka, Russen her, eine Nation, mit der ich früher nichts zu thun gehabt hatte; diese wurden freundlich aufgenommen und mit dem Nöthigen versorgt, aber sie haben mir schlecht gelohnt, indem sie auf der Insel Wahu meine Unterthanen feindselig behandelten und mit Kriegsschiffen drohten, welche die Insel erobern sollten; indeß, so lange Tammeamea lebt, wird das nicht geschehen! — Ein russischer Arzt, Nahmens Scheffer, welcher vor einigen Monathen herkam, gab vor, von dem Kaiser Alexander hergeschickt zu seyn, um auf meinen Inseln zu botanisiren; nun hatte ich viel Gutes von dem Kaiser Alexander gehört, und besonders wohl gefiel mir seine Tapferkeit; ich erlaubte also dem Herrn Scheffer nicht nur zu botanisiren, sondern versprach ihm jeden Beystand, schenkte ihm ein Stück Land mit Bauern, wodurch es ihm nie an Lebensmitteln fehlen konnte, mit einem Wort, ich suchte ihm den Aufenthalt hier so angenehm als möglich zu machen und ihm keine seiner Forderungen zu verweigern. Was aber war die Folge von meiner Gastfreundschaft? Schon in OWaihi vergalt er meine Güte mit einem Undank, den ich geduldig ertrug; hierauf reiste er, seinem Wunsche gemäß, von einer Insel zur andern, und ließ sich endlich auf der fruchtbaren Insel Wa-

hu nieder, wo er sich als mein ärgster Feind bewies, indem er dort das Murai, unser Heiligthum, zerstörte, und auf der Insel Otuwai den König Tamary, der sich meiner Macht schon vor Jahren unterwarf, gegen mich aufwiegelte. Dort befindet sich Scheffer noch diesen Augenblick und bedroht meine Inseln." — So lautete die Erzählung des Königs, für deren Wahrheit ich nur in so fern bürgen kann, als Tammeamea jeden Europäer, der sich bey ihm niederläßt, bey einer guten Aufführung sehr vorzieht, und allgemein als ein biederer, rechtschaffener Mann bekannt ist. Herrn Scheffer kenne ich nicht persönlich, habe aber späterhin erfahren, auf welche Weise er auf die Sandwich-Inseln gerieth. Er diente nähmlich als Arzt auf dem, der russisch-amerikanischen Compagnie gehörigen Schiffe Suworof, das unter Führung des Lieutenant Lasaref 1814 von Kronstadt nach Sitka ging. Lasaref ließ, aus mir unbekannten Gründen, Doctor Scheffer 1815 in Sitka zurück, und trat seine Rückreise nach Europa ohne Arzt an. Herr Baranof, welcher sich als Director aller russisch-amerikanischen Colonien gewöhnlich in Sitka aufhält, und dessen Ruf nicht der beste ist, nahm ihn in seinen Schutz, schickte ihn nach den Sandwich-In-

seln; in welcher Absicht? — das ist unbekannt; was er dort getrieben, wissen die Leser.

Ich betheuerte Tammeamea, daß die schlechte Aufführung der Russen hier durchaus nicht auf den Willen unseres Kaisers zu schieben sey, da dieser nie seinen Unterthanen eine unrechtmäßige That befehle; die Größe seines Reichs verhindere ihn aber, die schlechten Handlungen gleich zu erfahren, die indeß nie unbestraft blieben, wenn sie zu seinen Ohren gelangten. Meine Versicherung, daß der Kaiser nicht gesonnen sey, seine Inseln zu erobern, erfreute den König sehr; die Gläser wurden so gleich auf die Gesundheit des Kaisers geleert; er ward noch herzlicher als zuvor, und wir konnten uns keinen angenehmern und zuvorkommendern Wirth wünschen. Mit einer für sein Alter bewundernswürdigen Lebhaftigkeit führte er die Unterhaltung, that allerley Fragen über Rußland, und machte Bemerkungen. Nicht immer war Cook im Stande die Worte des Königs zu übersetzen, welche der O Waihischen Sprache eigenthümlich und so witzig waren, daß seine Minister oft in ein lautes Gelächter ausbrachen. Eine von Tammeameas Frauen spatzirte bey unserm Hause vorbey, und wünschte mir durch die Thür freundlich einen guten Tag, durfte aber nicht herein treten, da dieses des Königs Speisehaus war. Mit

des Königs Erlaubniß machten wir in Cooks Begleitung einen Spaziergang, wobey uns fünf nackte Soldaten als Ehrenwache mitgegeben wurden. Wir besuchten die Favorit-Königinn Kahumanna, deren Vancouver erwähnt, fanden bey ihr auch die beyden andern Frauen, und wurden von allen freundlich empfangen. Das Haus, welches Kahumanna bewohnt, ist niedlich gebaut, und im Innern sehr reinlich; die Diele, worauf die drey Frauen nach asiatischer Sitte Platz genommen, war mit feinen, hübsch gearbeiteten Matten bedeckt, sie selbst ziemlich verhüllt in dem feinsten hiesigen Zeuge. Kahumanna saß in der Mitte, an ihren beyden Seiten, die andern Frauen, und ich erhielt die ehrende Einladung, mich ihnen gegenüber auch auf die Diele zu setzen; sie thaten mehrere neugierige Fragen, die ich durch Cook zu ihrer Zufriedenheit beantwortete. Es wurden Wassermelonen gebracht, und Kahumanna war so artig, selbst eine zu zerschneiden und mir ein Stück davon zu reichten. Die Hauptbeschäftigung der königlichen Frauen besteht im Tobackrauchen, sich das Haar auskämmen, mit einem Fächer die Fliegen vertreiben, und im Essen. Nur Tammeamea raucht nicht, sonst aber hat dieser Gebrauch auf den Sandwich-Inseln seit einigen Jahren so überhand genommen, daß kleine

Kinder früher rauchen als gehen, und die Erwachsenen das Rauchen so übertreiben, daß sie davon sinnlos niederfallen und oft daran sterben. Die Tobackspflanze, welche von Europäern hergebracht ist, wird mit Sorgfalt cultivirt, und ist einheimisch geworden; der Geruch ist sehr angenehm, der Toback aber äußerst stark. Der Pfeifenstiele bedürfen sie hier nicht; die Pfeifenköpfe aber, welche sie nach Landessittte immer an der Seite hängen haben, machen einen Theil des königlichen Schmucks aus; diese waren von der Größe der beträchtlichsten Meerschaumpfeifen, aus dunkelm Holze gearbeitet, und mit Messing beschlagen, was aber nur reiche Leute haben können. Mit vielem Wohlgeschmack that Kahumanna einige Züge aus der Pfeife, schluckte einen Theil des Rauchs nieder, und ließ den übrigen durch die Nasenlöcher heraus; halb betäubt reichte sie mir die Pfeife, und als ich dankte, gab sie sie, verwundert über meine europäische Dummheit, ihrer Nachbarinn, und diese überließ sich nach einem kurzen Genuß der dritten Frau; sobald auf diese Weise die Pfeife geleert war, wurde eine neue gestopft, und begann den nähmlichen Kreislauf. Die zweyte Beschäftigung der Damen ist das Frisiren ihres, nach der Mode, kurz geschnittenen Haars; nur über die Stirn lassen sie es ein Paar Zoll lang wachsen,

schmieren es mit einer weißen klebrigen Masse ein, und kämmen es in die Höhe; die schneeweißen Strahlen, die dadurch über das dunkelbraune Gesicht emporsteigen, geben demselben ein abenteuerliches Ansehen. Alle drey Königinnen waren sehr große dicke Weiber, die ein halbes Jahrhundert überlebt hatten, und wohl nie hübsch gewesen seyn mochten. Ihr Anzug unterschied sich von dem der übrigen Damen durch verschiedene seidene Tücher. Vor der Thür saß auf einer Matte, die Tochter des Königs, ein ziemlich hübsches Mädchen; hinter ihr stand ein kleiner Negerknabe, der ihr einen seidenen Schirm über den Kopf hielt, um sie vor den Sonnenstrahlen zu schützen; ein Paar andere Knaben verscheuchten mit rothen Federbüschen die Fliegen aus ihrer Nähe; die ganze Gruppe nahm sich niedlich aus. Als ich aufstehen wollte hielt mich K a h u m a n n a zurück, um sich noch mit vieler Theilnahme nach V a n c o u v e r zu erkundigen; dieser hatte nähmlich während seines dortigen Aufenthalts T a m m e a m e a mit K a h u m a n n a entzweyt gefunden, und Versöhnung gestiftet. Die Nachricht seines Todes schien sie zu betrüben. — Nachdem wir die Frauen des Königs verlassen, besuchten wir seinen Sohn. C o o k erzählte mir, daß dieser Prinz als Thronfolger, schon in die Rechte des Vaters getreten sey, welche in

Erfüllung der wichtigsten Tabus*) bestehen; Tammeamea hat dieses aus politischen Gründen so eingerichtet, damit nach seinem Tode keine Revolution entsteht; denn sobald der Sohn das wichtigste königliche Tabu vollbringt, ist er heilig, steht mit den Priestern in Verbindung, und Niemand wagt es, ihm den Thron streitig zu machen. Der Prinz erhält, wenn er in die Rechte des Vaters getreten, den Nahmen Lio-Lio, d. h. Hund aller Hunde, und als einen solchen fanden wir ihn wirklich. Wir traten in ein reinliches Häuschen, in welchem Lio-Lio, eine lange, dicke, nackte Figur, ausgestreckt auf dem Bauch lag, und nur träge den Kopf erhob, um seine Gäste anzuschauen; neben ihm saßen einige nackte Soldaten mit Gewehren, welche das Ungeheuer bewachten; ein junger hübscher Sandwichaner verscheute ihm mit einem rothen Federbusch die Fliegen, und ich hätte lieber diesen, seiner interessanten Phisiognomie und seines anständigen Betragens wegen, für des Königs Sohn gehalten. Tammeamea, der sich durch seine weise Regierung einen Nachruhm erworben, und den Grund zur

*) Das erste Tabu des Königssohnes besteht darin, daß Niemand ihn am Tage sehen darf; begegnet dieses einem Unglücklichen, so muß er seinen Frevel mit dem Tode büßen.

Bildung und Cultur seines Volkes gelegt hat, müßte einen Nachfolger haben, der das angefangene Werk mit Eifer und Vernunft fortsetzte. Für die Schifffahrt wäre es sehr wichtig, wenn die Sandwich-Inseln mit Europa auf demselben Grad der Cultur ständen, und die Engländer, welche diese Inseln unter ihre Protection genommen, sollten dafür sorgen, daß nach Tammeamea's Tode ein vernünftiger Mann ihm folgte, und jede Revolution vermieden würde. Auch verdient Tammeamea wohl, daß man ihm hier ein Denkmahl errichte. Mit vieler Trägheit richtete sich endlich der Hund aller Hunde auf, und ein dummes, nichts sagendes Gesicht gaffte uns gähnend an. Meine gestickte Uniform schien seinen Beyfall zu haben, denn er sprach weitläufig darüber mit einem Paar nackter Kammerherren. Sein Alter konnte ich nicht erfahren, da man hierüber keine Rechnung führt; ich schätzte es ungefähr auf 22 Jahr, und glaube, daß seine ungeheure Corpulenz von der liegenden Lebensart herrührt.

Zu Mittag kehrten wir nach Tammeamea's Wohnung zurück, wo ich überrascht war, am Ufer 60 — 70 Fuß lange Lastböte, ganz nach europäischer Art gebauet, zu sehen, die dazu gebraucht werden, Lebensmittel von einer Insel zur andern zu transportiren. Tammeamea bemüht sich europäische

Schiffsbaumeister in sein Land zu ziehen und bezahlt ihren Unterricht gut. Während unsers Spazierganges waren wir immerfort von einer Menge Männer und Weiber begleitet, die viel Lärm und Spaß machten, sich aber dabey anständig betrugen. Tammeamea empfing uns freundlich, und nach einigen Fragen, wie mir der Ort gefallen, ließ er uns Wein reichen, und führte uns hierauf in ein niedliches, dicht neben dem Murai gebautes Häuschen, wo der Tisch nach europäischer Art schon gedeckt stand. Er gab vor, daß in dem Hause wo wir früher gewesen, kein Schweinefleisch gegessen werden dürfe, weil seine Weiber in dessen Nähe wohnten; Jung aber, der den König ganz studiert hat, erklärte mir die Sache anders: er meinte nähmlich, der König habe das Haus neben dem Murai, worin er seine Opfermahlzeiten gewöhnlich hält, deßhalb zu unserm Speisehause gewählt, weil er das zu unserer Bewirthung gebackene Schwein, seinen Göttern aus Dankbarkeit für die Versöhnung mit den Russen opfern wolle. Bey den Mahlzeiten der Männer, dürfen die Weiber bey Todesstrafe nicht zugegen seyn, weshalb auch jede Familie außer den Wohnhäusern, noch zwey andere besitzt: das Speisehaus der Männer und das der Weiber. Die Tafel war nur für uns Europäer gedeckt und der König und seine Mini-

ster genossen nichts, obgleich sie gegenwärtig waren; weil, wie er sagte, das Schweinefleisch heute für ihn Tabu (verbothen) sey. Das Opferfleisch, welches auf einem Palmenzweige in der Mitte des Tisches ruhte, ward von einem der Minister, unter verschiedenen Ceremonien zerlegt, und außer dieser Speise bewirthete man uns mit süßen Pataten, Jams und gebackenen Taro-Wurzeln. Der König war während der Mahlzeit sehr gesprächig; er unterhielt zuweilen mich, und dann wandte er sich wieder an seine Minister, die sich über seine Einfälle des Lachens nicht enthalten konnten. Er liebt den Wein, doch genießt er ihn nicht im Ueberfluß, und war immer besorgt unsere Gläser zu füllen. Als er nach englischer Manier die Gesundheit aller seiner Gäste einzeln getrunken, forderte er uns auf, unsere Gläser auf das Wohl unsers Kaisers zu leeren, und nachdem dieses geschehen, überreichte mir einer seiner Minister, einen bunten mit vieler Kunst gearbeiteten Federkragen, den der König an feyerlichen Tagen, z. B. zu Kriegszeiten selbst getragen. Hierauf sagte er mir durch Cook, obgleich er selbst ziemlich gut englisch spricht: „Ich habe gehört, daß euer Monarch ein großer Held sey; ich liebe ihn darum, weil ich selbst ein solcher bin, und schicke ihm diesen Kragen als Zeichen meiner Liebe. Nach-

dem wir gespeist und das Haus verlassen, war der König sehr besorgt, daß auch meine Ruderer gut bewirthet werden möchten; er trug dieses einem der Chefs auf, und sogleich wurde der Tisch von Neuem gedeckt; sie mußten sich setzen, und wurden mit der nähmlichen Aufmerksamkeit bedient, die man uns erwiesen. Gewiß sind die Matrosen in ihrem Leben nicht so vornehm bewirthet worden; denn eben so wie bey uns, stand während des Essens hinter jedem ein Canaka mit einem Federbusch, um ihm die Fliegen abzuwehren. Tammeameas erster Gang war jetzt nach dem Murai; hier umfaßte er eine der Statuen, welche besonders reichlich mit Früchten und Stücken eines geopferten Schweines behangen war, mit den Worten: „Diese sind unsere Götter, die ich anbethe; ob ich Recht oder Unrecht daran thue, weiß ich nicht, aber ich folge meinem Glauben, der nicht böse seyn kann, da er mir befiehlt, nie Unrecht zu thun.“ Diese Aeußerung von einem Wilden, der durch eigene Kraft sich zu diesem Grade der Bildung aufgeschwungen, verräth viel gesunde Vernunft, und hatte für mich etwas sehr Rührendes. Wenn der König im Murai ist, darf Niemand hinein, und wir bewunderten, während der Zeit, die aus Holz geschnitzten, colossalen Götzenbilder, welche die furchtbarsten Karrikaturen darstellten. Bald gesell-

te sich Tammeamea wieder zu uns, führte uns in das Haus wo er uns zuerst aufgenommen, und wir setzten uns wie vorher auf Stühle, während die Vornehmen ihre Plätze auf der Diele einnahmen. Jetzt kam die Zeit heran, in der Tammeamea seine Mahlzeit zu halten pflegt, er entschuldigte sich, daß er in unserer Gegenwart essen würde, und sagte: „ich habe gesehen wie die Russen essen, jetzt könnt ihr eure Neugier befriedigen, und einmahl zusehen, wie Tammeamea ißt." Der Tisch war nicht gedeckt, sondern die Speisen standen in einem entfernten Winkel auf Bananenblättern, welche statt der Schüsseln dienten, bereit, besondere Aufwärter brachten sie kriechend bis in die Nähe des Königs, wo ein Vornehmer sie in Empfang nahm, und auf den Tisch setzte. Das Mahl bestand aus gesottenen Fischen, Jams, Taro-Wurzeln, und einem gebratenen Vogel, nur wenig größer als ein Sperling, der sich auf den Gipfeln der Berge aufhält, sehr selten, und nur eine Speise für die königliche Tafel ist. Der König speiste sehr schnell und mit vortrefflichem Appetit, unterhielt sich aber dabey unaufhörlich; statt des Brotes dient der Taro-Teig, welcher durch Wasser verdünnt ein weicher Brey wird, der, obgleich der König recht schönes Tischgeräthe besitzt, in einer Kürbisschale zu seiner Rechten steht, in diese

fährt er mit dem Zeigefinger hinein, wenn er Fisch oder Fleisch ißt, und schmiert sich eine gute Portion davon mit vieler Geschicklichkeit in den Mund und diese unappetitliche Art zu essen, wird von dem Könige bis auf den Gemeinsten beobachtet. Tammeamea, welcher sich bey der ganzen Mahlzeit nur seiner Finger bediente, und wohl merkte, daß ich seinen Bewegungen aufmerksam folgte, sagte mir: das ist Gebrauch in meinem Lande, und ich will davon nicht abgehn!" —

Sein Spuckdosen-Träger verläßt ihn keinen Augenblick, indem er die Dose, welche aus Holz in Form einer Schnupftobacksdose gearbeitet und mit einem Deckel versehen ist, immer bereit hält, der Deckel wird aufgehoben, wenn der König gesonnen ist auszuspucken und dann schnell wieder zugeschlagen. Dieses sorgfältige Aufbewahren des königlichen Speichels rührt von dem Aberglauben her, daß im Besitze dieses Schatzes ihre Feinde ihnen durch Zauberey keine Krankheit zuschicken können. Nach der Mahlzeit des Königs wurde endlich beschlossen, was ich aus Wahu für Lebensmittel erhalten sollte, diese bestanden aus 43 Schweinen, einer verhältnißmäßigen Anzahl Hühnern und Gänsen, allen Gattungen Früchten, welche die Insel hervorbringt, und Holz, so viel mir selbst beliebte. Tammeamea sagte

mir, er habe nach einem Vertrauten geschickt, der mich nach Wahu begleiten, und dort auf die genaue Erfüllung seiner Befehle sehen sollte, überdieß sey mir ein Begleiter nöthig, um in den Hafen von Wahu einzulaufen, da dieses sonst keinem russischen Schiffe erlaubt werde. Diese auffallend großmüthige Behandlungsweise eines halbwilden Monarchen übertraf meine Erwartung, und ich überzeugte mich immer mehr, daß Tammeamea als König nicht leicht zu ersetzen seyn werde, da seine Regierung sich so glänzend auszeichnet durch Gerechtigkeit, Bildung seiner Unterthanen, und Einführung nützlicher Künste. Um ihn einigermaßen meine Dankbarkeit zu beweisen, schenkte ich ihm, im Nahmen des Kaisers, zwey metallene achtpfündige Mörser mit allem Zubehör auf deren Laveten der Nahme: Rurick, eingeschnitten war; ein Geschenk, das ihm sehr viel Freude machte. Ferner verehrte ich ihm, da sein Vorrath ausgegangen war, ¼ Pipe Wein, und versprach ihm aus Wahu noch einige Stangen Eisen zu schicken, die er, zum Bau der Böte, nothwendig brauchte. Es war mir sehr angenehm, seine Geschenke mit lauter ihm nützlichen Gegengeschenken erwiedern zu können. Einige sehr schöne, große Aepfel, die ich noch aus Californien mitgebracht, waren dem König etwas neues; er theilte gleich seinen Ministern davon mit,

uns als alle sie sehr wohlschmeckend fanden, wurden die Kerne aufbewahrt, um den Versuch zu machen, ob diese Bäume hier fortkämen, woran ich keinesweges zweifle. Die Kunst unsers Mahlers ward, da einige der Vornehmen in der größten Geschwindigkeit sprechend ähnlich gezeichnet waren, allgemein bewundert. Selbst Tammeamea sah den Arbeiten des Herrn Choris mit Erstaunen zu, widerstand aber lange meinen Bitten, sich, wie sie hier sagen, aufs Papier bringen zu lassen, weil er mit dieser Kunst wahrscheinlich Vorstellung von Zauberey verband. — Erst als ich ihm vorstellte, wie erfreut unser Kaiser seyn würde, wenn er sein Bild erhalte, verstand er sich dazu, und zu meiner großen Verwunderung gelang es Herrn Choris, ihn sehr gut zu treffen, obgleich Tammeamea, um ihm das zu erschweren, keinen Augenblick ruhig saß und immerfort Gesichter schnitt, wogegen all mein Bitten nichts fruchtete. Um fünf Uhr Abends verabschiedeten wir uns vom Könige, der uns noch einmahl wiederhohlte, daß wir auf der Insel Wahu keinen Mangel leiden sollten. Da unser Begleiter noch nicht angekommen war, so versprach ich, ihn unter Segel in der Nähe des Landes zu erwarten. Ein wohlgewachsenes, zahmes Pferd, das der König durch ein amerikanisches Schiff aus Amerika bekommen, hielt

er als Seltenheit, und ließ es frey umher laufen. Eine Menge kleiner Knaben hatten am Ufer den Sand hart getreten, und zeichneten darauf, vermittelst einer Ruthe, mit vieler Geschicklichkeit den Rurick unter Segel. Von Elliot de Castro, der mir versprochen hatte, mich bis Wahu zu begleiten, mußte ich mich trennen, so schwer es mir auch ward; der König wünschte seinen Leibarzt und Naja wieder bey sich zu haben, und diese Bitte konnte ich ihm nicht abschlagen. Ohne Herrn Elliots Gegenwart, wären wir vielleicht ein Opfer fremder Schuld geworden, und unstreitig verdanken wir ihm die freundschaftliche Aufnahme welche uns hier zu Theil ward. Schon hatten wir ein Paar Stunden gekreuzt und noch war unser Begleiter nicht da; die Sonne ging unter, und da die Nähe des Landes in der Dunkelheit uns gefährlich war, so ließ ich einige Kanonen lösen, um uns dem Könige in Erinnerung zu bringen. Endlich erschien um acht Uhr Herr Cook mit unserm Begleiter, der, weil er tief im Lande war, nicht früher hatte kommen können; dieser, ein lebhafter, mit natürlichem Verstand, begabter Mann, Nahmens Manuja, gehörte nicht zu den Vornehmsten des Landes, besaß aber im höchsten Grade das Vertrauen des Königs, welches sich hauptsächlich dadurch äußerte, daß er ihm kostbare

europäische Waaren aus seinem Schatz in Verwahrung gegeben. Cook erzählte mir, daß Tammeamea nie auf den Stand seiner Unterthanen Rücksicht nehme, seine Vertrauten gewöhnlich aus den niedern Classen wähle, und sich selten in seiner Wahl irre. Seine Vornehmen behandelt er zwar gerecht, doch streng, und da er ihnen wenig traut, so müssen sie ihn gewöhnlich auf seinen Reisen begleiten, wodurch er ihnen die Gelegenheit, sich durch eine Verschwörung von seiner Herrschaft zu befreyen, benimmt. Sie haben nicht vergessen, daß Tammeamea der Eroberer ihrer Länder, und jetzt Alleinherrscher ist, und sie würden gewiß ihr Eigenthum wieder zu erobern suchen, wenn er nicht so gut verstände, sie in seiner Gewalt zu erhalten.

Mit Hülfe eines schwachen Landwindes, der sich hier in der Regel einige Stunden nach Sonnenuntergang einfindet, traten wir unsere Fahrt nach der Insel Wahu an. Ich rathe jedem Seefahrer, welcher von O Waihi nach Wahu segelt, sich in der Nähe der Küste zu halten, wo der Land- und Seewind am frischesten weht, da hingegen in der Entfernung einiger Meilen vom Lande Windstillen herrschen, die durch den Mauna-Roa verursacht werden. Sobald man den Canal zwischen O Waihi und Muve erreicht hat, erhält man den wahren Passat

und mag dann getrost den Cours nach Wahu richten, ohne vom Mauna-Roa etwas zu befürchten. Für diejenigen meiner Leser, welche keine Seeleute sind, und nicht wissen, was ich unter Land- und Seewinde verstehe, wird ein kurze Erklärung nicht überflüßig seyn. Bey allen hohen Inseln, die zwischen den Tropen dem ewigen Passat-Winde ausgesetzt sind, bringt die, unter dem Winde sich befindende Küste, d. h. die, welche der vom Passat angewehten, gegenüber liegt, bey Tage einen Wind aus der See hervor, der dem Lande zuströmt, während der Nacht aber den ganz entgegengesetzten. Die Erklärung dieser Erscheinung ist einfach: am Tage nähmlich wird das Land durch die brennende Sonne so erhitzt, daß es an Wärme das Meer übertrifft; daher strömt die Luft aus der kälteren Gegend in die wärmere, und bringt den sogenannten Seewind hervor. Nachts ist es umgekehrt; die See ist wärmer als das Land, und daraus entsteht der Landwind.

Den 25. November hatten wir fast den ganzen Tag Windstille, die Insel O Waihi und Muve waren deutlich zu sehen, beyde gewähren dem Seefahrer durch ihre Riesenhöhe einen erhabenen Anblick; die drey hohen Berge auf O Waihi nebst den auf der Insel Muve, erheben sich stolz bis in die Wolken. Ich hatte sowohl dieses Mahl als beym zwey-

ten Besuch, den ich den Sandwich-Inseln abstattete, die beste Gelegenheit, ihre Höhe zu messen, da ich sie oft ganz frey von Wolken sah, und theile hier das mittlere Resultat meiner Messung mit. Auf der Insel O Waihi der Berg Mauna-Roa 2482,4 Toisen, Mauna-Koah 2180,1 Toisen, Mauna-Wororai 1687,1 Toisen. Auf der Insel Muve der höchste Gipfel 1669,1 Toisen.

Während der Nacht erhielten wir den Passat und segelten der Insel Tauroa so nahe vorbey, daß wir eine Menge Feuer am Ufer sahen. Den 26. bey Tagesanbruch befanden wir uns in der Nähe der Insel Ranai, jetzt aber wurde der Wind so schwach daß wir erst Nachmittags die S W Spitze der Insel Wahu erblickten, und am Abend noch fünf Meilen davon entfernt waren. Da ich nicht hoffen konnte, noch heute den Hafen zu erreichen, so beschloß ich, während der Nacht mich in der Nähe der Wahititi-Bay zu halten, die durch Vancouver hinlänglich bekannt ist, und in welcher sich der neue Hafen befinden soll. In O Waihi sagte man, der Strom bey Wahu setze so stark nach W, daß man sich hüthen müsse, unter den Wind der Insel zu gerathen, ich habe aber das Gegentheil erfahren, indem ich bey Tagesanbruch fand, daß der Strom uns acht Meilen nach S O versetzt hatte, obzwar der Wind recht

frisch aus S O blies, und sehr hohe Wellen das Schiff beunruhigten.

Mein Begleiter M a n u j a war diese Nacht seekrank geworden, sein Diener, ein junger Sandwichaner von 14 Jahren, nicht im Stande sich zu bewegen. Ich hatte M a n u j a, da er sich sehr anständig zu benehmen wußte, und im Gebrauch der Messer, Gabel und Löffel keinesweges verlegen war, an unsern Tisch genommen; er aß was man ihm vorlegte, mit gutem Appetit, trank gern einige Gläser Wein, und betrug sich überhaupt so, daß es schien als sey er schon öfter auf europäischen Schiffen gewesen.

Am 27. Nov. früh nahm ich den Cours auf die Westspitze der Wahititi-Bay, welche durch den darauf befindlichen, zuckerhutförmigen Berg *) unverkennbar ist; wir doublirten sie aber, des schwachen Windes wegen, erst gegen Mittag. Wahu ist sowohl von den Eingebornen als von den Europäern

*) Die Engländer nennen diesen Berg: Diamanten-Hügel, eine Benennung, die durch den dort gefundenen, und für Diamanten gehaltenen Quarz-Krystall entstanden ist. Noch jetzt scheint man der Meinung zu seyn, daß dieser Berg Diamanten enthalte, und hat deßhalb den Einwohnern verbothen, ihn zu besuchen. J u n g schenkte mir einen Stein von diesem Quarz, und meinte: er könnte, wenn auch kein Diamant, doch wohl ein edler Stein seyn.

als die fruchtbarste Insel der ganzen Gruppe aner- kannt; man nennt sie den Garten der Sandwich- Inseln, und sie hat ein Recht zu diesem Nahmen, durch die außerordentliche, mit der reitzendsten Natur verbundene Cultur. Die schroffen, spitzigen Felsen, welche den südlichen Theil der Insel bilden und sich 509 Toisen über die Meeresfläche erheben, benehmen dem Ankommenden den Glauben an die große Frucht- barkeit der Insel; kaum aber hat man den gelben Diamantenhügel umschifft, so wird man durch freund- liche Landschaften überrascht. Gleich am Ufer sieht man grüne mit Bananen und Palmen bewachsene Thäler, wo die Wohnungen der Wilden zerstreut liegen, hinter diesen erhebt sich das Land allmählig, alle Berge sind mit freundlichem Grün bedeckt, und tragen das Gepräge des Fleißes. Hier hat man den südlichen Theil der Insel vor sich, welcher in gerader Linie zwanzig Meilen von O nach W fortläuft, ohne daß die Beschaffenheit des Landes sich ändert. Von dem nordwestlichen Theil Wahus sieht man hier den höchsten Berg der Insel hervorragen, dessen Höhe nach meiner Berechnung 631, 2 Toisen beträgt. Wir segelten jetzt an dem Dorfe Wahititi vorbey, neben welchem Vancouver auf einem gefährlichen Pla- tze vor Anker gelegen, ohne zu ahnen, daß er sich in der Nähe eines sehr bequemen Hafens befand,

und sahen durch unsere Fernröhre schon den Flecken Hana = rura, an den sich der Hafen gleiches Nahmens schließt. Ein Canot mit drey Mann kam uns entgegen; Manuja rief den Leuten zu, sprang ins Wasser, und erreichte als geschickter Schwimmer bald das Boot, womit er ans Land fuhr, um den dortigen Befehlshabern unsere Ankunft zu melden, und uns wegen des beschwerlichen Eingangs in den Hafen einen Lotsen zu schicken. Wir befanden uns jetzt in der Nähe von Hana = rura und sahen mehrere, auf europäische Art gebaute Häuser, welche gegen die Hütten der Eingeborenen einen sonderbaren Contrast bildeten. Die Umgebungen von Hana = rura sind reitzend; im Hafen sah man eine Festung, auf welcher Tammeameas Flagge wehete; in der Nähe lagen mehrere Schiffe vor Anker, und das Ganze hätte ein europäisches Ansehen, wenn nicht Palmen und Bananen an einen andern Welttheil erinnerten. Um zwey Uhr Nachmittags schickte uns der Gouverneur einen Lotsen; dieser hieß Hebottel, war von Geburt ein Engländer, stand in Diensten des Königs, und seine Geschäfte waren, alle ankommende Schiffe in den Hafen zu bringen. Auch wir kamen jetzt an den Eingang desselben, und mußten, seinen Wünschen gemäß, die Anker fallen lassen. Die Tiefe betrug acht Faden über einen Grund von Ko=

rallen und Sand. Die Beschaffenheit des Landes bringt es hier mit sich, daß der Wind den ganzen Tag aus dem Hafen weht, daher müssen die Schiffe vor demselben den Morgen erwarten, indem kurz vor Aufgang der Sonne eine Windstille eintritt, welche benutzt wird, das Schiff in den Hafen zu bugsiren. Es war mir unangenehm, hier vor Anker zu liegen, da man bey einem starken südlichen Winde, der sich bey Wahu öfters einfindet, ohne Rettung verloren ist; ein Riff an dem sich die Brandung heftig brach, war nur hundert Faden von uns entfernt, und doch ist dieses die einzige Stelle, wo man vor Anker liegen kann, weil etwas weiter die Tiefe unergründlich wird; überdem war die Beschaffenheit des Bodens so schlecht, daß unsere Ankertaue in zwölf Stunden sehr gelitten hatten. Die ganze Küste ist von Korallen-Riffen eingefaßt, die sich an manchen Stellen eine Meile und weiter in die See erstrecken, und hinter diesen hat die Natur den schönen Hafen Hana-rura gebildet, der von der Meeresseite durch die Riffe gegen die Wuth der Wellen geschützt ist, und den man den ersten in der Welt nennen könnte, wenn der Eingang für große Schiffe nicht zu seicht wäre. Sobald wir die Anker geworfen, fuhr ich ans Land, um dem Gouverneur K a r e i m o k u meine Aufwartung zu machen; obgleich aber M a n u j a vor uns

angelangt, unsere freundschaftlichen Gesinnungen erklärt, und die Befehle des Königs bekannt gemacht hatte, so waren dennoch alle Einwohner durch die Erscheinung eines russischen Kriegsschiffes in Unruhe und unter Waffen. Am Landungsplatze ward ich von dem Engländer Jung *) unter den furchtbarsten Geschrey der bewaffneten Insulaner empfangen, und als ich auszusteigen zögerte, rief Jung mir zu, daß ich nichts zu befürchten hätte, und half mir selbst aus dem Boot. Wir gingen in Begleitung einer Menge Soldaten, die die Zudringlichkeit des Volks abwehrten, in seine hübsche, sehr reinliche Wohnung, wo bald darauf auch Kareimoku mit dem vornehmsten Adel erschien. Er sowohl als sein Gefolge, waren in der Tracht des Landes gekleidet, die aus einem weiten weißen Gewande besteht, das aus Zeug von Baumrinde verfertigt, und nach römischer Art über die rechte Schulter gehängt wird; außerdem haben sie eine Patrontasche und ein Paar Pistolen um den nackten Leib geschnallt. Der ganze Zug kam gerade aus der Festung, wo im Fall eines Angriffs bereits alle Anstalten zur Vertheidigung getroffen waren. Ka-

*) Jung, einer der ersten Vertrauten des Königs, hält sich schon über 20 Jahre auf diesen Inseln auf, und war jetzt nach Wahu geschickt, um die Festung zu erbauen. Sein Lebenslauf ist durch Vancouvers Reisen bekannt.

reimoku's herkulische Figur, verbunden mit seinem vornehmen Anstande, erschien vortheilhaft in dem römischen Costüm; sein Gesicht verrieth Verstand, und da er diesen wirklich besitzt, so haben ihm die hiesigen Engländer den Nahmen Pitt beygelegt. Er begrüßte mich auf europäische Art, mir die Hand schüttelnd, und nachdem er mich zum Sitzen genöthigt, und sich ebenfalls mit seinem Gefolge niedergelassen hatte, war meine erste Sorge ihm sein Mißtrauen gegen uns zu benehmen. Jung machte ihn mit der Absicht unserer Reise bekannt; sein finsteres Gesicht erheiterte sich ein wenig, und er ließ mir Folgendes sagen: die Götter sind Zeugen, daß wir den Russen nie Unrecht gethan, dennoch haben sie uns Gutes mit Bösem vergolten! Ich versicherte, daß alles, was Scheffer (über welchen er sich hauptsächlich beklagte) hier gethan, gegen den Willen unsers Kaisers geschehen sey, und suchte ihn auch über die Zukunft, die er noch immer fürchtete, zu beruhigen. Unser Gespräch endigte damit, daß er mir versprach, Tammeamea's Befehle, die ihm heilig seyen, in Rücksicht meiner zu befolgen, und morgen früh um vier Uhr möchte ich eine Kanone lösen, zum Zeichen für die Böte, welche mich in den Hafen bringen sollten; hierauf schieden wir freundschaftlich. Im Hafen lagen drey Schiffe; zwey

davon, ein großer Dreymaster und eine hübsche Brigg gehörten Tammeamea, der sie gegen Sandelholz eingehandelt hat. Der Dreymaster, der den Nahmen Albatros führt, dient fürs erste als Transportschiff, um von Wahu nach OWaihi Lebensmittel zu führen, wird aber in Zukunft unter Tammeamea's Flagge mit Sandelholz nach Canton gehen, um dort chinesische Waaren einzutauschen. Die englische Regierung hat sich anheischig gemacht, seine Flagge überall zu ehren, und seinen Handel in Canton zu unterstützen, und unstreitig werden die Sandwichaner in ihrer Bildung rasch fortschreiten, wenn ihr Handel nach Canton blühend wird. Der Brigg ist der Nahme der Königinn, Kahumanna, beygelegt; sie kann ihrer Größe nach, achtzehn Kanonen führen, ist wie ein Kriegsfahrzeug zum Schnellsegeln gebaut, und vertritt jetzt bey Tammeamea die Stelle eines solchen Schiffes. Ursprünglich ist diese Brigg, welche sehr schnell segeln soll, von den Franzosen zum Kaper-Schiff erbaut, und führte damahls den Nahmen la grande Guimbarde; sie wurde von den Engländern genommen, und an englische Kaufleute verkauft, die ihr den Nahmen Forester of London beylegten; mit dem Capitän Piccord, der auf derselben mehrere Reisen von West-Amerika nach Canton gemacht,

kam dieses Schiff in die Südsee, und hier ward der schon bekannte Handel mit Tammeamea geschlossen. Nach dem Verkauf des Schiffes trat Piccords zweyter Officier, Alexander Adams, in des Königs Dienste, ward Commandeur desselben, und hat als solcher monathlich fünfzig Piaster Gehalt, und alle Lebensmittel, die ihm täglich zugeschickt werden, frey; die Mannschaft besteht aus sechs Europäern und einigen Landeskindern. Das dritte Schiff Traveller of Philadelphia, unter amerikanischer Flagge, war eben im Herumsegeln begriffen, als ich mit dem Rurick anlangte. Der Besitzer desselben, Nahmens Wilcoks, dessen Bruder in Canton amerikanischer Consul ist, besuchte mich. Herr Wilcoks hatte schon vor einigen Jahren Canton verlassen, und sein Schiff mit chinesischen Waaren beladen, um an den Westküsten Amerikas mit den spanischen Kolonien Schleichhandel zu treiben; es war ihm aber unglücklich ergangen; in Walpareso kam er in Gefahr, sein Schiff zu verlieren, und nur ein glücklicher Zufall rettete ihn selbst von der Gefangenschaft. Nach vielen vergeblichen, mit Gefahr verbundenen Versuchen, seine Ladung im südlichen Amerika los zu werden, segelte er, erschöpft von der langen Seereise nach Botanibay, um sich zu erhohlen und mit Lebensmitteln zu

versorgen, und dort gab ihm der Gouverneur vom Port Jackson ein Schreiben des Königs von England an Tammeamea, nebst verschiedenen Geschenken, worunter sich auch schön gestickte Uniformen befanden, mit. Ferner wird, wie Herr Wilcoks mir erzählte, auf Befehl der englischen Regierung in Port Jackson ein hübsches Schiff für Tammeamea erbaut; aus allem diesen läßt sich schließen, daß die Engländer die Sandwich-Inseln in ihren besondern Schutz genommen, sie vielleicht jetzt schon im Stillen als ihr Eigenthum betrachten, und sie gewiß, sobald es die Umstände erlauben, ganz in Besitz nehmen werden. Herr Wilcoks war jetzt gesonnen, nach der Küste Californien zu segeln, um dort sein Glück zu versuchen. Ehe wir schieden gab er mir noch Nachricht von einer Inselgruppe, welche 1814 von dem Schiff Amerika, aus den vereinigten Staaten, geführt von Capt. Andreas Walter, auf einer Fahrt von den Marquesas nach Canton entdeckt worden ist. Diese Gruppe soll aus niedrigen, stark mit Wald bewachsenen Korallen-Inseln bestehen, und ungefähr dreyßig Meilen im Umfange haben. An ihrer westlichen Seite hat der Capitän einen bequemen Ankerplatz gefunden und ist dort gelandet, um einige Ziegen auf der Insel zurückzulassen. Die observirte

Breite derselben ist 3° 48′ nördlich, Länge nach den Chronometern 159° 15′ westlich von Greenwich.

Den 28. November. Mit Tagesanbruch ward eine Kanone gelöst, und bald erschien der königliche Lotse, Herr Hebottel, begleitet von acht Doppelcanots, jedes mit 16 — 20 Ruderer bemannt. In jedem derselben befand sich der Eigenthümer, hier von den Engländern Jerri oder Chef genannt, um beym Bugsiren auf Ordnung zu sehen; der alte Jung saß auf einem kleinen, leichten Kahn, und dirigirte das Ganze. Der Jubel auf den Böten war unterhaltend, man scherzte und lachte, selbst die Arbeiten wurden spielend verrichtet, und die erwachsenen Sandwichaner erschienen wie scherzende Kinder. Wir hatten vollkommene Windstille, die Anker wurden gelichtet, und die Canots bugsirten uns mit solcher Gewalt, daß der Rurick, nach dem Log drey Meilen die Stunde lief. Nach einer halben Stunde hatten wir den Hafen erreicht, und warfen die Anker in der Entfernung eines Pistolenschusses vom Lande, der Festung gegenüber auf acht Faden Tiefe. Jetzt kam Jung an Bord, um mir zu melden, daß die Canots nicht dem Könige angehörten, und daß wir jedem Eigenthümer drey Piaster zu zahlen hätten, wogegen ich als Führer eines Kriegsschiffs, von der Bezahlung des Anker-

grundes *) frey sey. Obgleich ich es seltsam fand, daß man mich nicht früher davon unterrichtet, so mußte ich mich jetzt schon dem Gesetze unterwerfen und vierzig Piaster auszahlen. Kaum waren die Anker geworfen, als eine große Menge Sandwichanerinnen, theils schwimmend, theils auf Böten den Rurick umringten; alle wollten an Bord kommen, und waren entrüstet, als ihnen der Zutritt versagt ward. Ich hatte, um die nothwendigen Arbeiten vorzunehmen, das Schiff auf einige Tage für Tabu erklärt; die liebenswürdigen Nymphen sangen uns noch einige Liebeslieder, und kehrten hierauf voll Verwunderung über unsere Grausamkeit, zurück.

Am 29. Heute hat man angefangen, uns auf Tammeamea's Befehl mit Lebensmitteln zu versorgen, täglich erhalten wir Taro, Jams, Cocosnüsse, Bananen und Wassermelonen in Ueberfluß; die Schweine sind so groß, daß die ganze Mannschaft in zwey Tagen nicht Eins verzehren kann, weshalb uns von der empfangenen Anzahl über die Hälfte übrig blieb, die ich theils einsalzen, theils lebendig mitnehmen ließ. Das Schweinefleisch wird hier von einem Spanier, Nahmens Marini, (er hält sich

*) Für alle Handelsschiffe herrscht hier das Gesetz nach ihrer Tiefe einen Piaster für den Fuß Ankergrund Geld zu bezahlen.

hier schon seit Jahren auf, und stand früher in der Gunst des Königs) so vortrefflich eingesalzen, daß ich einiges davon, noch ganz unverdorben nach St. Petersburg gebracht habe. In Amerika, den Colonieen der Spanier, wird das Fleisch nicht gesalzen, weil sie glauben, daß es schon während des Salzens selbst in Fäulniß übergehe; in Chili nimmt man zur Schiffsprovision in der Sonne getrocknetes Fleisch, das saft- und kraftlos ist. Man hat unter den heißen Himmelsstrichen beym Salzen besonders darauf zu sehen, daß die Knochen herausgenommen, und daß das Blut durch schwere Gewichte ausgepreßt werde.

Ein Mißverständniß brachte heute das Volk gegen uns auf, es griff bereits nach den Waffen, und die Sache wäre vielleicht schlimm abgelaufen, wenn sich Jung nicht zu rechter Zeit ins Mittel gelegt; die Ursache war folgende: Da der Hafen Hana-rura so viel ich weiß noch von Niemand aufgenommen, und gewiß nur wenigen Seefahrern bekannt ist, so beschloß ich einen Plan von demselben zu entwerfen, und schickte deßhalb den Untersteuermann Chremtschenko ab, welcher an verschiedenen Puncten lange Stangen mit daran befestigten Flaggen, eingraben mußte. Die Erscheinung dieser Flaggen brachte die Einwohner zur Verzweiflung, denn

einst hatte Scheffer eine russische Flagge aufgezogen, mit den Worten: ich nehme die Insel in Besitz! und daher zweifelten sie nicht, daß auch ich den ersten Schritt zur Eroberung gethan. Als Jung zu mir kam, und mich dringend bath, die Flaggen wegnehmen zu lassen, erklärte ich ihm meine unschuldige Absicht, vertauschte die verhängnißvollen Läppchen gegen Besen, und damit war die Ruhe wieder hergestellt. Um das Vertrauen des Volks noch mehr zu gewinnen, ließ ich den Kareimoku bitten, daß er Morgen zu Mittag den Rurick mit seiner Gegenwart beehren möchte. Das Schiff Albatros, von Europäern commandirt, und mit Eingebornen bemannt, verließ heute Wahu, um Lebensmittel nach OWaihi zu bringen.

Den 30. November. Kareimoku hatte meine Einladung angenommen, und erschien gegen Mittag mit seiner Frau, Herrn Jung und den vornehmsten Edelleuten (Jerris) unter denen sich auch der Bruder der Königinn Kahumanna befand; auch Jung brachte seine Frau, eine nahe Verwandte Tammeamea's, mit. Kareimokus Ernst hatte sich, da sein Mißtrauen verschwunden war, in Freundlichkeit verwandelt; er drückte mir herzlich die Hand, und sagte verschiedene Mahle: Aroha! (Gott grüß Euch.) Meine Gäste hatten sich alle in den

höchsten Staat geworfen; kaum erkannte ich Kareimoku, welcher in der Tracht eines englischen Steuermanns, mit gewichsten Stiefeln und einem dreyeckigen Hute prangte; es saß ihm aber alles so enge, daß er kein Glied frey zu bewegen vermochte, und ihn die Mittagshitze in dieser Tracht zu ersticken drohte; nicht minder stolz, aber eben so unbequem, bewegten sich die übrigen Jerris in ihren europäischen Anzügen, und man sah hier Matrosen, Modegecken und Herrnhuther in buntem Gemisch. Alle waren durch ihren Schmuck in der peinlichsten Lage, und erinnerten an geputzte Affen. Da ist die Kleidung der Minister Tammeamea's doch vorzuziehen, die sich nur auf einen Frack beschränkt. Es ist hier so weit gekommen, daß selbst dem gemeinsten Manne ein europäisches Kleidungsstück zum Bedürfniß geworden ist, daher man auf dem Lande die lächerlichsten Figuren erblickt; mancher geht im bloßen Hemde, ein anderer hat Hosen, und ein dritter paradirt in einer Weste. Gewiß kaufen die Amerikaner in ihren Städten alle aus der Mode gekommenen Kleider auf, und verhandeln sie hier mit großen Vortheil. Einer meiner Gäste hatte einen unendlich langen Rock an, mit Knöpfen von der Größe einer Obertasse, die er unaufhörlich mit Wohlgefallen betrachtete. Die Damen hingegen ver-

hüllen sich ganz in ihren eigenen Zeugen (Tappa) und nur den Hals schmückt ein seidenes Tuch. Madam Jung macht, als die Frau eines Europäers, eine Ausnahme, und kleidet sich in kostbare chinesische Seidenzeuge, europäisch. Ihr gefälliges Gesicht, und ihr, für eine Halbwilde, sehr bescheidenes Betragen, fielen mir angenehm auf, dahingegen Kareimokus Gemahlinn, lang und derb, sich sehr unweiblich betrug. Da der Raum es für eine so zahlreiche Gesellschaft in der Cajüte nicht gestattete, so ward der Tisch auf der Schanze gedeckt; aber umsonst hatten unsere Köche ihre ganze Kunst aufgebothen, um den Sandwichanern eine recht hohe Idee von einem russischen Gastmahle beyzubringen; sie aßen nichts. Unglücklicherweise wußte ich nicht, daß das Schweinefleisch nothwendig im Murai eingeweiht seyn muß, um von ihnen gegessen zu werden; jetzt war nicht allein dieses, sondern alle Speisen Tabu, weil sie mit dem Braten auf einem Feuer bereitet waren. Da saßen nun meine Gäste, in ihrem drolligen Staat, und waren nüchterne Zuschauer einer europäischen Mahlzeit, bis sie sich endlich, auf meine inständige Bitten entschlossen, etwas Zwieback, Käse, und Früchte zu genießen; Wein und Branntwein schienen nicht Tabu, den sie leerten fleißig ihre Gläser. Leider sind die Insulaner den geistigen Ge-

che zuweilen in langen Reihen zusammenhängen, zuweilen auch zerstreut liegen, gleichen denen in O Waihi. Einige Europäer, die sich hier anbauten, bewohnen Häuser, die als Mittelding zwischen den unsrigen und den dortigen gelten können. Der Spanier Marini, welcher sich ein Haus von Stein gebaut hat, ist jedem der die Insel Wahu besucht zu empfehlen; er hat viele nützliche Pflanzen eingeführt, für deren Fortkommen er sorgt, und ist bis jetzt der einzige, der eine ansehnliche Heerde von Rindern, Kühen und Schafen besitzt. Im Innern des Landes gibt es viel Rindvieh, das vor vielen Jahren von Europäern hergebracht, sich sehr vermehren soll, es ist aber jetzt so verwildert, daß man in die Gebirge geht, um es mit der Flinte zu erlegen. Jeden Abend treibt ein nackter Sandwichaner Marinis Heerde, worunter sich auch Pferde befinden, die er aus Amerika kommen ließ, nach Hause. Noch lebte schon seit dreyßig Jahren auf dieser Insel ein Engländer Nahmens Homs, der früher Kareimokus Posten bekleidete und dessen Biederkeit allgemein anerkannt ist. Da alle Europäer, welche sich hier niederlassen, Sandwichanerinnen heirathen, so muß einst der Urstamm verloren gehen. Meine Absicht in die Festung zu gehen, ward vereitelt durch das Wort Tabu!, welches mir die Schildwache zu-

rief; später erfuhr ich, daß der Eintritt jedem Fremden, besonders Europäern untersagt sey. Kareimoku hält sich immer in der Festung, an der noch gearbeitet wird, auf, und da ihnen der Gebrauch der Kanonen nicht geläufig ist, so haben sie den Engländer George Bekley, der früher auf einem Kauffarthеyschiffe diente, zum Commandanten ernannt. Die Festung selbst ist nichts weiter, als ein mit Kanonenlöchern versehenes Viereck; die Mauern sind zwey Faden hoch aus Korallenstein errichtet. Ich besuchte Jung, der mir den Brief des Königs Georg an Tammeamea, den nähmlichen, welchen Wilkocs aus Port Jackson mitgebracht, zu lesen gab. Es war in englischer Sprache geschrieben, und Tammeamea Majestät titulirt. Ich theile hier den Hauptinhalt desselben mit: König Georg von England, sagt seiner Majestät dem Könige der Sandwich-Inseln seinen innigen Dank für den ihm, durch die Fregatte Cornwallis überschickten Federmantel. Er versichert ihn seiner Freundschaft und Protection, und meldet, daß es der ganzen englischen Seemacht anbefohlen sey, alle Schiffe welche unter Flagge seiner Majestät des Königs Tammeamea erschienen, mit Achtung zu behandeln! Am Schluß des Briefes ist noch von dem Schiffe die Rede, das in Port Jackson für ihn ge-

baut, und von Geschenken, die seiner Majestät geschickt sind; und aus dem Ganzen erhellt, daß Tammeamea von der englischen Regierung als wirklicher König anerkannt ist. Alle schriftlichen Sachen die dieser erhält, werden dem Herrn Jung in Verwahrung gegeben, der das besondere Vertrauen des Königs sowohl als des Volks besitzt, der aber schon alt und schwach, wohl bald seinem Cameraden Davis, der uns durch Vancouver bekannt ist, ins Grab folgen wird. Die Sonne näherte sich ihrem Untergang als ich bey dem Murai vorbey ging, wo eben Kareimoku in Begleitung Chamissos und verschiedener Jerris hinein trat. Dieses Murai ist in einiger Entfernung von Hanarura sehr eilig erbaut, weil die Einwohner das alte welches durch Eindringen von Scheffers Leuten entheiligt war, zerstören mußten. Die Wuth der Eingebornen ist damahls gränzenlos gewesen, und gewiß hätten Scheffers Untergebene, ohne Jungs Dazwischenkunft, ihre That mit dem Leben büßen müssen. Der Zug beobachtete während des Eintritts in das Murai das tiefste Schweigen; bald darauf kamen von allen vier Seiten einige wieder heraus, hoben die Hände gen Himmel, schienen durch lautes Geschrey jemand herbeyzurufen, und zogen sich, nachdem dieses verschiedene Mahle wie-

derhohlt war, wieder zurück. Hierauf sprangen zwey Kerle wüthend heraus und liefen aus Leibeskräften in entgegengesetzter Richtung in einem großen Kreise um das Murai herum, und ich entfernte mich, um ja in keine Berührung mit ihnen zu kommen, denn in diesem Falle war mir ihre Heiligkeit mitgetheilt, und ich hätte das Tabu im Murai mitmachen müssen, einer Ergötzlichkeit der ich mich lieber entzog, da meine Neugier durch Herrn von Chamisso befriedigt werden konnte.

Den 4. December. Da ich schon lange den Wunsch geäußert den Tanz der Wahuer zu sehen, so lud uns heute Kareimoku dazu ein. Man führte uns an sein Haus, vor welchem ein großer Platz zu der Feyerlichkeit bereitet war, und den bereits eine Menge Zuschauer umgaben; für uns hatte man in der Mitte des Zirkels Matten auf die Erde gebreitet. Es fiel mir auf, daß der Wirth nicht zugegen war, bald aber trat Jung zu mir, und sprach: „Der Gouverneur bittet wegen seines Ausbleibens um Verzeihung, seine Gemahlinn ist in so hohem Grade betrunken, daß er sie nicht verlassen kann.“ So seltsam diese Entschuldigung klang, so war sie dennoch wahr, und ich mußte sie gelten lassen. Die Weiber sind hier im Allgemeinen dem Trunke stärker ergeben, als die Männer. Wir nah-

men Platz, und sogleich begann der Tanz. Die Musik machten vier Männer, die mit kleinen Stäben auf ausgehöhlte Kürbisse schlugen, und dadurch ein dumpfes Klappern hervorbrachten, das als Takt zum Gesange gelten konnte. Drey Tänzer von Profession, die auf allen Inseln herumziehen und sich für Geld sehen lassen, traten hervor, ganz nackt, bis auf Armbänder von Schweinshauern und halben Fußharnisch von Hundszähnen. Diese stellten sich uns gegenüber, neben einander, und drückten durch geschickte Bewegungen des ganzen Körpers die Worte des begleitenden Gesanges aus. Besonders wußten sie ihre Gesichter jeden Augenblick zu verändern und den Bewegungen des Körpers anzupassen. Die Zuschauer waren entzückt, traten bey jeder Pause in den Kreis, um die Tänzer zu beschenken, und gaben am Ende in ihrem Enthusiasmus sogar ihre seidenen Tücher hin. Nachdem die Männer sich gehörig ausgezeichnet, veränderte sich die Scene, und eine Menge junger Mädchen ordnete sich in drey Reihen. Die Köpfe und Schultern aller waren mit Blumenkränzen zierlich geschmückt, der Hals mit Perlen und allerley wunderlichen Sachen verziert, und außerdem hatten sie nur den untern Theil des Körpers mit bunten Tapa bedeckt; diese Gruppe nahm sich artig aus, indem sie zu der eintönigen Musik die gra-

ziösesten Bewegungen machten. Die letzten Reihen richteten sich nach der ersten, und machten immer die Beweguugen ihrer Vortänzerinnen nach. Das Ganze hatte den Ausdruck der reinen Natur, und ergötzte mich mehr, als ein künstlich ausgeführtes europäisches Ballet. Der Schauplatz war durch einen Bambuszaun begränzt, hinter welchem ein kleines Häuschen verborgen lag, vor demselben promenirte ein großes, von zwey Kanakas bewachtes Schwein, das von jedem vorbeygehenden Vornehmen mit Zärtlichkeit gestreichelt ward; diese Liebkosungen fielen mir auf, und ich erfuhr durch Jung, daß sich in dem Häuschen ein Sohn Tammeamea's, ein Kind von neun Monathen, befinde, welches dem Kareimoku zur Erziehung anvertraut ist, und daß dieses das Tabu Schwein sey, welches den Göttern geopfert werde, wenn der junge Prinz seine ersten heiligen Pflichten im Murai erfüllt. Das Tanzfest war heute dem kleinen Königssohne zu Ehren gegeben, denn obgleich er an den Lustbarkeiten nicht Theil nehmen, und überhaupt vor einem gewissen Alter gar nicht zum Vorschein kommen darf, so erfordert seine vornehme Geburt doch, daß ihm öftere Feste gegeben werden.

Den 10. December. Unsere Schiffsarbeiten wurden rasch betrieben; wir bemerkten aber, daß das

Kupfer an manchen Stellen wieder beschädigt war, und zwar an einem Theil, der so tief im Wasser lag, daß nur der geschickteste Taucher im Stande war, es zu repariren. Als mein bester Schwimmer vergebens versucht hatte, eine Kupferplatte anzuschlagen, schickte mir Kareimoku einen seiner Leute, der die Arbeit glücklich vollbrachte. Zu unserm Erstaunen blieb er 3 bis 4 Minuten unter dem Wasser, kam dann nur auf einen Augenblick herauf, um Athem zu schöpfen, und tauchte gleich wieder unter. Sein Gefährte reichte ihm die Nägel, benutzte aber die Zeit, während sie eingeschlagen wurden, um über dem Wasser Luft zu schöpfen. Der geschickte Taucher fand bey Untersuchung des ganzen Schiffsbodens viele schadhafte Stellen, die nur durch Kielhohlen auszubessern waren.

Unser Verhältniß mit den Bewohnern Hanarura's war vortrefflich; täglich besuchten uns eine Menge Jerris, denen allein erlaubt war, den Rurick nach Belieben zu betreten, und die oft Geschenke mitbrachten, ohne Gegengeschenke anzunehmen. Das Schiff war vom Morgen bis zum Abend vom schönen Geschlecht umlagert. Unsere Matrosen, die sich Tage lang am Lande aufhielten, hatten nie Ursache, sich über die Eingebornen zu beklagen, die sie immer gastfreundlich empfingen, und sie sogar ohne Miß-

trauen mit ihren Weibern allein ließen. Da uns also am Lande keine Gefahr zu bedrohen schien, so beschloß ich eine kleine Fußreise zu dem, von den Engländern sogenannten Perlenfluß zu unternehmen, der von Hana-rura eine halbe Tagreise nach W liegt. Die Perlenfischerey ist hier bey Todesstrafe verbothen, und nur der König zieht Nutzen davon. Einige Perlen aus diesem Flusse, die Kareimoku mir schenkte, sind sehr schön. Ich ließ meinen Wunsch, eine Reise dahin zu unternehmen, dem Kareimoku anzeigen, der mir die Erlaubniß dazu gern ertheilte, und mir der Sicherheit wegen noch zwey Leute mitgab. Herr von Chamisso, der gleichfalls einen Begleiter bekam, unternahm während dessen eine Excursion ins Innere des Landes.

Den 8. December. Früh um neun Uhr versah ich mich mit einem kleinen Compas nebst Taschensextanten, und trat meine Reise mit dem Doctor Eschscholz und dem Untersteuermann Chramtschenko, der mir bey der Aufnahme der Küste behülflich seyn sollte, an. Wir hohlten den Commandanten Herrn Beklei, welcher uns begleiten wollte, aus seinem Hause ab, wo auch die beyden Soldaten uns schon erwarteten; es waren ein Paar rüstige Leute, die sich der Bequemlichkeit wegen aller Kleidungsstücke entledigt, und nur zum Zeichen ihres Standes mit

Silber beschlagene Hirschfänger an der Seite behalten hatten. Sobald wir Hana-rura im Rücken hatten, mußten wir uns über einen Fluß gleiches Nahmens setzen lassen, der aus dem Gebirge entspringt, und die westliche Seite des Fleckens begränzt. Seine Breite beträgt an manchen Stellen 15 Faden, seine Tiefe ist hinlänglich, die Böte, welche man, um Wasser zu nehmen, hinschickt, zu tragen. Es ist der einzige Ort, wo man seinen Wasservorrath machen kann, und wäre bequem dazu, wenn nicht an seiner Mündung bey niedrigem Wasser eine Untiefe entstünde. Daher mußte man bey Abfertigung der Böte auf Ebbe und Fluth Rücksicht nehmen, und es so einrichten, daß sie mit hohem Waßer ihren Rückweg antreten, weil sie widrigenfalls zwölf Stunden liegen bleiben würden. Das Wasser ist wohlschmeckend und gesund. Der Weg führte jetzt nach W durch ein schön angebautes Thal, das gegen Norden durch waldbedeckte Gebirge eine reitzende Wildniß darstellte, und im Süden vom Meere begränzt wird. Die künstlichen Taro-Felder, die man füglich Taro-Seen nennen könnte, erregten meine Aufmerksamkeit. Jedes von diesen enthält ungefähr 160 Quadratfuß, bildet ein regelmäßiges Viereck, und ist, wie unsere Bassins, ringsum mit Steinen eingefaßt. Dieses Feld oder dieser Teich, denn so

könnte man es auch nennen, enthält ein Paar Fuß Wasser, in dessen schlammigem Grunde der Taro gepflanzt wird, da er nur in solcher Feuchtigkeit gedeiht; jedes derselben hat zwey Schleußen, um von von der einen Seite das Wasser hinein, und von der andern es wieder hinaus ins benachbarte Feld zu lassen, wo es immer so weiter geht. Die Felder werden stufenweise niedriger, und dasselbe Wasser, welches aus einer hochliegenden Quelle oder aus einem Bach hergeleitet wird, kann eine große Pflanzung bewässern. Beym pflanzen des Taro wird das Wasser bis auf einen halben Fuß abgelassen, und das Kraut von einer schon geernteten Pflanze in den Schlamm gesteckt, das sogleich wieder Wurzeln faßt und nach drey Monathen geerntet werden kann. Der Taro bedarf viel Raum, weil er sehr starke Wurzeln hat; er treibt lange Stängel und große Blätter, die gleichsam auf der Oberfläche des Wassers schwimmend einen seltsamen Anblick gewähren. Auf den Zwischenräumen der Felder, welche 3 bis 6 Fuß breit sind, hat man angenehme schattige Alleen, indem auf beyden Seiten Zuckerrohr oder Bananen angepflanzt werden. Noch einen Nutzen gewähren ihnen die Tarofelder, da die Fische, welche sie in weit entlegenen Bächen fangen, hierher versetzt vortrefflich gedeihen. Auf die nähmliche Weise, wie sie hier die Flußfische halten, geschieht es in der See mit den Seefischen,

wo sie zuweilen die äußern Korallen-Riffe benutzen, und von diesen bis an das Ufer eine Mauer von Korallensteinen ziehen, welche selbst im Meere gute Fischbehälter bildet. Ein solcher Behälter fordert zwar viel Arbeit, doch keineswegs so viel Kunst, wie die Tarofelder, wo beydes mit einander verbunden ist. Ich habe ganze Berge mit dergleichen Feldern bebaut gesehen, durch welche das Wasser stufenweise herabfloß, jede Schleuse bildet einen kleinen Wasserfall, der durch Zuckerrohr oder Bananen-Alleen in den benachbarten Teich herabfiel und einen außerordentlich freundlichen Anblick gewährte. Zuckerplantagen und Tarofelder wechselten auf unserm Wege mit zerstreut liegenden Wohnungen, und wir hatten unvermerkt fünf Meilen bis zu dem großen Dorfe Mauna-roa zurück gelegt, das in einem anmuthigen Thale am Abhange eines Berges liegt. Hier ergießt sich ein rauschender Strom gleiches Nahmens in die See, der sich in weiter Ferne sichtbar mahlerisch durch Berge und Felsen schlängelt. Vor dem Dorfe, das aus kleinen niedlichen Schilfhäusern besteht, liegen zwey Wäldchen von Kokos- und Brotfruchtbäumen, durch die wir gingen, um auf einem jenseitigen Hügel auszuruhen. Hier hatten wir eine weite Aussicht auf den Hafen; der Compas wurde aufgestellt, und ich nahm mit meinem Sextanten einige Winkel, worüber die mit uns laufenden Einwohner in

große Angst geriethen, weil sie jetzt, wie Beklei sagte, ein Werk der Zauberey erwarteten. Da die hiesigen Insulaner selten einen Europäer zu Gesicht bekommen, so betrachteten sie uns um so neugieriger; es war übrigens ein gutmüthiges Völkchen, das sich in Aufmerksamkeit gegen uns erschöpfte, aus Freude über unsere kleinen Geschenke tanzte und sang, und sehr unzufrieden war, als wir bald wieder fortgingen. In mehreren Häusern hörten wir ein lautes Gewimmer, und erfuhren, daß sich in diesen kranke Männer befänden, die von ihren Weibern beweint würden. Es herrscht hier nähmlich der Gebrauch, daß, sobald ein Mann erkrankt, seine Weiber und weiblichen Verwandten sich um sein Lager versammeln, laut über seinen Zustand jammern, sich die Haare ausraufen und das Gesicht zerfleischen, in der Hoffnung, ihm dadurch Erleichterung und oft sogar Heilung zu verschaffen; auch die Sitte, bey dem Tode eines vornehmen Jeri seinen Günstling mit zu begraben, findet hier noch statt. Beklei erzählte mir, daß die Priester Tammeamea's Begleiter schon bestimmt, und ihnen ihr Schicksal nicht verheimlicht hätten, weil diese Schlachtopfer, stolz auf ihre Bestimmung, diese Ehre mit Freudigkeit durch den schrecklichsten Tod erkaufen. Ich selbst habe in Wahu eines dieser Opfer gesehen, ein Mann,

der immer heiter und fröhlich war. Bey dem Tode des Königs werden diese gebunden in das königliche Murai geführt, und dort unter vielen Ceremonien von dem Priester ums Leben gebracht. — Der Fluß Mauna-roa, welcher einer der breitesten im Lande seyn mag, hat seinen Nahmen von dem Berge Mauna-roa auf der Insel O Waihi erhalten, und heißt, wörtlich übersetzt: Berg-hoch. — Dem Dorfe gegenüber soll sich ein bequemer Hafen befinden, der indeß zwischen Riffen einen gefährlichen Eingang hat. Nachdem wir gehörig ausgeruht, setzten wir unsere Reise wieder fort, verließen das Ufer, und durchschnitten eine sich weit ins Meer erstreckende Landzunge, wo der Weg uns über einen hohen Berg führte. Auf dieser Höhe linderte der Passat aus N O die drückende Hitze, wehte aber zuweilen so heftig, daß er uns vom steilen Abhange herabzustürzen drohte. Wir bemerkten hier mehrere Tapapflanzungen, ein Baum, aus dessen Rinde das hiesige Zeug verfertigt wird. Die Bereitung dieses Zeuges ist mühsam, indem die Rinde so lange im Wasser geklopft wird, bis sie die nöthige Feinheit erhält. Nur alte Frauen beschäftigen sich damit, während die jungen im Müssiggange leben dürfen, und ihre Zeit damit hinbringen, sich von den Männern den Hof machen zu lassen. So fügt man hier zu der Last des Alters noch die schwere Arbeit, und läßt den armen alten

Weibern nichts, als die Erinnerung an ihre froh verlebte Jugendzeit.

Unser Weg führte uns nach zwey Stunden in ein reitzendes Thal, wo wir uns unter schattigen Brotfrucht-Bäumen, am Ufer eines Salzsees niederließen, dessen Besitzer ein vornehmer Jeri, beträchtliche Einkünfte davon genießt, da die Ufer dieses Sees mit dem schönsten Salze bedeckt sind. Es befanden sich darauf eine Gattung Taucher, die, obgleich sie nicht fliegen können, dennoch sehr schwer zu schießen sind, weil sie in dem Augenblick, wo das Pulver von der Pfanne brennt, untertauchen. Da ich einige für unsere Naturaliensammlung zu besitzen wünschte, so schickte ich einen meiner Begleiter darnach aus, und dieser bewies, indem er ein Paar davon schoß, daß die Sandwichaner sehr gute Schützen sind. Herr Bekley erzählte mir von einer Gattung wilder Enten, wie wir sie in Europa haben, die im Januar aus dem Norden herkommen, hier brüten, und mit dem Anfang des Frühlings wieder zurückziehen. Diese Angabe, die ich nicht bezweifeln konnte, da Bekley, durch seine Jagdliebhaberey getrieben, sich oft Tagelang an diesem See aufhält, ließ mich vermuthen, daß sich ungefähr in 45° der Breite ein unentdecktes Land befinden müsse, woher diese Zugvögel kommen, denn schwerlich läßt sich den-

ken, daß sie den weiten Weg von den aleutischen Inseln, oder von Nordamerika zurücklegen, um hier einen zweyten Sommer zu genießen.

Nachdem wir einige Erfrischungen zu uns genommen, stiegen wir abermahls über einen hohen Berg, und befanden uns bald darauf in einer schön cultivirten Ebene zwischen Tarofeldern, Zuckerplantagen und Bananenbäumen. In dieser Entfernung von der Hauptstadt Hana-rura waren wir den Einwohnern vollends Gegenstände der höchsten Bewunderung. Ein kleines niedliches Mädchen von sechs Jahren hüpfte furchtlos um uns her, und rief den andern, die älter aber viel ängstlicher waren, zu: kommt her und beseht die sonderbaren weißen Menschen; was sie für hübsche Tapa anhaben, und was sie für glänzende Sachen tragen! seyd doch nicht so dumm, kommt doch näher! — Die Freymüthigkeit des Kindes gefiel mir, ich hing ihr eine Schnur Perlen um den Hals, eine Kostbarkeit die sie in Verlegenheit setzte. Die andern Kinder liefen jetzt herbey, um durch Händeklatschen ihre Bewunderung auszudrücken, sie selbst aber betrachtete sie mit stillem Wohlgefallen. Die Gegend ist hier unbeschreiblich angenehm; Felder und Dörfer wechseln mit Cocos- und Brotfruchtwäldern: bald öffnete sich uns auf einer Anhöhe eine weite, romantische Aussicht, und

dann stiegen wir wieder in ein friedliches Thal hinab. Wir wanderten jetzt durch eine Allee von Aloe, wie ich glaubte; sie hatte die doppelte Höhe eines Mannes und trug eine runde, rothe Frucht; mein Führer, der meine Aufmerksamkeit darauf bemerkte, pflückte gleich einige ab, und bath mich sie zu essen, ohne zu ahnen, wie fremd sie mir waren; ich biß hinein, und war für meine Naschhaftigkeit bestraft, denn ob zwar ich den Geschmack angenehm fand, so hatte ich doch den Mund voll kleiner Stacheln, die mir bis an den andern Morgen Schmerzen verursachten. Er bedauerte zu spät, mir nicht gesagt zu haben, daß man der Frucht die Haut abziehen muß, ehe sie genossen werden kann. Doctor Eschscholz der zurückgeblieben war, und sich erst nach meinem Unfall wieder zu uns gesellte, kannte die Frucht genau, und belehrte mich, daß es keine Aloe, sondern ein Cactus oder indianische Feige sey. Wir kamen hier bey den Besitzungen von Jung und Homs vorbey, die der König ihnen geschenkt, und die sehr ansehnlich und gut bebaut waren. Obgleich die Sonne noch hoch am Himmel stand, so war die Luft doch angefüllt mit einer kleinen, von den unsrigen verschiedenen Gattung von Fledermäusen. Ich schoß eine im Fluge, das Thier fiel, und meine Kunst erregte bey den Dorfbewohnern ein allgemeines Er-

staunen. Um fünf Uhr erreichten wir unser Nacht-lager, nachdem wir ungefähr zehn, in gerader Linie aber nur sechs Meilen von Hana-rura zurückgelegt hatten. Wir befanden uns jetzt in einem netten Dörfchen, das Kareimoku gehörte, und seinen Nahmen Waujau, von einem rasch fließenden Bache erhielt, der sich hier ins Meer ergoß. Ich wollte hier übernachten, um mich am folgenden Morgen nach dem nahe gelegenen Perlenfluß einzuschiffen, und trug deßhalb meinen Begleitern auf, sogleich ein Canot zu vermiethen; sie sahen sich aber vergebens nach einem solchen um, da die Einwohner auf einige Tage die Küste verlassen hatten, um zu fischen. Es war nur ein einziges Boot vorhanden, das einem Jerri in Hana-rura gehörte, und da seine Leute nicht wagten, es uns zu überlassen, so mußte ich mich schon bis zum nächsten Tage gedulden. Die Bewohner des Dorfes hatten von Kareimoku den Befehl, uns gut zu bewirthen, und ließen es daher ihre erste Sorge seyn, uns ein Mahl zu bereiten. Ein Ferkel wurde mit Taro und Pataten in der Erde gebacken, frische Fische lieferten die Tarofelder, für Wein hatten wir selbst gesorgt, unser Appetit war vortrefflich, und so schien die Mahlzeit uns königlich. Eine Menge Zuschauer hatte die Neugier herbeygelockt; einige von diesen bekamen Wein, der

ihnen herrlich schmeckte, obgleich sie ihn zum ersten Mahl kosteten; ein froher Geist beseelte unsere Gäste, und der Abend verging unter Gesang und Tanz. Späterhin fand es sich, daß uns, trotz aller Vorsicht, ein Messer gestohlen war, und die mir von Kareimoku mitgegebenen Begleiter, welche für das Betragen der Einwohner verantwortlich seyn mußten, bemühten sich vergeblich, den Dieb ausfindig zu machen. Selten bestehlen sich die Sandwichaner unter einander, und immer wird eine solche That mit der Verachtung aller, und oft mit dem Tode bestraft; einem Europäer aber etwas zu entwenden, gereicht ihnen zu großem Ruhm, und sie prahlen damit. Vom Schreiben haben die Insulaner eine hohe Idee, und ein Brief scheint ihnen eine Sache von sehr großem Werthe, wovon Bekley mir folgendes Beyspiel erzählte: Als er sich noch in O Waihi aufhielt, schrieb er an einen Freund in Wahu, und gab den Brief einem Kanaka (Bauer) mit, der nach Wahu ging, dieser versprach ihm freudig die Besorgung desselben, behielt ihn aber, und verwahrte ihn als eine große Kostbarkeit. Nach einigen Monathen erschien ein europäisches Schiff; der Kanaka säumte nicht, mit seinem Schatz an Bord zu fahren, um ihn dem Capitän für einen hohen Preis anzubiethen; dieser, glücklicherweise ein alter Freund

Bekleys, erkannte dessen Handschrift, erhandelte den Brief, und so kam er in die Hände des Schreibers zurück.

Man hatte uns Schlafstellen auf recht reinlichen Matten bereitet; die Lebhaftigkeit der Ratten aber, die lustig über unsere Gesichter wegsprangen, verscheuchte den Schlaf, und wir mußten nach einer durchwachten Nacht noch die Unannehmlichkeit erfahren, da wir durchaus kein Canot bekamen, abzuziehen, ohne den Perlenfluß gesehen zu haben. — In der Mündung dieses Flusses befinden sich mehrere Inseln, und er ist so tief, daß die größten Linienschiffe einige Faden vom Ufer ankern können, und so breit, daß hundert Schiffe bequem darin Platz finden. Der Eingang in den Perlenfluß ist von der nähmlichen Beschaffenheir, wie der in dem Hafen Hana-rura; die Krümmung zwischen den Riffen soll aber die Durchfahrt noch schwieriger machen. Wäre dieser Ort in den Händen der Europäer, so würden sie gewiß Mittel finden, den Hafen zu einem der besten in der Welt zu machen. In dem sogenannten Perlenflusse befinden sich Hayfische von besonderer Größe, und man hat mehrere Beyspiele, daß Menschen beym Baden von ihnen verschlungen worden. Die Einwohner haben am Ufer einen künstlichen Teich von Korallensteinen angelegt, worin ein

großer Hayfisch gehalten wird, dem sie, wie man mir erzählte, zuweilen erwachsene Menschen, öfter aber Kinder als Opfer zuwerfen. Auf unserer Rückreise fielen mir halb verweste Schweine auf, die an verschiedenen Bäumen hingen, und ich erfuhr, daß dieses eine Maßregel der Hüther wäre, um ihren Herrn zu beweisen, daß das Vieh gefallen, und nicht von ihnen geschlachtet sey. Am Abend langten wir glücklich auf dem Rurick an.

Den 9. December. Heute ließ mich Kareimoku durch Manuja zu einem Lanzenspiel einladen. Jung, der sehr erstaunt war, daß der Gouverneur hierin meinen Bitten nachgegeben, hielt es für eine ganz besondere Gunst, und meinte, ich hätte sie nur meinem Stande als Befehlshaber des ersten Kriegsschiffes, das in Hana-rura erschien, zu danken. Die Sandwichaner machen, wie ich nachher öfter bemerkte, einen großen Unterschied zwischen Kriegs- und Kauffarthey-Schiffen; sie nehmen sich auf letztern allerley Freyheiten, denn sie durchschauen das Bestreben der europäischen Kaufleute, sie auf alle Weise zu betriegen, und diese haben dadurch ihre Achtung verscherzt. Kareimoku hatte einen wichtigen Grund mir das Schauspiel der Lanzenübung zu versagen, denn seit Tammeamea die Insel Wahu erobert, sind die Ge-

müther der Unterjochten immer zum Aufruhr geneigt, und ergreifen jede Gelegenheit dazu. Nur die Vornehmen können Theil nehmen an diesem Spiel, aus dem gewöhnlich bitterer Ernst entsteht, indem es nie ohne Verwundete und Todte abläuft. Vor zwey Jahren, als Tammeamea bey einem Besuch auf der Insel Wahu ein solches Kriegsspiel veranstaltete, hatte er seine Soldaten mit geladenem Gewehr in der Nähe, die der ausbrechenden Wuth bald ein Ende machen mußten. Man sieht hieraus, daß Kareimoku Recht hatte, mir nur dann erst dieses Schauspiel zu gewähren, als ich versprach, ihm mit meiner Mannschaft Beystand zu leisten. Der Tag an dem das Kampfspiel vor sich gehen soll, wird früher bestimmt, damit die Edelleute aus allen Gegenden sich versammeln können, um ihren Muth und ihre Gewandtheit zu zeigen. Es kommen oft über hundert zusammen, die sich in gleiche Theile theilen, und einen großen Platz zum Schlachtfeld einnehmen. Beyde Parteyen nehmen ihre Position, und von jeder tritt der Anführer in die Mitte des Platzes. Diese beyden suchen jetzt durch Wurfspieße, deren sie mehrere in der Hand haben, einander zu treffen; jeder ist bemüht durch geschickte Wendungen des Körpers dem Wurfe seines Gegners auszuweichen, und beyde sind

in unaufhörlicher Bewegung, indem sie hin und her springen, sich bücken, und dabey immer ihre Lanzen werfen. Die Armeen stehen unterdeß, den Ausgang erwartend, bewegungslos und still, und ein hoher Muth beseelt die Partey, deren Anführer Sieger ward, was sie als eine gute Vorbedeutung betrachten. Nach dieser Einleitung werden beyde Armeen lebhaft, es treten Haufen gegen Haufen, in einem Augenblick sind alle in Thätigkeit, und man sieht die Luft voll abgestumpfter Lanzen, denn nur solcher dürfen sie sich in der Schlacht bedienen. Ihre wahre Kriegskunst besteht darin, die Linien der Feinde zu durchbrechen, die einzelnen Theile mit Macht anzugreifen, und Gefangene zu machen; daher versäumt ein geschickter Anführer nie, die Fehler des Gegners zu benutzen, oder ihn durch List dahin zu bringen, daß sich seine größere Macht nach einer Seite hinzieht, und dadurch der schwächere Theil ihm Preis gegeben wird. Ist eine solche List gelungen, so ist der Sieg entschieden, und der überlistete Theil unterliegt. Ganz auf die nähmliche Weise geht es in wirklichen Schlachten her, nur mit dem Unterschiede, daß die Lanzen spitz genug sind, den Gegner auf zehn Schritte zu durchbohren; auch schleudern sie bey ihren Feldzügen Steine, und bedienen sich großer Knüttel, welche aus schwerem Holze ge-

macht sind. Da jetzt das Feuergewehr hier eingeführt ist, so wird der Gebrauch der Lanzen wohl bald aufhören. Tammeamea gilt allgemein für den geschicktesten Lanzenwerfer; er hat öfter, um seine Geschicklichkeit darin zu beweisen, mit vierzehn Lanzen zugleich auf seine Brust zielen lassen, wo jeder Wurf tödtlich gewesen wäre, und ist allen mit vieler Gewandtheit ausgewichen. Der Ruf seiner unüberwindlichen Tapferkeit hat ihm die Eroberung der Inseln leicht gemacht. Als er mit seiner Flotte vor Wahu erschien, flüchtete der dortige König in die Gebirge, überzeugt, daß auch an ihm der Gebrauch den Ueberwundenen zu tödten, vollzogen werden würde. „Ich muß sterben, hatte er zu seinen Vertrauten gesagt, aber nicht durch die Hände meines Siegers, denn diesen Triumph gönne ich ihm nicht. Ich selbst will mich den Göttern opfern!“ Man hat später seinen Leichnam in einer Höhle auf der Spitze eines Berges gefunden.

Am Nachmittag fuhren wir ans Land, und fanden auf dem bestimmten Platze über sechzig Jerris, die sich bereits zum Kampfe versammelt hatten, deren Lanzen aber, aus den Spitzen des Zukkerrohrs verfertigt, ziemlich unschädlich waren. Man theilte sich; das Spiel begann, und obgleich Kareimoku, der mit Theil daran nahm, es zu kei-

ner entscheidenden Schlacht kommen ließ, so fanden sich doch nach Beendigung desselben einige recht gefährlich Verwundete. Der Anblick dieses Schauspiels hat indeß etwas sehr Ergötzliches.

Den 10. und 11. December. Der Rurick war wieder segelfertig, und nur das schlechte Wetter während dieser beyden Tage, das uns nicht erlaubte die bereit liegenden Lebensmittel an Bord zu bringen, hielt uns noch in Wahu zurück.

Den 13. Da sich das schöne Wetter wieder einstellte, das uns während unsers hiesigen Aufenthalts immer begünstigt hatte, so eilten wir, die Lebensmittel an Bord zu bringen, die in so reichlichem Maße da waren, daß der Rurick sie nicht alle zu fassen vermochte. Wir bekamen Taro, Brotfrucht, Jams, Pataten, Cocosnüsse, Zuckerrohr und Wassermelonen, nebst siebenzehn Schweinen, einigen Ziegen, Hühnern und Enten. Die Schweine sind im Geschmack den europäischen weit vorzuziehen, was vermuthlich von ihrem Futter herrührt, das aus Zuckerrohr, besteht. — Den Mittag speiste noch der Capitän Alexander Adams bey uns, dessen Unterhaltung, da er gescheit und viel gereist ist, uns sehr ergötzte. Er erzählte mir unter andern, daß vor ein Paar Jahren an der Küste Californiens, von den Amerikanern der vereinigten Staaten, eine In-

sel entdeckt wurde, die, der vielen Seeottern wegen, welche man darauf fand, den Nahmen: Seeotterinsel, erhielt. Ihre südliche Spitze liegt in 33° 17′ nördlicher Breite; Länge nach Monddistanzen, 240° 50′ östlich von Greenwich, der Umfang derselben beträgt zwische 50 und 60 Meilen, und N N W von dieser Insel soll ein gefährlicher Riff seyn. Ferner bemerkte er, daß, während man sich in Europa bemühe den Sclavenhandel zu vernichten, die Amerikaner ihn recht empor zu heben suchen. Um Sclaven einzuhandeln, begeben sich die amerikanischen Schiffe an die N W Küste Amerikas in die Breite 45° wo die Bevölkerung stark ist. Die dortigen Wilden, welche merken, daß Menschen ihnen besser bezahlt werden als Felle, legen sich auf diese schreckliche Jagd, und da sie alle durch amerikanische Kaufleute mit Feuergewehren versehen sind, so wird es ihnen leicht, die unglücklichen Stämme im Innern des Landes zu überwältigen, und diese dann auf den Schiffen gegen Kleidungsstücke zu vertauschen. Rührende Beyspiele von Kindesliebe trifft man dort oft, und selbst davon profitiren die Unmenschen. Wenn z. B. ein Sohn die Gefangenschaft seines Vaters erfährt, so läuft er hin, um sich für diesen anzubiethen, und sie nehmen diese Großmuth an, da der Jüngling ihnen lieber ist, als der Greis. Ist auf

diese Weise das Schiff hinlänglich mit Sclaven beladen, so begibt es sich nach Norden bis zum 55° der Breite, wo die Küstenbewohner die Unglücklichen zu ihrer Bedienung gegen Seeotterfelle eintauschen, die die Europäer, erfreut über den schändlichen Erwerb, in China theuer verkaufen. Auch Tammeamea's Zutrauen mißbrauchen sie gern, und ein amerikanischer Schiffscapitän, dem er einmahl ein Fahrzeug mit Sandelholz anvertraute, um es nach China zu bringen, ist nicht zurückgekehrt. Jährlich werden einige Matrosen, ihrer schlechten Aufführung wegen hier abgesetzt, und da diese nur böse Beyspiele geben und nichts als Unheil stiften, so ist zu erwarten, daß so die Gutherzigkeit der Sandwichaner bald ganz untergraben seyn wird. Noch ärger beynahe spielen ihnen die Missionärs mit, indem sie durch den Religionshaß, den sie anfachen, ganze Nationen vernichten *). Adams besitzt das Vertrauen

*) Als ich in Adams Tagebuch blätterte, fand ich folgende interessante Notiz: Brigge Forester, den 24. März 1815, in der See nahe bey der Küste Californiens. Breite 32° 45′ nördlich, Länge 230° 3′ östlich.

„Bey starkem Winde aus WNW und Regenwet„ter sahen wir heute Morgen um sechs Uhr ein Schiff „in geringer Entfernung, dessen unordentlicher Zu„stand der Segel uns überzeugte, daß es Hülfe be„dürfe. Wir richteten sogleich unsern Cours dahin

des Königs in hohem Grade, und ist von ihm mit der Brigg, die früher in OWaihi stand, nach Wahu geschickt worden, um dort jeden möglichen Aufruhr zu verhüthen. Von OWaihi fürchtet er nichts, da er dort geboren, und die Götter selbst ihn zum Könige bestimmten; die Bewohner von Wahu aber schienen ihm als Unterjochte sehr gefährlich.

Es war in Hana-rura bekannt geworden, daß wir morgen Wahu verlassen wollten. Wir hatten daher heute noch viel Besuch von den Vornehmen, die uns Geschenke brachten, und uns eine glückliche

„und erkannten das verunglückte Schiff für ein ja-„panisches, welches Mast und Steuer verloren hatte. „Ich wurde vom Capitän an Bord geschifft, und „fand auf dem Schiff nur drey sterbende Japaneser, „den Capitän und zwey Matrosen. Die Unglückli-„chen ließ ich nach unserer Brigge bringen, welche „nach einer vier monathlichen Pflege gänzlich herge-„stellt wurden. Wir erfuhren von diesen Leuten, „daß sie aus dem Hafen Osaco (in Japan) aus-„gelaufen, um nach einer andern Handelsstadt zu „segeln, aber gleich beym Auslaufen durch einen „Sturm überrascht, Steuer und Mast verloren hat-„ten. Bis zum heutigen Tage war ihr Schiff sieb-„zehn Monathe ein Spiel der Wellen gewesen und „von fünf und dreyßig Mann Besatzung waren bloß „diese drey übrig geblieben, die andern alle Hungers „gestorben." — Diese Note ist in so fern merkwürdig, da sie beweist, daß der Strom in diesen Meeren, nähmlich nördlich von den Tropen, ihre Richtung immer von Westen nach Osten behält.

Reise wünschten. Die Weiber umgaben das Schiff schwimmend den ganzen Tag, und sagten ihren Freunden ein zärtliches Lebewohl. Kareimoku ließ mich noch durch Herrn Bekley ersuchen, beym Absegeln die Festung zu salutiren, wodurch er sie gewissermaßen einweihen wollte, und ich versprach es gern.

Den 14. December. Früh um sechs Uhr forderten wir durch einen Kanonenschuß einen Lotsen, der sogleich in Begleitung einiger Doppelcanots erschien. Die Anker wurden gelichtet, der Rurick heraus bugsirt, und ich ließ, als Kareimoku jetzt an Bord erschien, mit sieben Schuß salutiren, was ihn so sehr erfreute, daß er mich verschiedene Mahle umarmte. Die Festung säumte nicht meine Artigkeit zu erwiedern; und als diese geendigt, salutirte die königliche Brigg Kahumanna, was ebenfalls unserer Seits mit gleicher Zahl beantwortet ward. Jetzt war diese europäische Sitte auch auf den Sandwich-Inseln eingeführt; es machte mir Freude, der erste Europäer zu seyn, welcher mit der dortigen Festung Schüsse wechselte, und wenn einst Hanarura sich zu einer blühenden Stadt erhoben, so kann man sagen: die Russen haben die Festung eingeweiht, und der Erste Schuß derselben fiel zu Ehren ihres Kaisers, Alexander des Ersten.



Um acht Uhr waren wir aus dem Hafen; Kareimoku versprach, die Götter zu bitten, daß uns am Tage die Sonne, in der Nacht der Mond geleiten möge, und verließ uns mit seinen Begleitern, die, indem sie abstießen, drey Mahl Hurrah! riefen. Mit einem schwachen O Winde entfernten wir uns vom Lande, und hatten schon Nachmittags, indem ich S.W steuern ließ, die höchste Spitze der Insel Wahu aus dem Gesicht verloren.

Beyträge zur militärischen Landesbeschreibung von Bosnien.

Von französischen Offiziers, auf Befehl Napoleons entworfen, in den Jahren 1806, 1808 und 1810.

(Fortsetzung.)

III.

Bemerkungen über den nordwestlichen Theil Bosniens, und der aus Croatien dahin führenden Wege; entworfen auf Befehl des Marschalls Marmont im Jahre 1810.

Die nördlichen Gegenden Bosniens biethen weit mehr Gelegenheit dar, in diese Provinzen einzudringen, als deren übrigen Theile. Die Gebirge werden gegen die Save zu immer niedriger, und sind

fast gurchgehends für Artillerie zugänglich. Sie sind überhaupt mit Eichenwaldungen bedeckt, die aber nicht dicht sind, und zur Noth könnte auch Fuhrwerk auf den Saumwegen fortkommen. Doch müßte man an einigen Orten die Bäume fällen, welche den Weg sperren, und auch manchmahl Vorspann nehmen. Nach dem was ich selbst gesehen, und worüber ich von andern die genauesten Auskünfte eingezogen habe, bin ich überzeugt, daß der nördliche Theil von Bosnien für Fuhrwerk durchaus practicabel ist, bis zu einer Linie, die sich von Novi bis Schebscheau und die Bosna ausdehnt. Weiter hin gegen Süden ist zwar das Terrain hin und wieder auch fahrbar, aber die Gebirge, welche die Bosna und Verbas begränzen, so wie das bey Travnik liegende Gebirg Vlapich sind überhaupt für Cavallerie unzugänglich.

Um mit schweren Fuhrwerk nach Bosnien zu kommen, müßte man die Richtung gegen Banjaluka nehmen, wohin man über Novi, Priedor, Kozaracz und Joanska mit Artillerie gelangen kann. Auch über Dubiczа ist dahin zu kommen, wenn man das Gebirg Kozara rechts läßt, und sich auf die Straße begibt, die von Gradisca nach Banjaluka führt. Diese letztere Richtung scheint die beste zu seyn. Ich wollte sie einschlagen, aber ich habe nie die Postillons dahin bringen können, diesen Weg zu nehmen.

Sie fürchteten die Griechen welche diese Gegenden bewohnen, und gegenwärtig gegen die Türken erbittert sind, weil diese vor Kurzem eine große Anzahl derselben massakrirt haben.

I. Erstes Debouché aus Croatien über Novi, Kozaracz nach Banjaluka. 16 Stunden.

Man passirt die Unna bey Novi. Dieses kleinen Forts müßte man sich bemeistern; es ist durch die benachbarten Berge dominirt, hat einen sehr seichten Graben, 10 bis 12 Schuh Escarpe gegen die Landseite zu, und zwey kleine eingefallene Bastions. Ich glaube, daß es nach Einwerfung einiger Granaden mit Sturm genommen werden könnte.

Der Weg geht hierauf in dem Sannathale fort; der Fluß selbst ist bis Priedor zu jeder Zeit schiffbar, und bey hohem Wasserstande selbst bis Sansky Most (auch Musani); ich glaube nicht, daß er bis zu diesem Ort durchzuwaden sey.

Die Unna ist ebenfalls schiffbar, selbst oberhalb Novi, indessen gibt es doch einige Furthen durch dieselbe. Auf diesen zwey Flüssen würde man nur wenig Fahrzeuge finden.

Das Sannathal ist gegen Novi zu ziemlich enge, es erweitert sich gegen Priedor, rechts und links

sind die Berge mit Waldung bewachsen, und für Reiterey unzugänglich, außer an ihren letzten Fällen. Das Thal ist mit Gebüschen bedeckt, in welchen Plänklers mit Vortheil aufgestellt werden könnten. Da der Boden weich ist, so würde Artillerie in der nassen Jahreszeit nur langsam fortzubringen seyn.

Priedor liegt sechs Stunden von Novi auf einer Insel in der Sanna. Es ist die Residenz des Capitäns. Zwey Stunden von Priedor findet man Kozaracz am Fuß des Gebirges. Daselbst ist ein Fort von 200 Metres Länge, 100 Breite, 5 bis 6 Metres Escarpe und einem sehr kleinen Graben. Ich glaube daß es gleichfalls genommen werden könnte, obschon es in bessern Stand als Novi ist. Uebrigens ist es möglich, dasselbe rechts zu umgehen und in das Thal zu gelangen, ohne von dessen Feuer beunruhigt zu werden. Das Thal hat bey zwey Stunden Breite. Hier ist der Einfluß der Gomoinicza in die Sanna.

Der Weg geht in dem Thale der Gomoinicza, in welche sich viele kleine Bäche ergießen. Vier Stunden von Kozaracz übersetzt man den zwischen der Sanna und dem Verbasthale liegenden Bergrücken, der fast unmerklich ist. Man kommt in das Dorf Ivanska. Die Höhen rechts sind für Geschütz zugänglich und fünf Stunden von Kozaracz entfernt. Die links liegenden Berge sind es gleichfalls.

Nach 7 Stunden Weges gelangt man in das Thal der Verbas. Es mag eine Stunde (Lieue) breit seyn, und ist wie das Sannathal mit Gestrüpp, obgleich lichterer bewachsen. Man setzt den Weg am Fuße der rechts liegenden kleinen Anhöhe fort; er ist hin und wieder gepflastert. Man passirt den kleinen Sirokafluß und kommt nach 8 Stunden nach Banjaluka, wo sich eine Festung am Zusammenfluß der Verbas und eines großen Baches befindet.

Diese Festung wird bloß von den am rechten Ufer der Verbas liegenden Höhen dominirt, und ist von einem weder breiten noch tiefen Graben und der Verbas umgeben. Die Höhe der Escarpe beträgt 5—6 Metres, sie ist nur mit Holz revetirt, wovon ein Theil 15 Metres haben mag. Von Türken vertheidigt, halte ich diese Festung gegen einen Anlauf gesichert. *)

*) Die Verbas theilt die Stadt in zwey Theile, die durch zwey steinerne Brücken mit einander verbunden sind. Von den dasigen zwey Schlössern, bildet das eine die Citadelle, die Stadt hat nach Palma 15000 Einwohner, nach der Carte administrative 1000 türkische und 200 griechische Häuser. Außerdem sind hier 40 große und kleine Moskeen, mehrere Madressés und zwey Bäder. Die hiesigen Pulvermühlen liefern das beste Pulver im Lande. Die Griechen wohnen in den Vorstädten.
Anmerk. d. Rd.



Banjaluka zählt 15000 Seelen und 2700 Häuser, die, so wie alle Städte Bosniens fast ganz von Türken bewohnt werden.

II. Zweytes Debouché aus Croatien über Dubicza und Kozaracz nach Banjaluka. 15 Stunden.

Das Fort Dubicza ist größtentheils mit Holz revetirt; ich glaube nicht, daß es gegen einen Coup de main gesichert sey. Indessen haben die Oesterreicher im letzten Kriege mit den Türken viel Leute davor verloren, und sich desselben erst nach mehreren Monathen und nachdem sie schweres Geschütz erhalten, bemächtiget. Von Dubicza geht man durch Wälder und über sanfte Hügel. Das Gebirge Kozaracz bleibt links liegen, und man passirt den Ussuchafluß. Nach drey Stunden trifft man das Dorf Jclovacz, bey welchem Ort man eine von den Oesterreichern in dem letzten Türkenkrieg zur Sicherung der Communicationen von Jclovacz nach Kozaracz, erbaute Redoute findet. Man braucht eine Stunde um über das Gebirg zu gehen, da der Boden sehr lehmigt ist. In der nassen Jahreszeit ist der Weg äußerst schlecht. Die Gegend zwischen Dubicza und Jclovacz heißt Kerspole, welchen Nahmen eine Menge zerstreuter und unter der nähmlichen Gerichtsbarkeit liegender Wohnplätze führt.

Von Dubicza bis Kozaracz rechnet man 7 Stunden. Von da bis Banjaluka ist der Weg schon beschrieben worden, er ist überall fahrbar.

Man kann auch über Kostainicza gegen Banjaluka debouchiren. Zwar habe ich diesen Weg nicht gemacht, allein die Natur des Landes zeigt an, daß man daselbst auch müsse passiren können. Die Gebirge, welche wenn man von Dubicza kömmt, links blieben, sind für Cavallerie nicht zugänglich.

III. Drittes Debouché aus Croatien über Dubicza, St. Archangel und Lievoche nach Banjaluka. 14 Stunden.

Von Dubicza bis Archangel geht man ganze vier Stunden durch Wälder, läßt das Gebirg Kozaracz rechts und gelangt auf die von Gradisca nach Banjaluka führende Landstraße.

Stellung von Banjaluka.

Banjaluka biethet eine gute Stellung dar, um den Eintritt in Bosnien zu vertheidigen. Schon öfters hat man sich da geschlagen, und wahrscheinlich würde sich auch eine türkische Armee daselbst aufstellen. Sie könnte sich im Unglücksfalle auf Maglaj auf dem oben beschriebenen Wege, den der Vezier mit 2 Kanonen genommen hatte, zurückziehen. Das ganze Land zwischen Banjaluka und dem Bosnafluß bis

Skepze ist fahrbar. Es ist mit Wäldern bedeckt, zwischen denen wieder unbewachsene Hügel hervorragen, worauf Cavallerie manöuvriren kann, und man würde viele Stellungen finden, wo eine geschlagene Armee sich sammeln und erhohlen könnte.

Von Banjaluka geht ein fahrbarer Weg bis Travnik, auf welchem die Artillerie des Veziers zog, und den ich auch untersucht habe, mit Ausnahme der Strecke zwischen Banjaluka und Sitnicza.

Die türkische Armee könnte sich am rechten Verbasufer aufstellen, ihren linken Flügel an das Fort von Banjaluka anlehnen, am linken Ufer die vor dem Fort liegende Anhöhe besetzen, um dadurch sowohl die abschneidende Verbindung mit Sitnicza zu hindern, als auch die Vortheile zu benutzen die sie erlangen würde. Der rechte Flügel müßte sich an die Anhöhen stützen, die ich für Cavallerie für unzugänglich halte. Durch den Bau einiger Brücken über die Verbas könnte diese Armee den Sieg benutzen, oder auch nach deren Abwerfung sich in Sicherheit zurückziehen.

Die 60 Metres breite Verbas ist nicht schiffbar. Man übersetzt dieselbe mittelst einer hölzernen auf steinernen Pfeilern ruhenden Brücke, so daß diese zu vernichten wäre.

Das ganze Land zwischen Gradisca, Dubicza,

Novi und Banjaluka ist von Christen bewohnt und ziemlich angebaut. Die Türken bewohnen jene vier Schlösser. Die Griechen äußerten laut ihre Absicht sich zu empören, sobald die Türken gegen Servien abgerückt seyn würden.

1. Weg von Banjaluka nach Maglaj (Ukosiczja). 26 Stunden.

Wenn man voraussetzt, daß die türkische Armee sich auf Maglaj zurückziehen würde, oder daß sie diese Richtung nehmen will, so kann sie jenen Weg einschlagen, den die Artillerie des Veziers genommen hat. Nach allen eingehohlten Auskünften, und der Natur des umliegenden Terrains nach, durch welches ich gereiset bin, kann dieser Weg nicht schlecht seyn. Man findet Waldungen und Höhen, welche wenig Hindernisse erzeugen. Von Banjaluka bis Pernjavor sind 10 Stunden. Man passirt die Verbania mittelst hölzerner Brücke; dieser Fluß ist an vielen Orten und zu allen Jahreszeiten zu durchwaden.

Von Pernjavor bis Teshein sind 8 Stunden; man passirt die große Okrina und die Usora, beyde durchwadbar. Man konnte auch Teshein rechts lassen, um nach Doboi zu kommen (von wo gleichfalls ein Weg nach Maglaj führt). Von Teshein bis

Doboi sind 3 und von da bis Maglaj 5 Stunden, und guter Weg. Diese ganze Strecke ist, wie man sagt, gut cultivirt.

2. Zweyter Weg von Banjaluka nach Maglaj, 21 Stunden.

Ich mußte von Banjaluka den kürzesten Weg nach Maglaj einschlagen. Ich glaube nicht, daß man mir erlaubt hätte, den Weg über Pernjavor zu nehmen, den der Vezier zu nehmen pflegt. Ich war aber auch nicht darüber ungehalten, daß ich das Land auf einem andern Wege durchstreifen konnte, als jener ist, den man für den besten hält, und hierdurch einen zweyten Fuhrweg kennen lernte, da ich wußte, daß der Weg über Pernjavor fahrbar sey, weil die Artillerie des Veziers denselben passirt hatte.

Das Land so ich durchreiste ist bis Teshein (Tessau) eine Wüste. Man findet zwischen der Verbania und dem Usora nichts als griechische Knespolies oder große Höfe in sehr elendem Zustande. Man würde daselbst nur Heu finden, welches in großen Haufen auf dem Felde liegen bleibt, und dem Viehe bey hohem Schnee zum Futter dienet.

Der Weg den ich genommen ist fahrbar, ausgenommen zwischen den Dörfern Verbania und Chelinacz am Zusammenfluß der Verbania und Josavka.

Ich ging über einen beschwerlichen Bergrücken. Man kann in dem Verbaniathale nicht fortkommen, weil die an beyden Ufern befindlichen Berglehnen sich hier und da an den Fluß anschließen, und man diesen daher zwey bis dreymahl passiren müßte. Er ist überhaupt genommen durchwadbar; aber er würde es nicht gerade an allen den Orten seyn, wo die Passage darüber gehen müßte; auch sind seine Ufer zuweilen sehr steil. Aber man hat mich versichert, daß von dem Dorfe Verbania zur griechischen Kirche von Josava ein Fahrweg führe, welcher die Berge bey Chelinacz rechts zur Seite lasse. Man erzeugt in diesem Dorfe Pulver, und an der Verbania sind mehrere Pulvermühlen. Der Weg den ich von Chelinacz nach Josava nahm, ist fahrbar. Nahe an diesem letzten Dorfe passirt man eine mit Eichenwaldung bewachsene Anhöhe, über welche man nur mit doppelter Vorspann kommt. Das Knespolie von Josava erstreckt sich bis an die Verbania. Von Banjaluka bis zur Kirche von Josava sind 5 Stunden Weges.

Hinter Josava passirt man zum zweytenmahl die Josavka und einen Eichenwald, Dubrava genannt. Eine Stunde weiter kommt man zu einem Weg, so in das Dorf Kobas führt, hier ist man auf dem Bergrücken, so die Wässer der Verbania von jenen

der großen Okrina trennt. Man trifft das Dörfchen Snigotina und 2 Stunden von Josava die große Okrina, so man durchwadet. Sie ist 15 bis 20 Metres lang. Man folgt sodann einem starken Bach aufwärts, kommt hierauf in ein Gestrüpp, das man von Zeit zu Zeit abhauen müßte, um die Passage für Artillerie möglich zu machen; gelangt ferner in einen lichten Eichenwald, läßt ein etwas dichteres Tannenholz rechts, und befindet sich 2½ Stunde (Lieues) von der Okrina auf dem Bergrücken, welcher das große Okrinathal von dem kleinen trennt. Man geht dann eine Stunde bergab; der Fall ist zwar überhaupt genommen sanft, doch müßte man an einigen Stellen einhemmen. Nun folgt man dem Laufe des Baches; die Waldung bekommt den Nahmen Chavka und 5 Stunden von der großen Okrina trifft man die ersten Häuser von Csesava an, wo man die Waldung verläßt und eine Stunde weiter die kleine Okrina passirt. Noch weiter kommt man an einen starken Bach, welcher in diesen Fluß einfallen muß und gelangt nun auf ein Plateau, von wo aus man das Vlassicher-Gebirg und den Berg Ocheus (?), so Teshein dominirt, erblickt. Von hier aus konnte ich wahrnehmen, daß die Gegend gegen die Save zu niedrig sey.

Drey Stunden von Csesava kommt man an ei-

nem Wald, worin das Dörfchen Kotari liegt. Nach einer Stunde kömmt man aus dem Walde heraus, und gelangt bey Koloshevich zu dem bis 80 Metres breiten Usora-Fluß. Das Dorf Koloshevich zählt zehn türkische Häuser. Am rechten Ufer des Flusses ist Merkotich, ein Dorf von 30 türkischen Häusern. Die rechts bis Teshein sich ausdehnenden Berge sind für Artillerie nicht practicabel. Das Land ist fast eben; man kommt nahe bey dem Dorfe Radussa vorbey und hierauf nach dem 6 Stunden von Csesava entfernten Teshein.

Das Fort von Teshein liegt auf einem, an der einen Seite sehr steilen Felsen, an dessen Fuß ein kleiner Fluß läuft. Es ist größer als die meisten andern türkischen Forts. Man kann sich demselben bis auf 150 Metres ungesehen nähern. Es deckt gar keine Passage. — Die Stadt Teshein enthält 300 fast ganz von Türken bewohnte Häuser, und treibt einen lebhaften Verkehr mit Vieh und Holz. Von der Usora bis hierher ist das Land ziemlich cultivirt.

Eine Stunde von Teshein ist Iblonicza, ein Dorf von 30 türkischen Häusern an einem kleinen in die Bosna fallenden Fluß. Eine Stunde von da Osre, von 5 bis 6 griechischen Häusern. Die benachbarten Berge sind für Artillerie unzugänglich. Man kömmt in einen Wald, wo es schwierig seyn

würde, sie passiren zu machen, doch halte ich es für thunlich. Man entdeckt Maglaj amphitheatralisch gebaut. Das Fort sperrt das Thal der Bosna. Doch hat die Ebene dieses Thales 7 bis 800 Metres Breite, und man kann auch dieses Fort umgehen.

Maglaj enthält 200 türkische Häuser. Das Fort ist dominirt und sehr klein; man kann sich ihm auf 60 Metres ungesehen nähern.

Von Maglaj kann man über Graesanicza bey 6 Stunden unterhalb Maglaj durch das Spreczathal mit Geschütz nach Zwornik an der Drina gelangen. Dieser Weg verbindet sich hernach mit jenem so über Schebsche führt und durch den Capitán R** la M**** recognoscirt worden ist. Man hat mich versichert, daß in dem verflossenen Sommer die Artillerie des Veziers die Bosna mittelst einer Furth passirt habe, und dieses zwar bey Maglaj. Gleichwohl ist dieser Fluß von Schebsche an schiffbar; aber man beschifft ihn nicht aufwärts. Bey Maglaj ist eine Ueberfuhr.

Aus dem bis jetzt Gesagten erhellt, daß die beste Richtung um von Banjaluka an die Drina zu kommen, jene über Perniavor, Teshein rechts lassend, nach Doboi und von da durch das Spreczathal über Tusla nach Zwornik ist.

Wenn die Armee, statt nach Servien, vielmehr

gegen Albanien ihre Richtung nehmen wollte, so hätte man dazu zwey Fahrwege, von denen der eine von Banjaluka über Sitnicza nach Jaicze, der andere von Maglaj durch das Bosnathal führt.

Diese zwey Fahrwege verlängern sich bis an die Save, der erstere nach Gradisca, der zweyte nach Brod. Dieser ist in der Nachbarschaft der Stadt etwas morastig. Obschon sie nicht unterhalten werden, so sind sie dennoch ziemlich gut. Was die weiter oben erwähnten Communicationen betrifft, so sind solche keine Straßen, aber die Natur des Terrains erlaubt es, auf ihnen zu passiren, und in der guten Jahreszeit sind sie sogar den bestehenden Fahrwegen vorzuziehen.

3. Weg von Banjaluka über Sitnicza nach Travnik. 24 Stunden.

Ich habe diesen Weg, mit Ausnahme der Strecke zwischen Banjaluka und Sitnicza gemacht; die Artillerie des Veziers hat denselben genommen. Es scheint daß die Berge bis gegen Sitnicza nach und nach an Höhe zunehmen. Nach diesen Ort kann man kommen, wenn man Banjaluka links läßt, und von Kozaracz aus den kürzern Weg einschlägt. Von Banjaluka geht man nach Zmiagnie — so heißt ein Plateau und einige griechische Hütten bey Sit-

nicza — in acht Stunden. Ueber dieses Dorf hinaus gelangt man in einen herrlichen Tannenwald, dann in ein Espengehölz in welchen sich einige angebaute Striche Landes befinden.

Die Berge links sind nahe am Wege und nicht hoch; jene rechts sind weit entfernt. Anderthalb Lieues von Sitnicza passirt man den gegen 15 Metres breiten Ponoraczbach mittelst einer hölzernen Brücke. Zur Seite sind Ruinen einer steinernen Brücke von 3 Bögen, wovon zwey noch ziemlich conservirt sind. Der Weg ist eine halbe Stunde weit gepflastert. Zwey Stunden hinter Sitnicza kommt man aus den Waldungen heraus, und erreicht das Plateau von Podracsnicza, wo die Türken im letzten Kriege mit Oesterreich ein Lager hatten. Von hier führt ein Weg in die Licca.

Dieses Plateau ist wenig cultivirt, und der Weg senkt sich von demselben sanft herab; er ist streckenweise gepflastert, und sehr schlecht unterhalten. Vier Stunden von Sitnicza erreicht man Verzar Vakup — Vazerevo Vakup — von 600 meist katholischen Häusern. Von Banjaluka führt auch ein Weg Sitnicza rechts lassend gerade nach Vakup. Er ist kürzer aber nicht fahrbar.

Der kleine Fluß, der bey Vakup vorbeyläuft, heißt Jelinska Rieka; man verfolgt dessen enges

cultivirtes Thal. Es führt gegen Giöl Hissar (Giumezar). Diese Stadt enthält 100 türkische Häuser, und liegt am rechten Ufer der Pliva unterhalb eines von diesem Flusse gebildeten Wasserfalles. Der Weg ist ziemlich gut; die gepflasterten Strecken sind die schlechtesten, da sie nicht unterhalten werden. Von Vakup bis Giöl Hissar sind 2 Stunden Weges. Man geht im Plivathal am linken Ufer des Flusses hinab. Eine halbe Stunde hindurch ist dieses Thal morastig, weiterhin nimmt der Fluß die ganze Breite desselben ein. Er hat mehrere nicht hohe Wasserfälle. Einige Passagen auf diesem Wege müßte man zurichten.

Jaicze liegt am Zusammenfluß der Verbas, Pliva und Vlassich; es hat bey 700 türkische Häuser *), das Fort hat eine gute Lage, ist zwar dominirt aber nur auf zwey Puncten und in einer Entfernung von 8 bis 900 Metres. Die andern Höhen sind bis 1500 Metres entfernt und unzugänglich. Die Stadt ist mit Mauern umgeben, aber man kann sich derselben von der Seite von Verbacz durch einen Hohlweg auf 100 Schritte ungesehen nähern. Es befinden sich der Sage nach 15 Kanonen darin, was mir aber übertrieben scheint.

*) Nach Gaspari 2000 Einwohner, die eine beträchtliche Salpetersiederey unterhalten. A. d. Rd.



Von Giöl Hissar bis Jaicze sind zwey Stunden Weges.

Man passirt die Pliva auf einer hölzernen Brücke, die über einen Wasserfall gebaut ist, und bey 60 Metres lang ist, man kömmt in den oben erwähnten Hohlweg, und nach einer Viertelstunde passirt man die Verbas auf einer steinernen Brücke von einen einzigen Bogen. Der Fluß ist zwischen Felsen eingeengt. Hier ist der Fluß nur 25 Metres breit. Sechs Stunden von Jaicza läßt man den Weg nach Scopje rechts, und links einen andern Weg, der in das Gebirge geht, und in jenen Weg einfällt, der von Banjaluka auf dem rechten Verbasufer nach Travnik führt.

Der Weg nach Travnik geht in dem Thale des Blassichbaches, welches sehr enge ist. Er ist zwar practicabel aber in sehr schlechtem Stand. Zwey Stunden von Jaicza befindet sich ein Han. Hier verläßt der Weg das Thal, welches er rechts läßt. Die Artillerie des Veziers hatte ihren Marsch im Thale fortgesetzt. Der Weg übers Gebirge ist nicht überall fahrbar; er hat zwar das Ansehen, als wenn er gebahnt wäre, ist aber an manchen Orten so zu Grunde gerichtet, daß es sehr viel Arbeit kosten würde, ihn im Stand herzustellen. Ich habe den Weg, welchen des Veziers Artillerie genommen, nicht

genommen, aber man sieht, daß der Bergrücken, so die Thäler des Vlassich- und Karaula-Baches absondert, dort wo ich wieder auf diesen Weg gelangte nicht hoch ist.

Eine Stunde von Karaula, welches fünf Stunden von Jaicza liegt, kommt man auf den von Scopje nach Travnik führenden Weg, er ist gepflastert und in ziemlich guten Stand. Man erblickt links das sehr hohe Vlassicher-Gebirg; rechts sind die Berge weniger hoch. In drey Stunden kommt man von Karaula nach Travnik an der Laschva und dem Bilabach gelegen, an. Es hat 1500 Häuser und 7000 Einwohner, lauter Türken. Das Fort sperrt das Thal, ist aber sehr nahe dominirt. Auf den umliegenden Anhöhen befinden sich mehrere Dörfer. Die linker Hand heißen Poderay. Der Boden ist gut bebaut, vorzüglich gegen Serajevo zu, wo sich die Ebene erweitert; aber das Getreide und die Früchte werden nicht recht reif, welches in Bosnien allgemein der Fall ist, und von der durch so viele Waldungen verursachten Nässe herrühren mag. Der Pascha hat ein kleines Arsenal, wo er sein Geschütz repariren läßt. Er hat auch da einige kleine Kanonen gießen lassen. Auch ist hier eine gute Säbelklingen-Manufactur.

4. Weg von Maglaj nach Travnik. 13 Stunden.

Der kürzeste Weg führt nicht durch das Bosnathal, sondern durch jenes der Lieshnicza. Er ist streckenweis gepflastert. Man passirt die Lieshnicza auf einer hölzernen Brücke. Nach $1\frac{1}{2}$ Stunden verläßt man denselben, und kommt in einen Wald. Bey schlechter Jahreszeit ist der Weg sehr morastig. Man übersetzt eine Anhöhe und erblickt nach zwey Stunden Wegs Schebsche. Das Dorf Novi Palank bleibt rechts an der Lieshnicza. Das Bosnathal ist sehr breit; hier hat es fast die Breite von 1 Stunde (Lieue). Man passirt durch Lupoglav (Lipovaglava) so aus 5 griechischen Häusern besteht, und kommt in die $3\frac{1}{2}$ Stunde von Maglaj entfernte Stadt Schebsche. Hier ist ein Fort mit einem vorliegenden schmalen Graben und hohen Palisaden. Schebsche hat 1000 Häuser und 4 bis 5000 Einwohner, unter denen die Hälfte Katholiken sind. Hier ist eine Ueberfuhr über die Bosna.

Von Schebsche läuft der Weg im Bosnathal; welches sich zwey Stunden von hier verengert. Drey Stunden weiter erheben sich die Berge, und sind für Artillerie gar nicht, für Cavallerie aber kaum practicabel. Sie sind mit Ulm- und Nußbaumwaldungen bewachsen. Man trifft den Han Glutina

und weiterhin einen zweyten Han; man übersetzt zwey Gewässer, wovon eines Bistriczar heißt. Nach 5 Stunden gelangt man von Schebsche nach Branduk. Das Fort hat zwey Kanonen von kleinem Kaliber, und sperrt das Thal recht gut. Gleichwohl gibt es einen Weg, auf welchem man dieses Fort, wenigstens mit Cavallerie umgehen könnte.

Branduk hat nur 7 bis 8 Häuser und einen Han. Das Thal hat bloß die Breite des Flusses. Man geht in demselben noch eine Stunde weit bis zum Han Malmos. Dort verläßt der Weg nach Travnik das Bosnathal, und hört auf fahrbar zu seyn. Um einen Weg für Geschütz zu haben müßte man noch bis zum Einfluß der Lashva im Bosnathal aufwärts gehen.

Ich habe den kürzesten Weg eingeschlagen; man passirt auf diesem einen Wald, und läßt nicht gar hohe Berge linker Hand. Zwey Stunden von Branduk erblickt man das Gebirg Vlassich. Man verfolgt den Weg über Hügel, zwischen welchen der Bielabach fließt, und gelangt nach Travnik so 5 Stunden von Branduk entfernt ist.

Noch bleibt mir der Weg zu beschreiben übrig, den ich von Novi aus nach Sitnicza gemacht habe. Er kann als ein Debouché nach Banjaluka dienen, obschon er nicht fahrbar ist. Man könnte ihn aber

ohne viele Schwierigkeiten bis ins Sannathal für Fuhrwerk brauchbar machen.

5. Weg von Novi nach Sitnicza. 21 Stunden.

Aus dem Unnathal kam ich in eine sehr enge Schlucht, worin ein Bach läuft. Eine halbe Stunden Novi verließ ich dieselbe, und ging durch $\frac{1}{4}$ Stunde in einem Eichenwald bergauf. Man läßt daß Dorf Berdovelkecho von 12 türkischen Häusern rechts. Man bleibt $\frac{1}{4}$ Stunde lang auf dem Rücken der Anhöhe und geht dann bergab. Der Weg ist hier bloß auf eine Distanz von 50 Schritten unfahrbar. Man gelangt nach Dolinare — 5 türkische Häuser —, das Thal in welches man kommt, ist bebaut; man geht dann durch einen Wald und erreicht $2\frac{1}{2}$ Stunden von Kovi das Dorf Szuhacha (Svaosa?) von 30 türkischen Häusern an der Japra gelegen. Dieser Fluß ist an vielen Orten zu durchwaden, hat ein ziemlich eingeschnittenes Bett, und ist bey 12 Metres breit. Von Szuhacha geht man nochmahls durch Waldungen. Hier ist der Weg ein Schleppweg. Nach einer Stunde hört er auf ein Fahrweg zu seyn, und bleibt durch $\frac{1}{4}$ Stunde, während seines Falles in das Posinathal, unfahrbar; könnte jedoch mit geringer Mühe hergestellt werden. Zwey Stunden von

Szuhacha kömmt man nach Aginçze in diesem Thale. Man verbleibt in demselben noch durch eine Stunde im steten Wald, aus welchem man nur auf einen Augenblick bey Marinovich tritt. Dieß ist ein Dorf von zwölf sehr armen griechischen Häusern. Von da kömmt man nach Majdan (Stari Majdan). Man geht stets durch Waldungen, um in das Sannathal zu gelangen. Der Weg ist eine halbe Stunde weit unfahrbar, und würde, um zugerichtet zu werden Mühe erfordern. Acht Stunden von Novi kommt man nach Majdan, der Residenz eines Capitäns, von 7 bis 800 türkischen Häusern. Man bearbeitet da Eisenbergwerke, von denen sich viele in den benachbarten Bergen befinden. Majdan liegt in einem ziemlich engen Thale, in welchem der keine Fluß Majdanska Rieka fließt; das Thal wird, so wie man sich dem Sannathal nähert, weiter, welches 1½ Stunde von Majdan entfernt ist. Das Sannathal kann eine Stunde breit seyn, man entdeckt Tomina und mehrere Dörfer auf den Anhöhen linker Hand. Zerstreute Waldungen bedecken das Thal, so wie bey Kozaracz. Zwey Stunden von Majdan findet man Sansky Most (auch Skusani) den Sitz eines Capitäns. Man übersetzt die Sanna mittelst einer Ueberfahrt. Dieser Fluß ist oberhalb Sansky Most überall zu durchwaden. Das Geschütz müßte

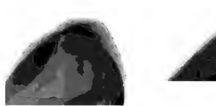
man oberhalb dieser Stadt über die Sanna setzen lassen, im Fall man sich dieses eben beschriebenen Weges, als eines Debouches nach Kozaracz bedienen wollte.

Von Sansky Most geht der Weg im Sannathal fort bis Jomina; es ist gut cultivirt. Man trifft zerstreute Häuser an, welche zusammen Chapli heißen. Bey Tomina fällt die Sitnicza (Sanchicza?) in die Sanna. Von diesem Dorf bis Kamisaka wird der Weg im Thal der Sanna fortgesetzt, welches sich zwischen zwey Felsen sehr beträchtlich verengt. Von Sansky Most bis Kamisaka zählt man 4 Stunden Weges.

Von Kamisaka geht man bergauf nach Sniagne. Der Weg ist sehr beschwerlich, und man darf nicht daran denken ihn fahrbar zu machen. Man braucht drey Stunden Zeit um dahin zu gelangen. Von da bis Sitnicza braucht man 4 Stunden. Der Weg ist gut. Ich habe diesen Theil des Weges sehr wenig gesehen, da es damahls, als ich denselben machte sehr neblicht war. Dieß war das einzigemahl wo mich die Witterung auf meiner Reise in der Aussicht hinderte.

Von Travnik bis Banjaluka habe ich keinen Schnee angetroffen, die Witterung war mir sehr günstig; aber ich glaube auch daß die Temperatur des Bosnathales sanfter ist als die der andern Gegenden so ich durchreiset habe.

(Die Fortsetzung folgt.)




Miscellen.

Zeitschriften in dem russischen Königreich Pohlen.

In Warschau, dessen Bevölkerung ohne Militär etwa 80,000 Seelen beträgt, erscheinen gegenwärtig 12 Zeitschriften *). Nähmlich:

1. Pamiętnik Warszowski, oder Journal für Künste und Wissenschaften. Von diesem erscheint alle Monath ein Heft von 7 Bogen in 8. Redacteur desselben ist der Professor der Geschichte Fel. Bentkowski.

2. Izys Polska, pohlnische Isis, oder Zeitschrift für Wissenschaften, Entdeckungen, Künste und Manufacturen. Diese ist gänzlich der Industrie gewidmet. Alle Monathe erscheint ein Heft von 8 Bögen in 8. mit Kupfern. Redacteur ist Gral. Korwin.

3. Sylwan. Dieses Journal, von dem nur

*) Hassel gibt dem russischen Königreich Pohlen bey 2,215 QM., 2793000 Ind.

alle drey Monath ein Heft von 8 Bögen in 8. mit Kupfern erscheint, umfaßt alles was auf Forstwissenschaft Bezug hat.

4. **Sybilla nadivislanska.** Die Sybille von der Weichsel beschäftiget sich mit pohlnischer Literatur, Geschichte, Politik und allem was auf das vaterländische Wohl Bezug hat. Zweymahl in der Woche erscheint ein Heft von drey bis vier Bogen, deren Redacteur Fr. Grzymala ist.

5. **Dekada polska**, erschien früher unter einem andern Titel, und ist ausschließend den höhern politischen Begebenheiten gewidmet. Alle zehn Tage erscheint ein Heft von 3 Bogen in 8., deren Redacteur Bub. Heltmann ist.

6. **Wanda.** Eine den schönen Künsten und Wissenschaften gewidmete Zeitschrift, von welcher alle Wochen ein halber Bogen erscheint. Redacteurs sind Fr. Dmochowski und Dom. Lisiecki.

7. **Momus** Ein halber Bogen in 8. wöchentlich, voll scherzhafter Anecdoten, Epigramen, Wortspiele u. d. gl. Redacteur ist Alois Zolkowsky, ein vorzüglich beliebter Komiker des dortigen Theaters. Für den Augenblick ist diese Zeitschrift unterbrochen.

8. **Tygodnik muzyczny.** Eine der Musik gewidmete Zeitschrift, die einmahl wöchentlich in 4. erscheint. Ihr Redacteur ist C. Kurpinski.

9. Gazeta literacka. Eine Literaturzeitung, von der alle Wochen ein halber Bogen in 4. erscheint. Sie umfaßt sowohl vaterländische als auswärtige Literatur, enthält öfters recht gründliche Artikel, und ist im Allgemeinen gut redigirt.

10. Kuryer Warszawski, fünfmahl in der Woche ein viertel Bogen in 4.

11. Gazeta Korrespondenta Warszawskiego, viermahl in der Woche $1\frac{1}{2}$ Bogen in 4.

12. Gazeta Warszawska, viermahl in der Woche $1\frac{1}{2}$ Bogen in 4.

Diese drey letzten sind bloß politische Zeitungen.

Russische Feld-Druckerey von neuer Erfindung.

Der in St. Petersburg ansässige Wagner Cumming, ein Engländer, hat, nach der Anordnung eines Generals des General-Stabes, eine Feld-Druckerey von neuer Erfindung gemacht, die bereits dem Kaiser vorgestellt ist, und seine Genehmigung erhalten hat. Es ist ein vierkantiger Kasten, der auf einem zweyräderigen Gestell in Federn ruht: er wird von drey Pferden gezogen, von denen das mittelste



worauf der Kutscher reitet, in einer Gabel geht. Das Ganze hat das Ansehen eines Pulver-Karrens. Die hintere Wand des Kastens wird aufgeschlossen, zurückgeschlagen, und bildet hierdurch den Tisch zum arbeiten. Inwendig im Kasten befindet sich mit allem zum Drucken nöthigen Zubehör die Presse, die, wenn zwey Schrauben losgeschraubt werden, welche sie im Fahren vor dem Schütteln bewahren, auf den Tisch gestellt wird.

Die vordere Wand des Kastens öffnet sich gleichfalls und enthält in mehreren Schubladen die Lettern, so daß Alles eine vollständige und bequeme Druckerey bildet, mit welcher man unter einem Zelt oder auf offenem Felde alles Nöthige drucken kann. Das Ganze ist übrigens leicht, dauerhaft und elegant gebaut und scheint einer kriegführenden Armee von gutem Nutzen zu seyn.

Verbesserungen im September-Heft.

Seite 427, Zeile 15 von oben statt die lies der.

S. 433 zur Anmerkung: Das Spreczathal beginnt mit dem auf der Carte administrat. mit Oskovo bezeichneten Gewässer und Jalla heißt nur jener Bach, der die beyden Tusla bewässert.

S. 439, Z. 6 Nach: umliegenden Höfe, adde, denn der Ort selbst zählt nur 500 Einwohner.

S. 453, unten, adde, ungefähr dorthin, wo hier Ragitnicza liegt.

Geist der Zeit.

November 1821.

Zustand der Negersclaven auf Surinam
und
Bemerkungen über die Caribben-Indier daselbst.

Zwey Bruchstücke aus der zu Berlin bey Haude und Spener erschienenen: Beschreibung einer Reise nach Surinam, und des Aufenthalts daselbst in den Jahren 1805, 1806, 1807, so wie von des Verfassers Rückkehr nach Europa über Nordamerika. Von dem Baron Albert v. Sack, k. Kammerherrn und Ritter des St. Johanniter-Ordens (1. Abtheilung S. 76 — 83. 2. Abtheil. 83 – 87).

Was die Arbeitsstunden betrifft, so fangen die Neger Morgens um 6 Uhr an, und arbeiten bis 9 Uhr, wo eine Glocke sie zum Frühstück abruft, zu welchem man ihnen eine halbe Stunde frey lässet; dann gibt man ihnen wieder durch das Blasen auf einer Muschel das Zeichen, an die Arbeit zurück zu kehren, die bis 12 Uhr dauert, wo man sie zum Mittagessen ruft, wozu ihnen anderthalb Stunden gestattet werden. Von halb zwey arbeiten sie dann

wieder bis 6 Uhr Abends, so daß ihnen von 24 Stunden 14 Stunden zu ihrer eigenen Verfügung bleiben; außerdem haben sie auch die Sonntage und einige von den vorzüglicheren Festtagen frey. Nach den Landesgesetzen muß jeder, der seine Neger Sonntags zu arbeiten zwingt, fünf hundert Gulden Strafe erlegen, und da der Fiskal die Hälfte dieser Summe erhält, so kann man denken, daß die Verordnung nicht vernachlässiget wird. Freylich macht man eine Ausnahme mit den Zuckerfeldern, wo man genau die Zeit, wenn das Rohr reif ist, und die Zeit der Springfluth wo das Rohr gepreßt werden soll, beobachten muß. Dann haben aber die Neger für jeden Sonntag an welchen sie arbeiten, einen andern Ruhetag in der Woche. Während die Zuckerernte eingebracht wird, arbeiten sie oft auch des Nachts; dieß geschieht aber abwechselnd nach einer bestimmten Ordnung, und man läßt ihnen hinlänglich Zeit zur Ruhe. Man sagt auch, daß sie es gern thun, da bey der Nacht die Arbeit leichter von Statten geht. Ferner hat man beobachtet, daß während der Zuckerernte die Neger am lustigsten sind; darüber kann ich nicht entscheiden, denn obgleich ich zu verschiedenen Mahlen das ganze Verfahren der Zuckerbereitung gesehen habe, so habe ich doch nie lange während der Erntezeit auf einer Zuckerpflanzung verweilt.

Die Nahrung der Neger ist durch die Gesetze der Colonie bestimmt, laut denen jeder alle 14 Tage wenigstens einen Korb voll Taywurzeln und zwey Bund Bananas erhält: ein Bund enthält etwa fünfzig Stück Bananas, welche die Gestalt einer Gurke haben, fast einen Fuß lang und ungefähr so dick als eine große europäische Mohrrübe sind. Die Neger richten dieselben auf verschiedene Arten zu. Diese zwey Artikel sind sie berechtiget zu fordern, und wenn sie ihren richtigen Antheil nicht erhalten, so können sie beym Fiscal klagen; dann ernennt man zwey Männer, welche sich nach der Pflanzung begeben, um die Klage zu untersuchen, und wird sie wahr befunden, so wird der Aufseher bestraft. Außerdem erhalten die Neger gewöhnlich noch andere Gemüse, als Erdäpfel, Cassava u. d. gl. und öfters gesalzenen Fisch und Pökelfleisch. Der beste Beweis aber, daß die Eigenthümer und Verwalter es ihren Negern nicht am Essen fehlen lassen, ist ihr rüstiges Ansehen, wodurch sich die Neger dieser Colonie vor denen, die ich auf den westindischen Inseln sah, sehr auszeichnen; doch muß man auch gestehen, daß das hiesige Land weit mehr Nahrungsmittel für die Neger erzeugt als jene Inseln, denn die großen Flüsse haben Fische im Ueberfluß, welche die Neger mit weniger Mühe angeln können, und zu deren Aufbe-



wahrung die Herren ihnen eine gewisse Menge Salz geben. Die Neger sind hier sehr geschickt, Wildpret in den Forsten mit Fallen und Schlingen zu fangen, und außerdem ziehen sie auf manchen Pflanzungen Federvieh, junge Schweine u. s. w., welche sie nach der Städt zum Markte bringen, und wenn sie gute Wirthe sind, sollen sie sich ein hübsches Geld machen. Jeder ansehnliche Pflanzer gibt seinen Negern einen Fleck Landes, um sie aufzumuntern und ihnen Anhänglichkeit an die Pflanzung einzuflößen. Ferner erhalten sie, wenn sie krank sind, außerordentlich Congo-Thee, der aus Bananasblättchen, Reis, Fleischbrühe und allen was der Arzt ihnen verordnet bereitet ist. Auf jeder Besitzung ist ein schwarzer Wundarzt, der die Kranken bey gewöhnlichen Vorfällen behandelt, und auf jeder Hauptpflanzung wohnt auch ein weißer Wundarzt, der zugleich mehrere der benachbarten Pflanzungen besorgt, da es der Vortheil des Herrn ist, daß ihre Neger gesund sind.

Einem Europäer, wenn er erst hier ankommt, ist die fast gänzliche Nacktheit der Neger auffallend; man bemerkt aber bald, daß es oft ihre eigene Wahl ist. Sie empfangen nach den Gesetzen der Colonie, wie ich selber am Neujahrstage solche Austheilungen gesehen habe, blau gestreiften Cattun zu Hemden u. d. gl., eine Jacke für die regnerische Jahreszeit,

einen Hut, ein Messer, eine Tobackspfeife und eine Zunderbüchse; außerdem gibt man ihnen auf allen gut eingerichteten Pflanzungen vierteljährig einen Vorrath von Pöckelfleisch, gesalzenen Fisch und Toback. Den letzteren lieben sie besonders, und freuen sich vorzüglich auf seine Austheilung. Was aber die Kleidung betrifft, so scheinen sie sehr geneigt sie ganz abzulegen, denn sie halten sie eher für eine Unbequemlichkeit, und tragen sie darum auch bloß wenn sie zur Stadt gehen.

Die Negerinnen erhalten auf der Pflanzung ein Stück blauen oder blau und weißen Cattun, um sich ihre Pagnen oder Hemden zu verfertigen, die von der Mitte des Leibes bis zu den Knien reichen; am liebsten aber haben sie einen Gürtel, ein Halsband und Armbänder von bunten Glaskorallen.

Auf allen Gattungen Pflanzungen gibt man den Negern viermahl im Jahre einen Tanz, wobey sie eine gewisse Menge Rhum, und die Weiber so viel Melasse oder Syrup, als sie trinken wollen, mit Wasser vermischt erhalten. Ein guter und verständiger Herr wird nie ermangeln seinen Negern diesen Tanz zu bewilligen, da sie dieses Vergnügen sehr lieben, und sie dadurch neues Leben und Thätigkeit erhalten, um fröhlich an die

Arbeit zu gehen. Auf den Pflanzungen, die ich besucht habe, erhält jeder Neger, wenn er Abends von der Arbeit kommt, ein Glas Rhum.

In Europa ist es allgemeiner Grundsatz, daß es in manchen Verhältnissen unumgänglich nothwendig sey, die strengste Zucht zu handhaben, besonders bey der Armee und der Flotte. Nun ist es aber offenbar eine schwierige Aufgabe für die wenigen Europäer die Neger in Zaume zu halten, wenn man bedenkt wie zahlreich und roh sie sind: — denn selbst die freyen Neger haben sehr wenig Bildung, was sich schon daraus ergibt, daß ein Europäer seinen Neger nicht härter strafen kann, als durch die Drohung ihn an einen freyen Schwarzen zu verkaufen. Wie oft wir uns in unserm Urtheile über den Zustand der Neger täuschen, hat ein neues Beyspiel gezeigt, das sich seit meinem Hierseyn ereignet hat.

Man hatte früherhin auf den Pflanzungen, ein Jägerregiment aus den Negern die ihr ganzes Leben eine gute Aufführung gezeigt, ausgehoben, und sie zeigten sich als Soldaten sehr treu und tapfer. Später bemerkte man aber, daß zur Ergänzung dieser schwarzen Schaar die Pflanzer sehr bösartige Neger verkauften, und ihnen einen guten Charakter nachrühmten, um einen höhern Preis zu bekommen:

man beschloß deßhalb Recruten aus den eben erst angekommenen Negern zu wählen, und hoffte sie würden um so williger dienen, wenn sie fänden, daß sie eigentlich zu Sclaven in den Pflanzungen bestimmt gewesen, jetzt aber frey wären, und wie europäische Soldaten behandelt würden. Diese Neger urtheilten aber anders, und nicht zufrieden mit der Freyheit, die man ihnen zugestand, wollten sie ganz unabhängig seyn. Das hätten sie ganz bequem und ohne Blutvergießen ausführen können, da der Posten von Oranien, auf welchem sie lagen, auf der Gränze der Wälder von Guiana ist; sie ermordeten aber vorher ihre Officiere auf eine sehr grausame Art, plünderten den Bezirk ganz aus, und zogen sich darauf in den Wald zurück, von wo aus sie dann die benachbarten Pflanzungen beraubten, und bey jeder Gelegenheit die Sclaven wegfingen. Der Oberbefehlshaber der Truppen in Surinam, Brigade-General Hi—g—s verfolgte sie selbst sehr eifrig in den Wäldern mit einer Abtheilung regelmäßiger Truppen; die Aufrührer fanden aber immer Mittel das Gefecht mit ihm zu vermeiden, und nach einem sehr ermüdenden Marsche von einigen Wochen mußte er nach Paramaribo zurückkehren, ohne auch nur einen Gefangenen gemacht zu haben. Was aber die europäischen Truppen mit so vieler Anstrengung nicht hatten



ausrichten können, das vollführte ein Negersclave. Er war mit Gewalt von den Aufrührern aus einer Pflanzung geraubt worden, war ihr Sclave geworden, und ward, wie er erzählte, sehr hart von ihnen behandelt. Der arme Schelm wünschte sehr zu seinem alten Herrn zurück zu kehren, ward aber immer genau bewacht, bis sich endlich eine günstige Gelegenheit zeigte. Die Ausreißer wünschten endlich Weiber zu haben, und dieser Neger sagte ihnen, er hätte auf der Pflanzung, wo sie ihn gefunden, eine Schwester und zwey andere weibliche Verwandte, die ohne Zweifel froh seyn würden bey ihnen zu leben, wenn sie nur eine Gelegenheit hätten zu ihnen zu kommen. Erst setzten die Empörer Mißtrauen in diesen Vorschlag, endlich aber willigten sie ein, und drey von ihnen beschlossen mit ihm zu gehen, und versicherten ihm, wenn er mit Betrug oder Verrath gegen sie umgehe, so solle es ihm sein Leben kosten. Sie fuhren in einem Kahn den Strom hinab, und hatten geladene Gewehre bey sich; als sie aber des Abends ausstiegen, um zu der Pflanzung zu gehen, bemerkte der Neger sie würden entdeckt werden, wenn sie bewaffnet kämen, darum sollten sie die Gewehre lieber in den Büschen verstecken, bis sie mit den Weibern zurück kämen. Nach einigen Hin- und Widerreden und neuen Bedrohungen, wenn er un-

treu wäre, folgten sie seinem Rathe; sie gingen nach der Pflanzung und fanden in einer Hütte die drey Mädchen, denen der Neger sein Vorhaben in Geheim mitzutheilen Gelegenheit fand. Sie stellten sich als genehmigten sie seinen Vorschlag mit ihm und seinen Verbündeten zu gehen, es wurde Rhum angeschafft, und die drey Ausreißer glaubten jetzt ihren Zweck erreicht zu haben; als sie aber betrunken waren, ging der Neger heimlich zu seinem alten Herrn, und sagte ihm wie glücklich er wäre, daß er zu der Pflanzung zurück kommen können, und daß drey Ausreißer da wären, die er ganz leicht fangen könnte. Die Hütte des Negers ward sogleich umzingelt, und die Gefangenen nach Paramaribo geschickt. Nachdem sie einige Monathe gesessen und bekannt hatten, daß einige Stämme der Buschneger ihnen geholfen hätten, starb einer im Gefängniß, und die beyden andern wurden hingerichtet. Ich war damahls nicht in der Stadt, hörte aber, daß sie mit aller Strenge bestraft worden, welche die alten Gesetze dieser Colonie für das Verbrechen bestimmten. Die Absicht dieser Strenge ist ohne Zweifel die Aufstellung eines schrecklichen Beyspiels für andere Neger. Da aber die Missethäter bey der Hinrichtung den Schmerz verachten und der Strafe Trotz biethen, so muß dieß gerade die entgegengesetzte Wirkung bey den



Negern, welche Zeugen davon sind, hervorbringen. Vielleicht machte es einen bessern Eindruck, wenn man bloß die Verbrecher mit der größten Feyerlichkeit durch die Straßen führte, und sie dann in der Citadelle hinrichtete, ohne ihre Verstocktheit öffentlich zur Schau zu stellen, wobey ihr Betragen mächtig auf die Neger wirken, und sie aus Rache zu ähnlichen Thaten anspornen muß. Bekämen sie aber den Trotz und die Todesverachtung der Uebelthäter nicht zu sehen, so würde ihre Einbildungskraft ihnen die Hinrichtung viel eindringlicher ausmahlen, und die Regierung wäre dann wieder im Stande mehr Gelindigkeit in der Bestrafung der Hauptverbrecher zu zeigen.

Doch lassen Sie mich zu etwas Angenehmern übergehen, und die Mittel betrachten, durch welche man die Zahl der in der Colonie gebornen Neger vermehren und auf die Art neue Arbeiter für die Pflanzungen gewinnen könne. Die Pflanzer wissen aus Erfahrung wie viel besser ein Creolen-Neger, als ein aus Afrika gebrachter sey. Der Creole zeigt mehr Anhänglichkeit an seinen Herrn, und ist von seiner frühesten Kindheit mit den Sitten des Landes und dem richtigen Verfahren beym Feldbau bekannt. Daraus folgt, daß es des Pflanzers größter Vortheil sey, die Heirathen unter seinen Negern

zu befördern, worauf man auch wirklich auf den größeren Besitzungen die gehörige Aufmerksamkeit verwendet. Ein Neger bekommt für jedes Kind, selbst wenn es noch kein Jahr alt ist, eben so viel geliefert, als für sich selbst, welches für eine Familie von vier oder fünf Kindern ein sehr beträchtlicher Vortheil ist, besonders in einem Clima, wo keine Ausgaben für Kleidung nöthig sind. Eine Negerinn braucht, wenn ihre Schwangerschaft zunimmt, weniger zu arbeiten, und wenn sie entbunden ist, darf sie vierzehn Tage zu Hause bleiben; nach dieser Zeit überreicht sie ihr Kind dem Herrn, und bittet ihn, demselben einen Nahmen zu geben.

Die Eigenthümer, welche in der Stadt wohnen, haben aber bemerkt, daß während ihrer Abwesenheit die Negerinnen auf den Pflanzungen oft mißgebären, entweder aus eigener Unachtsamkeit oder weil man sie nicht mit Arbeiten verschont. Darum lassen manche ihre Negerinnen, wenn sie hoch schwanger sind, nach der Stadt kommen, und bey guter Pflege in ihren Häusern bis zur Niederkunft bleiben, wodurch viele unglückliche Geburten vermieden werden. Auf mehreren Pflanzungen habe ich einen Schwarm hübscher Negerkinder heranwachsen sehen, die oft das Haus ihrer Herrn besuchen, und eine große Anhänglichkeit an die Familie derselben bekom-

men; man hat oft Beyspiele gehabt, daß, wenn sie durch den Tod ihrer Herrn die Freyheit erhielten, sie dieselbe ausschlugen und erklärten: sie wollten lieber dem Sohne ihres vorigen Herrn dienen, denn sie wüßten, daß sie von ihm eben so sanft behandelt werden würden, als bisher geschehen. Doch muß ich bemerken, daß trotz aller angewendeten Sorgfalt noch kein Pflanzer so viel Negerkinder hat erzielen können, als die Bestellung der Pflanzungen nothwendig erfordert.

Wenn die Neger auf den Pflanzungen alt werden, brauchen sie nicht mehr auf den Feldern zu arbeiten, sondern müssen fischen, das Grundstück bewachen, oder Gartenarbeit verrichten, bis sie noch älter werden, und dann ganz in Ruhestand versetzt werden.

Eine alte Negerinn braucht man zum Füttern des Federviehes oder zu Dienstleistungen in der Küche, und wenn ihre Aufführung gut ist, so vertraut man ihr die Aufsicht über die Creolenkinder an.

Alte Leute von beyderley Geschlecht, besonders wenn sie viele Kinder gehabt haben, werden von den andern Negern sehr geehrt, und auch von ihren Herrn sehr geschätzet. Ich habe selbst auf mehreren Pflanzungen solche Greise gesehen, die recht zufrieden und selbst fröhlich schienen.

Alles zusammen erwogen, gestehe ich, daß meine Beobachtungen das Vorurtheil über den Zustand der Neger in den Colonien, welches ich aus Europa mitbrachte, sehr vermindert haben: freylich muß man einräumen, daß ihr Schicksal ganz von der Gemüthsart und Gesinnung ihrer Herrn abhängt; denn während ich auf einigen Pflanzungen die Neger glücklich fand, habe ich zuweilen auf meinen ländlichen Wanderungen andere sehr hart behandeln sehen, und noch mehr davon gehört. Den Juden macht man in dieser Colonie den Vorwurf, daß sie ihre Sclaven sehr grausam züchtigen, auch fürchten die Neger nichts so sehr, als daß man sie zur Strafe für ihre schlechte Aufführung einem Juden verkauft. Obgleich Beyspiele solcher Grausamkeiten, wie sie Capitän Stedman beschrieben und sogar abgebildet hat, jetzt unerhört sind, so wäre es doch in jetziger Zeit, wo man ein so großes Verlangen zeigt, die Gesetze der Colonie verbessert zu sehen, wünschenswerth, wenn ein fähiger und unabhängiger Mann, wie der verstorbene Herr Howard, die Niederlassungen der verschiedenen europäischen Nationen bereisete, und aufs genauste untersuchte, welche Wirkung die verschiedenen Verordnungen gleich bey ihrer Einführung machten, welche Mittel man angewendet habe, um sie zu vollziehen, und welches

während einer langen Reihe von Jahren die Folgen davon gewesen sind. Zugleich müßte er sich bey den Pflanzern, deren Besitzungen im besten Zustande, und deren Neger es gut haben — und er würde eine Menge solcher Herrn finden — erkundigen, durch welche Maßregeln sie die Stufe der Vollkommenheit erreicht haben. Wenn dann dieser Reisende nach Europa zurückkehrte, und seinen Schatz von Untersuchungen mit eigenen Bemerkungen über örtliche Besonderheiten der Länder, den Regierungen mittheilte, so ließe sich ein Gesetzbuch für die Colonie erwarten, das von weitreichendem, wohlthätigen Einfluß wäre.

Herr Howard hatte bey seinen Reisen den Zweck, durch seine Nachforschungen eine bessere Behandlungsart für die Gefangenen auszumitteln, die entweder wegen Schulden oder Verbrechen gefangen sitzen. Wie schätzbar aber auch die Absicht war, die er nach seinem Plane verfolgte, so würde ein Unternehmen wie ich vorher beschrieb, meiner Meinung nach, noch viel ausgedehnteren Nutzen und unmittelbaren Werth haben. Wer es ausführte würde der Wohlthäter unzähliger Scharen von Negern werden, die jetzt ohne einen Fürsprecher zu haben, unter der Härte roher Aufseher seufzen. Auch würde sich zeigen, daß man einen solchen Plan ergreifen

und durchführen kann, ohne Beschlüsse zu fassen wodurch das Vermögen oder die persönliche Sicherheit der vielen Landeigenthümer in den Colonien gefährdet würde.

Die Caribben-Indier welche längst dem Flusse wohnen, betrachten sich als die Herrn des Landes, und weigern sich dem zufolge in den Pflanzungen der Weißen zu arbeiten; obgleich sie Boote und andere Geräthschaften verfertigen und in die Stadt zum Verkaufe bringen.

Die Männer tragen ein Stück Cattun von den Lenden bis zu den Knien. Von den Arawouken unterscheiden sie sich durch die dunklere Farbe, und durch die weniger angenehmen Züge.

Die Weiber tragen die Haare auf der Stirne kurz, die Hinterhaare hängen unordentlich um den Kopf herum. Um die Hüften tragen sie ein Stück blauen Cattun. In der Jugend schnüren sie ihre Knöchel mit fest angezogenen Bändern zusammen, so daß die verhältnißmäßige Entwicklung derselben gehindert wird.

Ihren Körper bemahlen sie mit verschiedenen Figuren von schwarzer oder dunkelblauer Farbe; diese dauern nur wenige Tage und müssen erneuert werden. In ihre Ohrlappen stecken sie Knochen und

von dem Innern des Mundes nach außen zu Nadeln, die mit ihren Spitzen die Lippen umgeben.

Will ein Indianer heirathen, so macht er die Aeltern des Mädchens mit seinen Absichten bekannt. Man einigt sich bald, und die einzige Ceremonie bey ihren Heirathen besteht darin, daß das Mädchen eine Mahlzeit bereitet, an welcher der Bräutigam theilnimmt.

Gewöhnlich sucht der Vater schon früh einen Gatten für seine Tochter aus, weil er von demselben Unterstützung bey dem Jagen, Fischen und andern Beschäftigungen hofft. Beklagt sich der Indianer darüber, daß seine Frau zu jung sey, so sorgt der Vater für eine andere. Gewöhnlich ist sie aus seiner Verwandtschaft und eine bejahrte Wittwe. Für diese Begünstigung muß sie sich der Haushaltung des jungen Paares, mit dem sie ihre übrige Lebenszeit zusammen bleibt, annehmen. Dergleichen Familien besuchten mich zuweilen. Wurde ihnen etwas vorgesetzt, so trank der Mann zuerst, das folgende Glas reichte er seiner Frau, welche es der alten Matrone brachte, dann genoß die Frau selbst etwas, und wenn Kinder zugegen waren, so erhielten diese ihren Theil ebenfalls.

Bey diesen Indianern herrscht eine lächerliche Gewohnheit: Wenn die Frau entbunden ist, legt sich

der Mann in die Hängematte, und die Frau muß ihn mehrere Tage lang pflegen. Diese Sitte soll von den Weibern selbst aus folgenden Gründen eingeführt worden seyn, und noch jetzt über die Beobachtung derselben von ihnen mit großer Aengstlichkeit gewacht werden. Wenn die Männer auf die Jagd oder den Fischfang gehen, so müssen die Frauen einen Theil der Lebensmittel, welche sie nach Hause bringen, zubereiten, und den Ueberrest gegen das Verderben schützen; nun glauben sie, daß während dieser Beschäftigung ein böser Geist dem Kinde Schaden zufüge. — Die Priester führten demnach diese Sitte ein, durch welche die Männer genöthigt sind, zu Hause zu bleiben, und die Frauen mehr Sorgfalt auf das Kind verwenden können. Nach anderen rührt diese Sitte davon her, daß die Feinde den Zeitpunct benutzten wenn die Männer auf der Jagd waren, und den Frauen die neugebornen Kinder raubten.

Härter ist der Vorwurf welchen man diesen Indianern macht, daß sie ursprünglich Menschenfresser wären. Ein alter Indianer gab jedoch hierüber folgende Auskunft: In ihren Kriegen herrschte die Sitte, daß wenn einer einen Feind erlegte, er demselben ein Glied abschnitt, dasselbe trocknete und als Siegeszeichen nach seinem Dorfe mitnahm. Bey dem großen Feste welches zu Ehren des erfochtenen Sieges gege-

ben wurde, wurden diese Trophäen ebenfalls auf den Tisch gesetzt, und jedem stand frey davon zu kosten.

Andere Nachrichten bestätigen jedoch die empörende Gewohnheit des Menschenfressens, welche in frühern Zeiten unter den Indianern herrschte, allein da jetzt keine Kriege mit andern Stämmen vorfallen, so hat die gegenwärtige Generation, welche sich überdieß dieses Gebrauches der Vorfahren schämt, diese Unmenschlichkeit nie begangen.

Den Frauen der Indianer machen Schwangerschaft und Entbindung fast keine Beschwerde. Ihre Kinder sind von starken Gliederbau. Sie säugen dieselben so lange bis sie wieder Mutter werden. Oft nähren sie junge Meerkatzen und andere Lieblingsthiere. Dieses und der Umstand, daß sie sich den verschiedenen Veränderungen der Witterung aussetzen, macht daß sie zeitig schlaff werden und alt scheinen.

Bey eintretenden Krankheiten nehmen sie zu den Priestern, welche zugleich ihre Aerzte sind, ihre Zuflucht. Finden diese die Krankheit nicht von Erheblichkeit, so drücken und pressen sie den leidenden Theil ziemlich stark, blasen Tobacksrauch darauf, und sprechen einige Zauberworte. Sie versichern hierauf den Kranken, daß er sich bald besser befinden werde.

Ist die Krankheit von größerer Wichtigkeit, so begeben sie sich in die Wälder um den Geist, welchen

sie mit lauter Stimme und heulend rufen, zu befragen. Bey ihrer Rückkehr bringen sie den Kranken in das Krankenhaus, welches ein kleines von allen Seiten dicht verschlossenes Gebäude ist. Hier zünden sie ein großes Feuer an, tanzen um den Kranken umher, klappern mit hohlen Gelebassen (deren sie sich bey ihren religiosen Handlungen bedienen) und wenden sich mit lautem Geschrey an ihre Gottheiten. Der Kranke, dessen geistige und körperliche Gefühle durch diese Behandlung aufgeregt werden, verfällt in einen häufigen Schweiß; und da die meisten Krankheiten dieser Wilden von Verkältungen in der Nachtluft oder den feuchten Wäldern herrühren, so erhalten sie dadurch gewöhnlich ihre Gesundheit wieder.

Zuweilen wenden die Priester auch Kräuter an, deren Heilkräfte ihnen allein bekannt seyn sollen.

Stirbt ein Indianer, so werden sein Bogen, Pfeile und Angelhaken mit ihm begraben; dieses scheint eine Ahndung von Fortdauer anzudeuten, indem sie zu glauben scheinen, daß sie diese Geräthschaften noch fernerhin brauchen werden. Hat der Körper einige Zeit im Grabe gelegen, so sollen die Gebeine herausgenommen und unter die nächsten Anverwandten als Andenken vertheilt werden. Ich habe jedoch mehrere Wohnungen der Indianer besucht, allein niemahls dergleichen Gebeine bemerkt.

Die geheimnißvollen Gelebassen mit welchen sie glauben die bösen Geister vertreiben zu können, sah ich jedoch in den Häusern ihrer Priester. Dieselben sind ausgehöhlt und mit verschiedenen Arten kleiner, bunten Steine angefüllt; sie stecken auf einem Natoon-Rohre und der obere Theil ist mit den langen Federn des Makaw-Vogels geziert.

Man erzählt ferner, daß wenn ein Indianer in den Orden der Priester aufgenommen zu werden wünscht, er von einem alten Priester in ein abgesondertes völlig dunkles Gebäude geführt werde. In diesen muß er mehrere Tage verweilen, ohne einen Menschen zu sehen, oder Nahrung zu sich zu nehmen. Es ist ihm bloß vergönnt Wasser zu trinken, welches man mit dem aus den Blättern des wildwachsenden Tobacks ausgepreßten Safte vermischt hat. Besteht der Indianer nach diesen Prüfungen noch darauf ein Geji zu werden, so werden ihm die geheimnißvollen Lehren dieses Standes als Priester und Arzt mitgetheilt.

Zwischen den Karibben-Indianern und den ebenfalls am Maraweine wohnenden Buschnegern findet ein auffallender Unterschied in Hinsicht der körperlichen Stärke zum Vortheil der letzteren Statt. Mehrere Umstände scheinen hierzu beygetragen zu haben.

Die Neger, welche nach Surinam gebracht wur-

den, waren zum Anbau des Landes bestimmt. Absichtlich wählte man daher Individuen, welche Körperkraft, Gesundheit und Jugend besaßen. Diejenigen, welche sich zuerst empörten, wählten zwar anfänglich zu ihrem Zufluchtsörte die sumpfigsten Gegenden; sie vertauschten sie jedoch in der Folge mit der hochliegenden Gegend von Auka, wo sie nach dem Frieden mit der Colonie ihre Dörfer anlegten.

Sie erhielten überdieß eine Anzahl Feuergewehre, wodurch sie in Stand gesetzet wurden, sich einen Ueberfluß an Wildprät zu verschaffen. Bey ihren vorigen Herren hatten sie den Landbau gelernt; mithin fehlte es ihnen nicht an Nahrungsmitteln aller Art. Ihre Frauen und Kinder wurden von Ausschweifungen im Trinken, welche die Gesundheit so sehr zu Grunde richten, abgehalten. Hiervon überzeugte ich mich, als eine Familie von Aukana-Negern mich besuchte. Die Männer nahmen den angebothenen Branntwein zwar an, allein die Frauen und Kinder lehnten ihn ab.

Ein alter Neger, den ich hierüber befragte, bestätigte dieses ebenfalls. Auf meine Erkundigungen was ihr gewöhnliches Getränke sey, sagte er mir: daß sie den Saft des Zuckerrohres mit zwey auch mehreren Theilen Wasser vermischen, und nachdem es einige Tage gegohren hat, trinken. Wird dieses

Getränke klar, so berauscht es; dann bringt es jedoch keine anderen schädlichen Wirkungen hervor, als einen heftigen Kopfschmerzen.

Der Genuß dieses Getränkes, ehe es durch langes Aufbewahren berauschend wird, soll gesund und sehr nährend seyn. Ich kostete es, und fand es dem Meth sehr ähnlich.

Die Indianer machen sich ebenfalls eine gegohrene Flüssigkeit aus den Wurzeln der bittern Cassava, die sie zuerst gehörig auspressen, dann zwischen Steinen, die mit scharfen Reifen versehen sind, mahlen, und sie zuletzt mehr oder weniger rösten, je nachdem das Getränk schwach oder stark werden soll. Die zerriebene Wurzel wird hierauf mit Wasser übergossen, und so der Gährung überlassen. Um letztere zu befördern kauen einige alte Weiber etwas Cassava-Brot, und werfen es in die Flüssigkeit.

Dieses Getränk soll einen sehr sauern Geschmack haben, ich kann jedoch aus eigener Erfahrung nicht darüber urtheilen. Der Genuß desselben soll dieselben berauschenden Eigenschaften wie der des Zuckerrohres haben, und heftiges Kopfweh verursachen, jedoch nicht die nährenden Eigenschaften desselben besitzen.

Die Nahrung der Indianer besteht vorzüglich in gedörrtem Fleisch und Fischen (Barbicoten). Die-

ses kann ihnen nur wenig Nahrung gewähren. Sie genießen das aus der bitteren Cassava bereitete Brot. Man sagt, daß dieses Brot von keinem Insecte berührt wird, es scheint demnach für diese weniger genußbare Bestandtheile, als andere vegetabilische Producte zu enthalten.

Dieses bestätigen auch die Erfahrungen der Missionaren der mährischen Brüder, welche mit den Indianern in den innern Gegenden des Landes lebten. Sie fanden, daß ihre Kranken ungleich schneller zu Kräften kamen, wenn sie denselben Weitzenbrot, oder ein anderes ähnliches Nahrungsmittel statt des Cassavabrotes geben konnten.

Die beyden englischen Inseln Jersey und Guernsey, im May 1821.

Die folgenden Nachrichten vom gegenwärtigen Zustande der beyden brittischen Inseln wurden in der Stadt St. Pierre Port auf Guernsey im May 1821 von einem reisenden Deutschen niedergeschrieben. Freunden der Länderkunde werden sie um so willkommener seyn, je weniger richtig jene Inseln, selbst in unsern bessern Erdbeschreibungen dargestellt zu seyn pflegen; je weniger man überhaupt bey uns von ihnen Genaues wußte, und je sichtbarer die Unbefangenheit des Beobachters ist, der seine Bemerkungen an Ort und Stelle sammelt. D. H.

I.

Die Insel Jersey.

Lage. Größe. Bevölkerung. Sprache. Boden. Erzeugnisse. Gefährliche

Küste. Hafen. Vertheidigung. Signale. Ansicht der Stadt St. Helier. Abnahme des Landes. Vergrößerung der Stadt. Freundliche Straßen. Kirchen und Kapellen u. s. w.

Die Insel Jersey ist die südlichste in der Inselgruppe der sogenannten St. Michaels-Bucht an der Küste der Normandie, von der sie sechs französische Meilen entfernt ist. Sie liegt 49° 16′ nördlicher Breite und 2° 22′ westlicher Länge von London. Ihre größte Länge von Südost nach Nordwest beträgt zwölf, ihre größte Breite sieben englische Meilen.

Die Bevölkerung ist nach der vorjährigen Zählung 25300 Seelen stark.

Die Eingebornen stammen von den Normännern, die gegen Ende des zehnten Jahrhunderts Frankreich und England mit Krieg überzogen, und sich auf der französischen Küste und in England festsetzten.

Die Normandie ging unter König Johanns Regierung verloren, die Inseln aber blieben als Zugehör der englischen Krone. Die Sprache ist der alte normännische Dialect, mit vielen englischen und neufranzösischen Wörtern vermischt. In den höhern Zirkeln, unter Kaufleuten und Kleinhändlern bedient man sich meistens der englischen Sprache.



Der Boden besteht größtentheils aus weißlichem und braunen Granit, der mit einer fruchtbaren Erdschichte bedeckt ist. Alle Befestigungen der Inseln, die Thürme, Hafendämme und viele Häuser sind von diesem Granit erbaut, der außerdem stark nach England ausgeführt wird. Die zwey bedeutendsten Brüche heißen la Perruque und Mont marteau.

Die Luft ist mäßig und im Allgemeinen sehr gesund. Frost hält selten lange an, und Schnee bleibt nie über drey oder vier Tage liegen; Pflanzen die in Cornwall und Devonshire nicht fortkommen, gedeihen hier sehr gut. Obstbäume, worunter die besten Aepfel- und Birnensorten, findet man in großer Anzahl. Auch sind Aepfelwein und Butter die einzigen Ausfuhrartikel, am häufigsten nach England. Die Viehzucht ist in besonders gutem Stande. Nach der Gazette de Jersey vom 5. May 1821 wurde vor Kurzem ein Ochse geschlachtet der 2112 Pfund Fleisch und 300 Pfund Fett lieferte. Das ganze Land ist in kleine, durch Hecken eingezäunte Districte eingetheilt, worin gewöhnlich Obstgärten und Wiesen miteinander abwechseln. Im Frühjahre gewähren die blühenden Bäume und die frischen grünen Wiesen, einen erfreulichen Anblick. Die Wege sind, wie in England, auf das sorgfältigste unterhalten. Hin und wieder erblickt man freundliche, in englischem Geschmacke gebaute

Landhäuser. Vor einigen Jahren hat man mehrere hundert Rebhühner aus England hierher versetzt, da solche auf der Insel mangelten. Auch findet man in den hiesigen Gewässern nur wenig Fische, aber desto mehr Austern, besonders in der Nähe der französischen Küste.

Eine merkwürdige Erscheinung sind die vielen Kröten, die oft zu Tausenden Land und Straßen bedecken, besonders nach häufigen Regen- und Nebelwetter, dem die Insel im Spätjahr und Winter ausgesetzt ist. Wegen der vielen um die Inseln liegenden Klippen und starken Brandungen ist der Zugang sehr gefährlich. Mit Schaudern sieht man, besonders während der Ebbezeit, Hunderte von Felsenspitzen aus dem Meere emporragen. Zur Nachtzeit und bey stürmischen Wetter darf es kein Schiff wagen, sich der Insel zu nähern, es würde sich augenscheinlich der größten Gefahr bloßstellen.

Die Einfahrt in den Hafen wird durch ein starkes Kastell (Fort Elisabeth) beschützt, daß auf einem Felsen, mitten im Meere liegt, und durch eine schmale Landzunge, die jedoch während der Fluth bedeckt ist, mit dem Lande zusammenhängt. Gegenüber liegt, nahe über der Stadt, eine zweyte kleine Festung (Fort Regent), die ebenfalls den Hafen bestreicht, und feindlichen Zutritt verwehrt. Außer dem stehen

rings um die Insel viele der sogenannten Martello Towers und noch zwey kleine Forts (La Tour bey St. Aubin und Fort Montorgueil bey Goree), nebst mehreren kleinen Batterien und Schanzen, wodurch eine Landung nicht bloß erschwert, sondern fast unmöglich gemacht wird. Vor der Aufführung dieser Werke ist es zwar einmahl in den achtziger Jahren einigen hundert Franzosen gelungen, ans Land zu kommen, und sogar bis in die Stadt vorzubringen; durch die Entschlossenheit eines Capitäns, Pearson, wurden sie aber bald wieder zurück getrieben und der größte Theil zu Gefangenen gemacht. Die Einwohner sind auch keineswegs französisch gesinnt, wie man einigermaßen vermuthen sollte, sondern haben durch die lange Vereinigung mit England vielmehr Vorliebe und Anhänglichkeit für dieses Land. Im ganzen suchen sie jedoch überall mit Wärme ihre Unabhängigkeit zu behaupten, und ihren alten kleinen Freystaat unverletzt zu erhalten, wovon weiter unten ein Mehreres.

Rings um die Küste sind auf den bedeutendsten Höhen Signalstangen errichtet, die wie Telegraphen mit einander correspontiren, und durch Aushängung von Kugeln die Annäherung fremder Fahrzeuge oder englischer Packetboote zu erkennen geben. Die letztern werden noch besonders durch eine große weiße Flagge

angekündigt, sobald man im Stande ist sie deutlich zu erkennen.

Aus England kommen wochentlich zwey Packetboote hierher, die von Weymouth abfahren und auf ihrem Hin- und Herwege in Guernsey anlanden. Außerdem gehen häufig kleine Kauffahrteyschiffe nach Southampton, Plymouth u. s. w. Mit Frankreich ist der Verkehr lange nicht so stark. In Granville muß man oft 8 bis 14 Tage warten, bis einige Reisende eintreffen mit denen man ein Fischerboot miethen kann, wenn man nicht gerade Lust hat, eins für eigene Rechnung für 80 bis 100 Fr. zu nehmen. Die Briefe nach Frankreich gehen auch bloß mit diesen Fahrzeugen ab. Gibt man sie auf die Post, so laufen sie über London, und kosten vierfaches Porto.

Der Anblick der Stadt St. Helier vom Meere aus ist sehr heiter. Fast alle Häuser sind mit rothen Ziegeln gedeckt, und bilden nahe am Ende einer schönen Bucht einen kleinen Halbkreis. Die Festung über der Stadt und die ganze Lage der Gegend soll eine große Aehnlichkeit mit Gibraltar besitzen. Der neue Hafen oder Dock ist noch nicht ganz vollendet, wird aber ein tüchtiges Werk und für mehr als hundert Schiffe zugänglich. Er ist aus lauter Granitblöcken zusammengesetzt, und durch eine Gesellschaft errichtet, die zu dem Ende 25,000 Pf. Sterl. vor-

geschossen hat, und zur Abtraguug sich eine kleine Abgabe auf Wein und Branntwein als Hafengeld bezahlen läßt. Die Stadt hat fünfzig eigene Schiffe, wovon die meisten auf den Fischfang nach Terreneuve gehen. Andere fahren nach Brasilien und Westindien.

Im Ganzen hat der Handel von Jersey und Guernsey, der in Kriegeszeiten so außerordentlich blühend war, abgenommen. Sonst war hier ein Stapelplatz von allen französischen und italienischen Producten, besonders von Weinen, die schon durch die auf den beyden Inseln befindlichen Truppen großen Absatz fanden. Nach der fehlgeschlagenen Expedition gegen Walchern und die Niederlande rechnete man auf beyden Inseln bey 12000 Mann, worunter 5 bis 6000 Russen, und 2 bis 3000 Holländer und Deutsche waren, die hier zwey Jahre lang in Saus und Braus lebten. Jetzt ist diese Truppenmasse bis auf 4 oder 500 Mann Engländer reduzirt, wovon die eine Hälfte auf Jersey, und die andere auf Guernsey als Garnison liegt. Jeden Morgen um 10 Uhr ist bey Ablösung der Wache auf dem Place royale Feldmusik, die zu dem Regiment gehört, daß in Indien war, und sehr brav spielt.

Die Stadt hat ungefähr tausend Häuser, und vergrößert sich in der Gegend des Hafens und an den

Außenenden beträchtlich. Die Einwohnerzahl beläuft sich auf 7500. Die Straßen sind freundlich, und mitunter ziemlich breit. Fußwege ziehen sich, wie in England, an beyden Seiten der Straße hin. Die Stadt hat nur einen großen Platz, Place royale oder Square genannt, der mit großen weißen Granitquadern gepflastert ist, und den Kaufleuten zum Versammlungsort dienet. An dem einen Ende liegt hier die Hauptwache, an dem andern steht eine Statue Carls II. auf einem sehr unansehnlichen Gestell. Auf der rechten Seite bemerkt man den königlichen Gerichtshof (Cour royale), eine einfache Halle, wo alle Streitigkeiten zwischen den Bewohnern der Insel, alle Kriminalfälle und Angelegenheiten des kleinen Staates öffentlich verhandelt und vor einem Geschwornengerichte, von zwölf Richtern entschieden werden. Diese Richter werden auf Lebenszeit gewählt; sie tragen purpurne Mäntel mit schwarz sammtnen Aufschlägen, und sitzen im Hintergrunde der Halle auf erhöhten Bänken. An ihrer Spitze steht der Lieutenant-Baillif als Präsident, mit einem großen vergoldeten Zepter vor sich. Unter ihm sitzen drey Schreiber und Gerichtsdiener, und vor ihm die Advocaten. Der Regierungsadvocat (l'advocat du roi) sitzt zur Rechten. Auf beyden Seiten sind Bänke für die Zuschauer, die durch ei-

nen grünseidenen Vorhang, der zwischen vier Säulen herniederwallt, von der Thür getrennt stehen. Der jetzige Regierungsadvocat ist ein Mann von großer Beredsamkeit, aber sehr kränklich. Die Stadt hat sechs Advocaten, worunter sich ein junger La Briton, aus einer der angesehensten Familien des Landes, auszeichnet. Die Verhandlungen geschehen in französischer Sprache. Der Präsident hat keine Stimme, und zählt bloß dann, wenn er den Ausschlag geben soll. Die Richter werden durch sämmtliche zwölf Kirchspiele des Insellandes gewählt. Bey dem Absterben eines Richters wird von dem Gerichtshofe der Tag ausgeschrieben, an dem die Wahl vor sich gehen soll. Dieß geschieht jeder Zeit an einem Sonntag in der Kirche, nach vollendetem Gottesdienste, unter Vorsitz des Pfarrers, eines von dem Gerichtshofe abgesandten Richters und eines Schreibers, der die Nahmen der Stimmenden einträgt. Jeder der zwanzig Jahre zurücklegt und deux quartiers (ungefähr zehn Schillinge englisch) bezahlt, hat das Recht, zu stimmen.

Außer dem Gerichtshofe bestehen noch die Landstände (les Etats) ohne deren Einwilligung keine Abgaben erhoben, und nichts, was auf das Gemeinwohl Bezug hat, unternommen werden kann. Sie sind aus sechs und dreyßig Mitgliedern zusammen-

gesetzt, nähmlich 1) aus den zwölf Richtern, 2) aus den zwölf Pfarrern der zwölf Kirchspiele, und 3) aus zwölf Counetables, die jedes Kirchspiel aus seinen angesehensten Bewohnern, ebenfalls bey dem Ausgang der Kirche, auf drey Jahre erwählt. Die Richter und Pfarrer sind jedoch auf Lebenszeit. An der Spitze der Landstände steht als Präsident der Lieutenant-Baillif, der die Stände in demselben Gebäude des Gerichtshofes, im ersten Stocke, zusammenberuft. Ihren Sitzungen wohnt der Lieutenant-Gouverneur bey, der keine Stimme hat, aber verhindern kann, daß ein Gesetz durchgeht, worauf es der Entscheidung des Königs vorgelegt wird. Dieses ist erst ein neuer Zusatz und Eingriff in die alte Verfassung, so wie das Gesetz, die Verhandlungen, bey geschlossenen Thüren zu halten, früherhin nicht bestand. Zum Glück hat der wackere Bürgermeister Thomas Duhamel vor einigen Jahren mit großer Festigkeit durchgegriffen, und auf seine eigene Gefahr die Verhandlungen der Landstände durch den Druck bekannt gemacht, welches er auch seit dieser Zeit bey der Sitzung fortsetzt.

Für die innere Sicherheit der Stadt wachen ein Bürgermeister, zwey Adjuncte, und 24 Gerichtsdiener (officiers). Die ganze Insel ist in sechs Regimenter Landwehr und ungefähr 800 Mann

eingetheilt. Alle Einwohner von vierzehn bis fünf und sechszigsten Jahre, gehören zur Miliz, die bestens uniformirt ist, und sich jeden Sommer regelmäßig in den Waffen übt. Im Fall regnischer Witterung befindet sich im jeden Kirchspiele dicht hinter der Pfarrkirche ein bedeckter Platz, Shade genannt, mit einer Kanone, wo alsdann die Uebungen gehalten werden. Man rechnet die Miliz auf 3000 Mann, und 2000 Mann Artillerie zur Vertheidigung der Batterien und Thürme. Den Befehl über die Miliz führt der Lieutenant-Gouverneur, der von dem Gouverneur in London ernannt wird. Dieser Gouverneur und der Baillif residiren beständig in England, und werden vom König ernannt. Die beyden Inseln bringen der englischen Regierung nichts ein, sondern kosten im Gegentheil durch Besoldungen, Garnison u. s. w. bedeutende Summen. Sie sind von allen englischen Abgaben frey, und bloß als Militärpuncte wichtig, da sie an der französischen Küste liegen, und kein Schiff, ohne Großbritaniens Erlaubniß, durch den Canal fahren kann. Bey heiterm Wetter sind von hieraus die englischen und französischen Küsten deutlich sichtbar.

Jersey hat ein eigenes Wappen, ein einfaches Schild mit drey Leoparden, und eigene Silbermünze, Anderthalb- und Dreyschillingsstücke, mit einem Ei-

chenkranze auf der einen Seite und der Umschrift: States of Jersey (Stände von Jersey), auf der andern das Wappen. Als Kupfermünze sind die französischen Sols und die englischen Pence in Umlauf. Gold sieht man wenig. Dagegen cursiren Banknoten von der einheimischen Bank Aniraulx, Le Briton und Comp., und einer zweyten Bank, die sich seit wenigen Jahren unter dem Nahmen Commerzial-Bank gebildet hat. Das hiesige Geld verliert gewöhnlich gegen das englische sechs bis acht Prozent.

Die Stadt St. Helier hat vier Druckereyen und drey Zeitungen in französischer Sprache: la Chronique de Jersey, la Gazette und le Constitutionel, die bloß Samstag erscheinen, und außer Auszügen aus englischen Zeitungen, sich gewöhnlich nur mit ihren innern Angelegenheiten beschäftigen. Die beyden ersten sind die beliebtesten und am besten geschriebenen; der Constitutionel gehört zur aristokratischen Partey, und führt gleichsam seinen Nahmen nur spottweise. — Die Schulen sind im Ganzen auf einem guten Fuße, doch bloß nach dem Bellschen System eingerichtet, wo die Kinder den größten Theil der Schulzeit stehen müssen. Ein würdiger junger Geistlicher aus Frankreich, P. Emil Frossard, der seit zwey Jahren an der Kapelle St. Paul angestellt ist, hat sich auch hier eifrig um Verbesserung der Schulen bemüht, aber

leider in dem Dechant einen Gegner angetroffen, der aus Neid, daß die Kanzelvorträge Frossards mehr besucht wurden als seine eigenen, und aus Haß gegen die liberal gesinnte Parten, die eine eigene Kapelle errichten ließ, alle Bemühungen desselben vereitelte; und es durch seinen Einfluß sogar dahin brachte, daß Frossard dadurch, daß er nicht in der englischen Kirche ordinirt, und bloß als Protestant der reformirten Kirche in einer englischen predigte, vor den Cour royale gefordert wurde, und wahrscheinlich in Kurzem seine Stelle wird niederlegen müssen. Ein sauberes Beyspiel von Duldung und Bruderliebe in einem Diener der anglikanischen Kirche! Leider stößt man in England häufig auf ähnliche Fälle.

Die Predigten werden hier des Morgens in englischer und des Abends in französischer Sprache gehalten. Außer der Pfarrkirche und der schönen Kapelle St. Paul, die vor einigen Jahren, wie oben erwähnt, von einigen der angesehnsten Einwohner auf Subscription errichtet wurde, und 6000 Pf. Sterl. kostet, hat die Stadt noch drey Kapellen der Dissenters und ein kleines Bethhaus für Katholiken, derer Zahl jedoch sehr gering ist. Die Hälfte der Insel rechnet man zur anglikanischen Kirche, die andere Hälfte zu den Dissenters, die im Innern der Insel bey zwanzig Kapellen besitzen sollen. Am

stärksten verbreitet sich die Secte der Methodisten, besonders unter den niedern Volksclassen, wozu ihre reisenden Prediger, Kanzelerzählungen und gefälligen Gesänge am meisten beytragen. Herzlich zu wünschen ist es jedoch, daß diese engherzige, lieblose und menschenfeindliche Secte nicht weiter überhand nähme.

Arme sieht man in Jersey nicht. Je von 20 zu 20 Familien ist ein Armenpfleger, der in seinem Districte sorgfältig über die Dürftigen wacht, und durch monathliche Beyträge der Bürger für ihren Unterhalt und ihre Verpflegung sorgt. Bloß alte und kranke Leute und nothleidende Fremde kommen in das am Ende der Stadt gelegene geräumige Armen- und Krankenhaus. Dicht neben demselben liegt das Gefängniß, ein einfaches, aber starkes Gebäude, von einer hohen Mauer umgeben.

Mehr gegen die Mitte der Stadt hin kommt man zu dem neuen, schönen Markt mit einer vierfachen Reihe von schönen bedeckten Hallen, die für einen Markt fast allzugeschmackvoll sind, und eher glänzende Kaufladen vermuthen lassen, als Niederlagen für Metzger, Fisch- und Gemüsehändler. Ein kleines Theater, das nur dann geöffnet wird, wenn einmahl eine Truppe aus Cherbourg oder Plymouth herüber kommt, ist sehr unbedeutend und verdient

kaum Erwähnung. Dagegen sind im Winter viele Bälle und gesellige Vereine, Concerte aber selten. Der Umgang mit den alten angesehenen Familien des Landes ist herzlich und ungezwungen; sie haben das Ernste der Engländer, ohne jedoch in ihr Steifes, Zermonielles zufallen.

Die Spatziergänge um die Stadt sind meistens am Ufer hin oder um das Fort Regent herum, mit der weitern Aussicht auf das Meer. Zuweilen macht man auch eine Ausflucht nach St. Aubins, einem Städtchen, das auf der andern Seite der Bucht liegt, und in Kriegszeiten einen eigenen ziemlich bedeutenden Handel treibt, jetzt aber wenig mehr verkehrt, da die meisten Kaufleute von dort nach St. Helier gezogen sind. Der dortige Hafen ist neu und schön, und besonders deßwegen wichtig, weil die Schiffe hier vor den gefährlichen Südwestwinden vollkommen gesichert liegen. Dicht vor dem Hafen liegt ebenfalls im Meere ein kleines Fort, La Tour genannt, das den Eingang beschützt. Die Umgegend ist sehr romantisch und die schönste der Insel. Auf der entgegengesetzten Küste liegt noch ein zweytes Städtchen, oder vielmehr bloß ein großes Dorf, Gorce, mit einem alten Kastell, Montorgueil, das jedoch sehr verfallen, und bloß in Kriegszeiten besetzt ist.

Nicht weit von hier bemerkt man auch die

Spuren einer alten Römermauer (Caesarswall) die Julius Cäsar gebaut haben soll, obgleich die aufgegrabenen Münzen eine spätere Entstehung vermuthen lassen, auch findet man hin und wieder auf der Insel sogenannte Druidensteine, die den frühen Aufenthalt derselben auf dieser Insel verkündigen.

2.

Die Insel Guernsey.

Lage. Klima. Pierre-Port. Verfassung. Doyles Denkmahl. Insel Harm. Insel Sark.

Die Insel liegt sieben französische Meilen von Cherbourg, ist sieben englische Meilen lang und fünf breit, und zählt etwas über zwanzig Tausend Einwohner, die gleiche Sprache und Ursprung mit Jersey haben. Auch hier ist die Grundlage der Insel ein weißlicher, mehr aber ein blaulicher Granit, der viel zum Pflastern gebraucht und zu diesem Zwecke auch nach England ausgeführt wird. Nur bricht er sich nicht in so starken Massen, wie der zu Jersey; auch hat das Pflaster den Nachtheil, daß es sich zuleicht abglättet, und bey steilen Straßen für die Pferde sehr gefährlich ist. Die bedeutendsten Granitbrüche sind in dem

Kirchspiele le Valle nahe bey der Stadt. Land und Luft sind wie in Jersey. Die hiesige Butter übertrifft noch jene, und wird als etwas Köstliches nach England ausgeführt. Obstbäume sind weniger als dort.

Eine ganz eigenthümliche Pflanze besitzt Guernsey in seiner Lilie (Guernesey lily), die sonst nirgends, selbst nicht auf Jersey fortkommt, und bloß in Gärten gezogen wird. Man hat zwar den Versuch gemacht, die Zwiebel nachdem sie schon getrieben, zu verpflanzen, und brachte sie auch wirklich in Cherbourg zur Blüthe, aber gleich darauf starb die Pflanze ab. Die Blume gleicht der gewöhnlichen Lilie, und ist von einer schönen dunkelrothen Farbe. Sie sitzt auf einem blätterlosen, ein bis anderthalb Fuß hohen Stängel. Erst nach der Blüthe erscheinen einige Blätter. Die Pflanze blüht im Herbst. Sie kommt wie man sagt, ursprünglich aus Süden.

Die hiesige Küste ist ebenfalls mit gefährlichen Felsen umgeben, und an schwachen Stellen durch Martello Thürme (Martello Towers) beschützt. Dicht vor dem Hafen liegt auf einem Felsen im Meere, wie bey St. Helier, eine kleine Festung, Chateau-Cornet, und auf der Küste zur Rechten der Stadt ein starkes Fort (Fort George), worauf in Kriegszeiten 200 Kanonen befindlich sind. Etwas weiter zur Linken liegt ein zweytes Fort le Valle genannt.

Die Stadt St. Pierre-Port, englisch St. Peters-Port, hat in der Ferne das Ansehen einer italienischen Stadt, da sie an einem Hügel hinangebaut ist, und viele schöne weiße Häuser auf der Höhe herum liegen. Im Ganzen hat sie aber das Heitere und Freundliche nicht wie St. Helier, obgleich sie durch die vielen Kaufläden und stärkere Bevölkerung mehr als jene im Innern einer regsamen englischen Stadt ähnlich sieht. Die Straßen sind meistens eng und steil, und viele mit steinernen Treppen versehen. In der untern Stadt trifft man wenig schöne Häuser, dagegen mehr in dem obern Theile, wo die anmuthigsten Gebäude und Gärten mit einander abwechseln.

Der Hafen ist nicht so groß wie der zu St. Helier (kaum für 60 Schiffe), hat aber mehr Gewicht durch die stärkere Verbindung mit England und dem größern Handel. Der Hafendamm ist stark und breit, zu beyden Seiten mit einer kleinen Mauer eingefaßt, und dient zum Versammlungsorte der Kaufleute. Die Stadt hat siebenzig eigene Schiffe, die meistens nach Brasilien und den spanischen Colonien fahren, und die Producte dieser Länder nach Europa bringen, besonders nach Hamburg und Triest. Außerdem gehen mehrere Schiffe auf den Stockfischfang nach Terreneuve. Sonst wurde von hier aus ein bedeutender Schleichhandel nach England getrieben, der aber gegenwärtig

fast ganz aufgehört hat. Bloß von Cherbourg aus dauert dieser gefährliche Verkehr fort. In Kriegszeiten war Guernsey die Niederlage für alle französischen Weine und Branntweine, von wo die größten englischen Kaufleute ihre Bedürfnisse zogen. Seitdem aber die Engländer wieder ihre directen Verbindungen angeknüpft haben, wird fast nichts mehr darin gethan.

Die Stadt St. Pierre-Port zählt zwölf bis dreyzehn Tausend Einwohner. — Außer dem kleinen Marktplatze sind keine öffentlichen Plätze vorhanden. Auf ersterm befindet sich eine ziemliche große Halle mit Fleischbänken und Gemüseladen, und einem großen Ballzimmer im ersten Stocke. Der Gerichtshof (Cour royale) liegt in dem obern Theile der Stadt, in einer engen Straße, Mauor Street, und ist ein kleines Gebäude mit einer Terrasse und eisernem Gitter auf der Vorderseite. Im untern Geschosse befinden sich mehrere Gerichtsstuben, und im ersten Stocke die Gerichtshalle für die zwölf Richter und den Lieutenant-Baillif als Präsident. Die Bänke für das Publicum erheben sich amphitheatralisch. Die Richter und der Präsident tragen keine rothen Mäntel, wie auf Jersey, sondern zeigen sich in ihrer gewöhnlichen Kleidung. Sieben Richter sind zur Eröffnung des Hofes erforderlich. Unter dieser Anzahl vertagt er sich. Die Einrichtung der hiesigen Cour royale ist wie auf Jersey,

nur mit dem Unterschiede daß der Baillif für Guernsey auch auf der Insel residirt, während der von Jersey in England lebt.

Der gegenwärtige Gouverneur von Guernsey ist Lord Pembroke, der von Jersey Marschall Beresford.

Außer dem Gerichtshofe bestehen hier zweyerley Arten Landstände **les Etats et election** und **les Etats deliberatifs**. Erstere bestehen aus zwölf Geschwornen Richtern, aus den zehn Pfarrern der zehn Kirchspiele, aus den zehn **Counetables** und den sogenannten **Douzainiers**. Diese letztern sind die angesehensten Personen, die in den verschiedenen Kirchspielen durch Stimmenmehrheit ernannt werden. Jeder der zu den Staatsausgaben und Armengeldern beyträgt, hat nach dem zwanzigsten Jahre das Recht für die Douzainiers zu stimmen. In den meisten Kirchspielen werden zwölf Personen gewählt, daher auch ihr Nahme. In einigen sind jedoch auch vierzehn bis fünfzehn, und in St. Pierre-Port so gar zwanzig, nach Verhältniß der Volksmenge. Das Amt derselben ist, dafür zu sorgen, daß die Armen- und Staatsgelder in ihren Districten richtig eingehen, während die Counetables für die öffentliche Sicherheit wachen. Die **Etats et election** oder Wahlstände, die wie erwähnt worden, aus den Richtern, Pfarrern, Counetabeln und sämmtlichen Douzainiers bestehen, treten bey dem Absterben eines Rich-

ters zusammen, um unter den verschiedenen Candidaten, die sich gemeldet, einen andern an dessen Stelle zu wählen. Das Volk hat dabey weiter nichts zu thun, da die Douzainiers als Abgeordnete und Sprecher desselben betrachtet werden.

Die Etats deliberatifs oder eigentlichen Landstände hingegen bestehen bloß, aus den zwölf Richtern, den zehn Pfarrern, die durch den Lieutenant-Gouverneur ernannt werden, und den zehn Counetables, die als Deputirte der Douzainiers angesehen werden. Wenn nähmlich ein neues Gesetz in Vorschlag ist, so wird dasselbe erst den Douzainiers jedes Kirchspiels vorgelegt, die durch Stimmenmehrheit für die Annahme oder Verwerfung desselben entscheiden, und den Counetables als ihren Präsidenten und Stellvertreter mit Ja oder Nein beauftragen. Sind die Stimmen getheilt, so kann der Präsident den Ausschlag geben. Sonst bestanden bloß die Etats deliberatifs, seit 1605 sind aber daneben die Wahlstände oder das Wahlcollegium eingeführt, das viele für einen Nachtheil, Andere wieder für einen Vortheil des Landes halten. So viel ist gewiß, daß das Volk dadurch keine directe Stimme hat, und die Douzainiers mehr dem aristokratischen Einflusse unterworfen sind, welches besonders darin sichtbar wird, daß Guernsey dreymahl mehr für

Staats- und Armengelder bezahlte als Jersey, und das sogenannte Quartier sich auf zwanzig Schilling Sterl. beläuft, oder fünfzig Prozent von jährlichen Einkünften, während es in Jersey sechs Schilling beträgt. Es ist wahr, man macht Jersey den Vorwurf, daß die Landesgaben nicht gehörig und auf rechtliche Weise vertheilt sind, indem bloß die Güterbesitzer dazu beytragen, und der Kapitalist, der keinen eigenen Grund und Boden hat, frey durch geht; doch fühlt der Bauer und der niedere Handwerker sicher dort weniger den geringen Beytrag, als hier, wo die Abgabe den dreyfachen Werth übersteigt. Guernsey hat eigene Banknoten, die aber von den Landständen ausgehen und den Nahmen State notes führen.

Für die Armen wird hier ebenfalls bestens gesorgt. Das Armen- und Krankenhaus ist hell und reinlich, und faßt 250 Personen. Die untern Schulen sind nach dem Bellschen System in hellen, freundlichen Localen. Für die Mittelclasse gibt es Privat-Institute oder sogenannte Akademien, die mehr oder weniger schlecht bestellt sind. Die höhern Stände schicken ihre Kinder meistens nach England und Frankreich, wo sie aber selten in bessere Hände fallen. In den Volksschulen und Akademien wird jetzt mehr auf die englische als auf die französische Sprache gesehen. Alle Kinder, die man auf den Straßen sieht, sprechen englisch,

dagegen trifft man in den untern Ständen und auf dem Lande größtentheils noch die französische Sprache. Kleidung und Bauart ist jedoch auf der ganzen Insel englisch.

Man zählt in der Stadt sieben Kirchen und Kapellen, wovon drey anglikanische, eine Quäker, zwey Methodisten- und eine Anabaptistenkirche. Wöchentlich erscheinen hier vier Zeitungen, eine in englischer Sprache, te Stae, jeden Dienstag, und drey in französischer Sprache jeden Samstag, nähmlich **l'Independent, le Mercure** und **la Gazette de Guernsey.** Sie liefern bloß Auszüge aus den englischen Blättern, und berichten die innern Vorfälle. Die Buchhändler verdienen kaum den Nahmen, und beschäftigen sich meistens mit dem Verkauf von kleinen Kupferstichen, Zeichnungen u. dgl. Will man irgend ein Buch haben, was nicht gerade zu den Hauptklassikern gehört, so muß man es erst aus London verschreiben.

Einen schönen öffentlichen Spatziergang besitzt die Stadt in den sogenannten **New-Ground** der aus einer großen Wiesenfläche mit hohen Bäumen umpflanzt steht, und von der Höhe an einigen Puncten eine schöne Aussicht biethet.

Das Innere der Insel ist, wie auf Jersey, ein wahrer Garten; doch bemerkt man hier weniger Obstbäu-

me, dagegen mehr Wiesenland. Auf den Höhen liegen verschiedene Windmühlen, und vier Signalstangen, die ich hier etwas näher in Augenschein nahm. Die Signalstangen stehen auf einem kleinen Fort welches in Kriegszeiten durch zwey Kanonen vertheidigt wird. Ein kleines steinernes Wachhaus liegt daneben. Gewöhnlich sind zwey Männer bey jeder Stange, die von fünf zu fünf Minuten mit Fernröhren das Meer beobachten, und jedes sich zeigende Schiff sogleich ankündigen. Sie haben zu dem Ende eine Kiste mit verschiedenfarbigen Flaggen und großen ledernen Kugeln bey sich, nebst einer gedruckten Zeichenerklärung. Die Stange hat zwey Quermasten mit verschiedenen Stricken, die an Rollen auf- und niederlaufen, zur Aufschlüffung der Flaggen und Kugeln dienen, und die Anzahl der sich zeigenden Schiffe und die Flagge derselben ankündigen; dann ob sie auf die Insel zusteuern oder vorbeyfahren; ob es Kriegs- oder Kauffahrteyschiffe sind, und von welcher Größe; ferner wenn Schiffe in Noth sind u. s. w.

Nicht weit von St. Pierre-Port hat man seit Kurzem auf der nördlichen Spitze der Insel ein schönes Monument zu Ehren des Generals Doyle errichtet, der hier fünfzehn Jahre als Lieutenant-Gouverneur gelebt und sich allgemein beliebt gemacht hatte. Das Monument ist aus kleinen graublauen Granit-

Quadern zusammengesetzt, und stellt eine einfache 85 Fuß hohe Säule vor, mit einer Treppe im Innern. Ueber der Thüre liest man die Inschrift: Doyle, und darunter Pub. Grat. (public Gratitude, öffentliche Dankbarkeit.) Das schönste Denkmahl für den General wäre, aus dieser Säule einen Leuchthurm zu machen, dessen die Küste ohnehin so sehr benöthigt ist. Die Miliz von Guernsey besteht aus vier Regimentern Infanterie und zwey Regimentern Artillerie, jedes von 500 Mann. Die Dienstzeit ist vom sechszehnten bis zum sechszigsten Jahre.

Unmittelbar dem Hafen von St. Pierre-Port gegenüber liegen die beyden kleinen Inseln Harm und Sark. Erstere ist bloß drey englische Meilen entfernt und kaum eine Meile breit und lang; sie gehört dem Oberst Lindsay, der sie der Regierung für 8000 Guineen abgekauft, und ein Landhaus und einige Meyereyen darauf gebaut hat. Vier englische Meilen weiter und sieben von Guernsey liegt Sark, drey Meilen lang und dritthalb Meilen breit mit 300 bis 350 Einwohnern, meistens Fischern und Landleuten, die einige Viehzucht und Obstbau treiben, und an jeden Samstag einen kleinen Kutter auf den Markt von St. Pierre-Port senden.

Beyträge
zur
Kenntniß und Charakteristik
Englands.

Bruchstücke aus Archibald's Umrisse einer Reise nach London, Amsterdam und Paris im Jahre 1817. Magdeburg, 1821, in der Creutz'schen Buchhandlung. 8. 282 S. mit 8 Steinabdrücken. Ein Werk das kein Leser ohne Belehrung und Vergnügen aus der Hand legen wird.

Lord Wellington. *)

Der Lord hat so sehr die Gestalt, das Ansehen und die Haltung eines ausgezeichneten Mannes, daß er

*) Der Verfasser sah denselben während der großen Heerschau des Königs von Preußen über das damahlige Occupations-Heer.

als solcher unter der größten Menge hervortritt. Seine Figur ist wohlproportionirt und von mittler Größe, die Schultern sind stark, die Schenkel und Füße dagegen fein gebaut. Er trug eine rothe Uniform mit blauen Kragen, goldenes Achselband, aus Beachtung des Königs den Stern des schwarzen Adlers, so wie das dazu gehörige große orangefarbene Band. Die Uniform war nach englischer Sitte vorn offen und der Busenstreif weit herab sichtbar; eine karmoisin mit Gold gewirkte Feldbinde schloß eng den untern Theil derselben an die Hüften. Die weißen Unterkleider gingen in die einfachen spornlosen Stiefeln. An der linken Seite hatte er einen ganz kleinen Degen in Schwertform. Der dreyeckige Hut, mit weiß und rothen Federbusch, war mit einer großen schwarzen Kokarde, dem englischen Feldzeichen, auf der sich drey kleine bunte Kokarden befanden, die der spanischen, portugiesischen und niederländischen Armeen, von denen er Feldmarschall ist. — — Dünne braune, mitunter weiße Haare locken sich nach der großen freyen Stirn zu und schließen gegen den Nacken, einfach herabhängend glatt an. Der Teint ist sehr fein, aber etwas gelblich, wie bey Allen, welche längere Zeit in Indien gelebt haben. Die Backenknochen marquiren sich stark neben der wohlgeformten Adlernase. Die großen blaßblauen Augen

liegen etwas tief unter den hochgewölbten leicht gezeichneten Braunen. Den kleinen Mund umschwebt, sobald er spricht, ein angenehmes Lächeln, wodurch sich die obern wohl erhaltenen weißen Zähne zeigen. Wellington ist vielleicht der einzige Mensch, der, mit fast immer geöffnetem Munde geistreich aussieht. Das starke Kinn ragt etwas über das weiße Halstuch aus dem die Hemdenkragen sich zeigen, hervor, und gibt seinem Gesicht den Ausdruck beharrlicher Festigkeit. Gewöhnlich steht er in der zweyten Position, mit der rechten Hand an einer goldenen Uhrkette spielend, die Arme nachläßig herabhängend, den Kopf ein wenig rechts aufwärts gebogen, als lausche er auf die Antwort des Befragten, während sein linkes Auge scharf beobachtet. Von den vielen Kupferstichen, die von ihm vorhanden sind, ist er in keinem besser getroffen, als in dem zu Paris herausgekommenen Brustbilde, noch dem Gemählde Isabei's, durch Mécou gestochen.

Vorzüglich als Taktiker soll Wellington groß seyn, und gerade das war es was er gegen Napoleon und dessen Gefährten bedurfte. Die Kunst, das Terrain zu beurtheilen, und geschickte Stellungen zu nehmen, wird ihm besonders zu gestanden. Seine Pläne sind groß und kühn, aber das Einzelne derselben überläßt er dem General-Lieutenant Chef seines

seines Generalstabes, Sir George Murray, auf dessen Talente so, wie Friedrich II. auf die des Prinzen Heinrich, man ihn eifersüchtig glaubt. Daher mochte er es nicht bedauern, daß er die Schlacht bey Waterloo ohne Murray's Assistenz gewann, wiewohl dieser, der sich zu der Zeit in Amerika befand um dort bey einem ausbrechenden Kriege, gegen die vereinigten Staaten zu commandiren, schon vom Kriegsminister Bathurst durch einen Schnellsegler den Befehl zur eiligsten Rückkehr erhalten hatte.

Ein mehrjähriges Commando der englischen Macht im ostindischen Kriege hatte Wellington die Ueberzeugung gegeben, daß die strengste Disciplin das Fundament der Soldateska ist, und diesen Glauben mag er auch practisch auf seinen Befehl in den Krieg der pyrenäischen Halbinseln übergetragen haben. Härte wird ihm zum Vorwurf gemacht, und die Engländer und Schotten, die er aus freysinnigen Republikanern zu tüchtigen Linien-Soldaten umschuf, sollen ihn keinesweges zärtlich lieben. Dennoch ist Humanität seinem großen Charakter nicht fremd und seine Umgebungen erfreuen sich sowohl dieser, als eines Geschäftsganges und Dienstverhältnisses, das nicht freyer und ungezwungener gedacht werden kann. General Murray hat mit dem Generalstab und den Officiers, die von sämmtlichen Armee-Corps der Occupations-

Armee als Militär-Agenten durch die höchsten und hohen Mächte an ihn gesandt sind, sein Hauptquartier in Cambray. Der Herzog aber wohnt während des Sommers und im Herbst drey Stunden davon in dem Schlosse St. Martin; die übrige Jahreszeit aber zu Paris. Dort vergnügt er sich mit Reiten und Jagen, und liest alle öffentliche, vorzüglich politische Blätter. Wenn vornehme Fremde, besonders Engländer, ihn besuchen, so gibt er glänzende Feten, zu denen das Militär und die ersten Behörden der Provinz gezogen werden. Außerdem besteht seine Gesellschaft aus dem spanischen General Alava und etlichen Adjutanten, so wie ihn auch zu Zeiten seine Gemahlinn mit seinen Söhnen besucht. Obwohl hieraus klar wird, daß Wellington den, in gewisser Hinsicht friedlichen Oberbefehl in Frankreich, ohne Pedanterie und Kleinigkeitsgeist verwaltete, so war doch mitten, unter den Zerstreuungen und der Reiselust, der er sich überließ, seine Aufmerksamkeit unablässig auf die innere Stimmung Frankreichs gerichtet. Er trug Sorge, daß sowohl von den kleinsten Ereignissen in den Districten der Occupations-Armee, als von den Machinationen zu Paris ihm die genauesten Nachrichten zukamen, und nicht ohne Absicht wußte er sich den äußern Schein der Sorglosigkeit und Unbefangenheit zu geben. — —

Wellington mußte doch Zeit gefunden haben sei-

ne Toilette zu ändern, denn er trug nun unter der Weste das große Band des russischen Georgs-Ordens. Sonst mag er kein Freund der Umkleidung seyn, wenigstens sah ich ihn schon früher mit über dem Knie gesprungenen Beinkleidern, welche beym Aufsitzen geplatzt, einen halben Tag, ohne eine Abänderung zu treffen, zu Pferde. An Schlachttagen trägt er gewöhnlich einen einfachen blauen Mantel, und auf dem Pferde einen Mantelsack hinter sich. Er wechselt da, um keine Zeit zu verlieren, dieses nur dann, wenn es völlig erschöpft ist, und reitet deßhalb nicht sowohl schöne als gedrungene, außerordentlich dauerhafte Rosse. Einen größeren Gegensatz als sein Verhalten bey der Schlacht von Waterloo und bey einer Revue im Frieden über seine Engländer, ist kaum möglich zu glauben, und ich kann mir nicht versagen, das von beyden Seiten hierher Gehörige mitzutheilen, weil es den Veilseitigen charakterisirt.

Als die Bataille von Waterloo oder Belle-Alliance für ihn bedenklich zu werden begann, und seine Truppen, besonders die Bergschotten, im Centro außerordentlich vom feindlichen Geschütz litten, ritt er zu ihnen, stieg vom Pferde und setzte sich, indem er vor der Fronte den Leuten Muth zusprach, über eine Viertelstunde dem heftigsten Feuer aus, das links und rechts Alles um ihn niederriß; dann begab er sich im

schnellsten Pferdelauf zu der Division Hill und rief einem Regiment der Garde zu: „Steht nur noch eine Stunde! was würden sie sonst in London von uns sagen!" Hierauf trat der Moment ein, wo Ney mit den französischen Garden das Centrum durchbrechen wollte, aber die Unvorsichtigkeit hatte, um das Ende der Angriffs-Colonne an sich zu ziehen, mit der Tete zu halten. Blitzschnell benutzte der Herzog diesen entscheidenden Augenblick, führte und stellte die wenigen Truppen, die er auf dem Terrain hatte, selbst dergestalt, daß sie ein kreuzendes Feuer auf den Colonnenkopf Neys, und dadurch dessen Stutzen, Schwanken und Aufhalten so lange bewirkten, bis reitende englische Batterien, auf des Lords Befehl gehohlt, herbeyritten und die Flucht jener 22000 Mann starken Colonne bewirkten, die nunmehr die englische Cavallerie völlig auflöste.

Jetzt aber sehen wir ihn bey der erwähnten Revue erst mit einem Regenschirm, da es regnete, in der Hand, dann auf beyden Seiten Lady's neben sich, in der großen Uniform die Fronte herabreiten. Er befiehlt nun dem englischen General abzuschwenken und bey ihm in Parade vorbey zu defiliren. Zu dem Ende sprengt er mit den Damen und seiner Umgebung nach einen andern Punct. Die Truppen sind bereits in Marsch; da platzt der einen Lady der Steig-

bügel. Sofort läßt Wellington den Marsch einstellen. Er selbst springt vom Pferde, ruft einem Reitknecht durch: „Jac, Jac, give me a Strip *)“ herbey und schnallt ein andres Leder an die Stelle des gerissenen, worauf, als alles wieder gehörig in Ordnung gebracht, der Marsch fortzusetzen befohlen und die Revue den Regimentern abgenommen wird.

Ueberfahrt von Calais nach Dover. Erster Eindruck des englischen Lebens auf den Fremden, und Anblick Englands. Englische Postkutsche.

Es war, mit einem Freunde, der mich begleitete, unser fester Entschluß geworden, nur mit einem englischen Packetboot den Canal zu passiren, wiewohl französische Schiffe schon im Gasthofe mit Adressen und Zureden zum Entscheiden für ihr Fahrzeug, uns stündlich geplagt hatten. Zwischen dem Antoinus und dem Trafalgar schwankten wir in der Wahl, und da beyde am Mittag absegeln wollten, so beschlossen wir sie nochmahls zu besichtigen, und gleich am Bord des gewählten zu bleiben. Es wurde wirklich schwer von der Stadt längs des Hafens hin,

*) Jakob, Jakob gib mir einen Riem.

Raum zum Gehen zu gewinnen. Matrosen, Seeofficiere, Kaufleute, Packetboots- und Kauffarthey-Capitäns, Mäkler, Arbeiter, Fischer, Austernhändler, hübsche und garstige Weiber und Mädchen, Schiffsjungen die unter den Füßen Tau- und Strickwerk, von Kähnen und Fahrzeugen auf den glatten Quadersteinen wegzogen, um sie an ungeheuere eiserne Ringe zu befestigen, Aus- und Einschiffer von Waaren, drängten dicht und dichter. Die Scene des Schwankens und Treibens ward von Zeit zu Zeit durch ein schiebendes Gedränge vermehrt, wenn Pferde strampelnd und hauend aus den Schiffen hoch in der Luft, am Kranbalken herabgelassen beynahe das Land erreichten und Alles: „Platz! Platz!" in zehn verschiedenen Sprachen schrie.

Nach langer Erwägung bestimmten wir uns für den äußerst brillant eingerichteten Trafalgar, befehligt vom Capitän Harris. Die Cajüte war ganz mit Mahagony getäfelt, lange Spiegel glänzten an den Wänden hinab, und die an beyden Seiten angebrachten Betten, in drey Reihen über einander geordnet, schienen dem Seekranken Erhohlung zu versprechen. Nelsons Gemählde hing, des Bootes Schutzgott, der Thür gegenüber! Nicht so schmuck und gefällig gebaut als das Schiffchen, war Sir

Harris selbst, ein kleiner dicker Mann mit ungeheuer großem Kopfe, dessen Wangen in Zinnober prangten.

Mit etwa dreyßig männlichen und weiblichen Passagieren befrachtet, gingen wir Mittags unter Segel. Der Wind war günstig und die Fahrt in 6 — 7 Stunden aller Wahrscheinlichkeit nach beendet. Mein Freund und ich, so wie die mehresten Andern blieben auf dem Verdeck; doch wurden fast alle Damen und auch einige Herren nach einstündigen Segeln genöthigt, dasselbe zu verlassen und von den Betten herab Neptun den eben so unanständigen als unbequemen Tribut zu zollen. Je kleiner ein Fahrzeug ist, desto mehr schwankt es und vermehrt hierdurch die Neigung zum Erbrechen, die besonders durch die Bewegung des von der Welle in die Tiefe hinabgleitenden Schiffes bewirkt wird, indem es stets die Täuschung gibt, als fiele der Fußboden unter uns weg, was eine widrige schwindelartige Empfindung im Kopfe und in der Magengegend verursacht.

Ein dickfallender Nebel hinderte die Aussicht auf Albions Kreidefelsen, und nach siebenstündiger Fahrt — sey es nun, daß Harris keine Ader von Nelson hatte, das Wahrscheinlichste! oder in einer kleinen Handels-Nebenabsicht von Dover weglenkte — Smuggeley! — befanden wir uns über drey deutsche Meilen zu weit links. Dunkelheit begann

mit der Ebbe zugleich einzutreten, und wer nicht bis zum andern Morgen warten wollte, dem war freygestellt, sich auf die jetzt ausgesetzte Nußschale zu begeben, um in ihr die Küste hinab bis an den Strand bey Dover zu segeln.

Von dieser Absicht aber hatten wir nichts erfahren, vielmehr brachte das verwirrte Geschrey und Gedränge, welches beym Herablassen des Bootes statt fand, uns auf bedenkliche lebensgefährliche Gedanken, und da bey den hastigen englischen Kauderwelsch kein Wort zu verstehen gelang, wir aber doch gehört und gelesen hatten, daß die Rettung ins Boot nicht unverwerflich sey; so wagten wir mit etwa zwanzig andern, die das Beyspiel gaben, den wirklich künstlichen Sprung. Die sechs arbeitenden Matrosen vertheilten uns gleich sitzend zu beyden Seiten, ermahnten zur Ruhe, und ersuchten — eine erbauliche Zumuthung — mit unsern Rücken den Bord zu erhöhen. Eine Weile wurden wir von dem Schiffe bugsirt, dann aber in Nacht und Nebel unserm Schicksal überlassen. Die Sache war wirklich kein Spaß! Die Nacht wurde feucht und kalt, der Nebel fiel als feiner Regen, wir durften uns, wegen Erhaltung des Gleichgewichts, kaum rühren, die Hälfte der Passagiers jammerte seekrank, und das schau-

kelnde Boot tanzte Welle auf und ab, oft mit kaum handbreiten Bord dahin. —

Drey Stunden hatten sich die Matrosen mit Rudern abgequält, und trieften im Schweiß, während uns der Frost schüttelte; als der Mond das Meer zu beleuchten begann und, wie der Stein der Macht Ossians, einem ungeheuren Geiste gleich, sich die weiß verschleyerte Shakespear's-Klippe hoch und gewaltig aus dem heftige Brandung dagegen schlagenden Meere erhob. Bald ließen sich einzelne Rufe hören; es waren Lootsen, die entgegen kamen, und nach einer mühseligen Stunde, uns wohlbehalten dicht bey Dover bis zum Strande brachten.

Hier entstand ein Kampf anderer Art. Ueber hundert Zudringliche stürzten herbey, und bis an die Hüften ins Wasser auf uns ein, um uns mehr ans Land zu schleppen als zu tragen und in den Gasthof zu führen. Sie fluchten und stießen sich untereinander, schrien uns beständig zu und zerrten selbst an unsern Kleidern, es war eine Südseescene, als sey man in Gefahr wie Cook auf Owaihi zu enden. Wir bezahlten sie für unverlangte eigennützige Dienstfertigkeit ziemlich theuer, kehrten uns dann an ihr kannibalisches Getöse nicht weiter, ergriffen Einen aus dem dicksten Haufen und, Hotel Paris ihm zurufend, arbeitete er sich und uns aus der ungestüm-

men Menge in kurzer Zeit bis in den benannten Gasthof. Hier am Kamin wurden die erstarrten Glieder gewärmt, gestärkt, und dann ausgeruht in breiten Betten von dem so geräuschvollen Tage.

Sobald der Morgen angebrochen, eilte ich, die Citadelle zu ersteigen, deren Zugang in Wendeform gegen zweyhundert Stufen wie in einem Thurm, hinauf zum Plateau führt, wo des Commandanten Wohnung, Casernen und zwey außerordentlich starke Werke liegen, die wegen ihrer Höhe nicht sowohl die See und den Hafen, als vielmehr die einzige Straße ins Innere des Landes überall drey, vier und fünffach bestreichen und in furchtbaren Stand gesetzt sind.

Der Genuß der Aussicht von diesem Puncte über die Küste und das Meer ist einzig. Oestlich erblickt man das sogenannte alte Castell, auf dem die englische Flagge weht, Gebäude aus den Römerzeiten und jetzt starkes Fort, jenseits eines Grundes hoch auf den weißglänzenden Felsen liegen, die sich in einem Bogen weit in die See vor biegend. Gegen Norden zeigt sich das Innere der Insel, fruchtbares Land mit Dörfern und Landhäusern untermischt, bald die Aussicht von Bergen begränzt, bald in weiter Ferne in grünenden Thälern und braunen Schluchten verschwindend; westlich aber die schäumenden

Brandungen, häuserhoch gegen die Shakespeare's-Klippen schlagen, dicht zu unsern Füßen die Stadt Dover mit dem Hafen; weiter hin die offene See mit geschwellten Segeln, wohin man blickt, erfüllt, und die französische Küste dem scharfen Auge wie ein leichter blauer Strich erkennbar. Nur mit Anstrengung gelingt es, sich von einem Naturgemählde wegzureißen, in dessen Beschauen man immer neuen Genuß und Abwechslung findet.

Allein das Verhältniß geboth zu endigen, und so wurde denn nach kurzer Rast von der Höhe mit zögernden Schritten herabgestiegen, um mit der Malcoach mehr nach London zu fliegen, als zu fahren. Geschmackvoller kann kein Staatswagen eines Vornehmen, dem sie überhaupt bis auf die äußerlich angebrachten Sitze völlig gleicht, verziert seyn. Inwendig ist für sechs Personen bequem Raum; vorn neben dem wie ein wohlhabender Mann gekleideten Kutscher für eine Person; oben auf dem Kutschdeckel, an dem hinten und vorn Seitenlehnen angebracht, mit dem Gesicht gegen die Pferde zu, zwey; da, wo gewöhnlich der Bediententritt ist, wieder ein Sitz für zwey; und auf dem Hintertheil des Wagens noch einer für eben so viel Personen. So, daß zusammen vierzehn Menschen Platz haben, die vier Pferde

der schönsten Art Berg auf und ab im stärksten Trabe ja oft im Galdop ziehen.

Die Reise von 64 englischen Meilen wird denn auch, da die Pferde oft und immer in größter Eile gewechselt werden, in 9 bis 10 Stunden zurückgelegt, wobey man nur zweymahl auf ganz kurze Zeit in Canterbury, um das Frühstück einzunehmen und in Rochester zu Mittag anhält. Der Weg auf einer so wohl erbauten Kunststraße, daß selbst keine französische sich mit ihr messen kann, ist der angenehmste der sich denken läßt. Das Land gleicht einem Garten, in welchem niedliche Dörfer in italienischem Styl erbaut, mit Spiegelscheiben und glänzenden Ziegeln versehen, zierliche Landhäuser, fruchtbare Ebenen, buschbegränzte Hügel, lebendige Hecken, und dem nur England eigenthümlichen unvergleichbaren Grün der Wiesen wechseln. Das Auge wird in steter Spannung erhalten, ein Gegenstand scheint noch immer den andern zu übertreffen; die Schnelligkeit der Postkutsche verändert stets das Panorama, und zwischen durch eilen links und rechts Reiter und Equipagen der verschiedensten, aber immer geschmackvollsten Art hin und her. Alles spricht Wohlhabenheit und Kunstfleiß mächtig aus. Sowohl die äußerst reinliche anständige Kleidung der Bauern, die keinen Unterschied zwischen der der

Städter hat, als die Gebäude, die prächtigsten Landhäuser der Reichen, die Menge der glatten Vieh- und Schaf-Heerden, die verschiedenen Fuhrwerke, die starken Pferde, eine besondere Race bloß zur Herbeyschaffung der Bedürfnisse der Hauptstadt, und die mit stolzen Schiffen bedeckte Madway *). — Ja man wird durch den Anblick überzeugt, daß man sich in dem Lande der reichsten Nation der Welt befindet. Die Städte Canterbury, Rochester, Chatam, Gravesend und Deptfort berührt die Reise und sie sämmtlich erfreuen durch einfache gefällige Bauart und durch Zeichen hundertfältigen Kunstfleißes.

Es war etwa 6 Uhr Abends, als noch eine deutsche Meile entfernt, von einer Höhe, über welche die Straße führt, London, theilweise in Nebel gehüllt, in seiner Unermeßlichkeit sich vor uns entfaltete. Nur einzelne Palläste und Thürme zeigten sich deutlich, und über ihnen allen sah man zwischen dem Dunst von Zeit zu Zeit die Kuppel von St. Paul wie über den Wolken hervorragen.

Schon brannten die Lampen, als wir über die Westmünsterbrücke fuhren, und ich mich der Weisung

*) Einer der Hauptflüsse Englands, der zwischen den Städten Rochester und Chatam, die dicht an seinen Ufern und auf der Straße von Dover nach England liegen, durchfließt und bis zu ihnen schiffbar ist.

nach Brünets Hotel erinnerte. Dahin ward der Weg eingelenkt, und dort eintretend, wiewohl die Beleuchtung der Straßen außerordentlich hell war, ward man doch von der des Gases geblendet, in welcher das Gasthaus strahlte.

Die Westminster=Abtey.

Jedem Gegenstande der Erwartung ist die Phantasie bereit voran zu eilen und uns, geschäftig, ein Bild von ihm zu entwerfen, dessen Farben und Theile aus dem unvollkommenen Ideen zusammengesetzt sind, die der Verstand und ähnliche Erfahrung einzeln, aber zuerst davon zeichnete. Diese Wahrheit erheischt ihr altes Recht so bald das Erwartete uns, gleichviel freudig oder schmerzlich, berühren soll. Nur daß in der Zeit der Jugend lieber die Fröhlichkeit ihre heitern Farben aufträgt, während mit ansteigenden Jahren meist dunkle Ahnungen die Gegenwart schwärzen. Der Vergleich der Realität mit jenem Phanthom zeigt wohl jedesmahl unsern Irrthum, allein die Einbildungskraft wird dadurch nicht belehrt.

Von diesen Betrachtungen bewährt sich denn auch Einiges, als wir den Weg zur Westminster-Ab-

tey einschlugen. Es war der glückliche Augenblick gekommen, den unmittelbaren Eindruck eines grandiosen Kunstwerks zu genießen, wonach sich die Sehnsucht schon in der jugendlichen Brust entzündet, und mit reiferm Alter die Achtung dafür durch Schrift und Wort gesteigert hatte. Und nicht allein galt es bloßem Schauen des Innern, Untersuchung und ergötzlicher Ansicht des Aeußern eines der berühmtesten Denkmahle gothischer, oder richtiger, altdeutscher Baukunst; sondern des Bewußtseyns auf die geweihte Erde zu treten, in der die, in allem was das menschliche Daseyn schmückt und über den Staub erhebt, einst trefflich und kräftig wirkenden Heroen der englischen Nation in Todesversunkenheit ruhten.

Da rollen sich die Blätter der Weltgeschichte auf, denn all die großen Naturen die so Herrliches, Edles und Bleibendes geleistet, gehören der ganzen Menschheit an! Hier gilt kein Unterschied des Standes, und neben Königen, Staatsmännern und Helden, ruht friedlich Asche von Dichtern, Tonkünstlern und Schauspielern.

In Form eines Christuskreuzes *) von Osten

*) Die Abtey hat ihren Nahmen von ihrer Lage in Westen und von ihrer ursprünglichen Bestimmung als Kirche eines Klosters. Sie ward durch Sebert, König der Ost-Sachsen gegründet, nachher durch die

nach Westen gerichtet, erhebt sich das Gebäude in weitgesprengten leichten, aber kühnen Bogen hoch in den Lüften überall nach Vereinigung strebend. Das Ganze schwebt gleichsam empor, so daß die beyden westlichen Thürme *) kaum die gehäuften wunderbaren, hochempor schießenden Verzierungen zu überragen scheinen. In dieser Unzahl von Pfeilern, Schäften und schlanken Säulen, die an sich eine edle Einfalt haben, verirrt sich das Auge, und wird wenn es am Einzelnen fest zu halten sich versucht, doch oftmahls unangenehm von stachlichen eckigen Formen und grotesken, zwecklos scheinenden Ungeheuern verletzt, die von der Höhe herabgrinsen. Aber überläßt man sich dem Gesammteindruck, der unendlich kunstvoll verschlungenen Masse, dann treten

Dänen zerstört, theilweise erbaut durch Edgar 958, vollendet durch Eduard den Bekenner 1065, und von dem Pabst Nocolaus dem II. zur Krönungsfeyerlichkeit für Englands Monarchen bestimmt. Ein neues Unglück traf sie; welches? ist mir unbekannt; worauf Heinrich III. sie von Grund aus in ihrer jetzigen Gestalt aufbauete; Heinrich VII. aber die köstliche Kapelle an der Ostseite hinzufügte. Die größte Länge der Kirche beträgt 489 Fuß; die Breite ohne das Kreuz von 189 Fuß, hält 66 Fuß, die Höhe bis zum Dach 99 Fuß.

*) Christopher Wren, der weiter unten noch erwähnt werden wird, erbaute dieselben.

auch sogleich jene beleidigenden Einzelheiten — zu ihr ein symetrischer Theil — zurück; Alles schmilzt zauberhaft in einander und vor uns thront in den reinsten leichtesten Verhältnissen ein Ehrfurcht gebiethender Koloß, fest mit dem Fuße der Erde versichert, während das stolze Haupt, von grauem Alter umwittert aber nicht gebeugt, majestätisch den Aether begrüßt.

Der Haupteingang ist an der Westseite; allein gewöhnlich tritt man von der südlichen des Kreuzwinkels in die Kirche, welcher die Ponterhalle genannt wird. Hier, wie längst der ganzen Kirche strecken sich die Gedächtnißsteine, Inschriften, und plastischen Arbeiten vom Boden bis in bedeutender Höhe, und rings herum sind dir Wände von ihnen bedeckt. Niemahls konnte man auch einen Platz mit größerm Rechte corner poets nennen, denn hier erheben sich die Nahmen, die ihr dichterisches Genie unsterblich machte. Zuerst fällt uns die Statue des größten dramatischen Genius, Shakespeare's in die Augen. In Lebensgröße aus Marmor gehauen, in etwas vorgebogener Stellung, den rechten Arm auf eine Säule gestützt, den linken, der eine Pergamentrolle hält, nachläßig herabhangend. Aus seinem „Sturm" stehen darauf die inhaltsschweren Worte:

„The cloud capt tower, the georgeus palaces,
„The solemntemples, the great globes istelf,
„Yea all which it inherit, shall dissolve;
„And lik'e this unsubstantial pageant faded
„Leave not a rack behind: We are fuch stuff,
„As dreams are made on, and our little life
„Is rouneded with a sleep.“ *)

Das geistreiche Gesicht von einem krausen Bart umflossen, in Schuh und Strümpfen mit kleinem Mantel nach damahliger Tracht. Unter Popes Büste, ein angenehmer ruhiger Kopf, stehen die Worte aus einer Strophe seiner Werke: „life is a jest“. Je weniger Thomsons Brustbild; dieses Mahlers der Natur, sich auszeichnet, um so mehr das Denkmahl Garricks. Hoch über uns tritt er, wie zum Spiel auf der Bühne begriffen, aus dem durch seine Hände zurückgeschlagenen Vorhang hervor, und bedeutungsvoll hängt Shakespeare's Medaillon über seinem Haupte.

*) So werden
Die wolkenhohen Thürme, die Palläste
Die hehren Tempel, selbst der große Ball,
Ja, was daran nur Theil hat, untergehen;
Spurlos verschwinden. Wir sind solcher Zeug
Wie der zu Träumen, und dieß kleine Leben
Umfaßt ein Schlaf.“ —
Übers. v. A W. Schlegel.



Will man von hier nach dem prachtvoll geschmückten Chore sich begeben in welchem die Könige und Königinnen von England gekrönt werden; so muß man durch ein künstlich gearbeitetes Gitter treten, wo zwey treffliche Denkmahle einige Minuten verweilen heißen. Das erste ist zum Gedächtniß der Capitäns Harwey und Gutte, die in dem berühmten Gefecht von 1. Juny 1792 fielen. *) Dieß Monument stellt eine breite Vase vor, auf der im haut relief die Brustbilder der genannten Officiere sich befinden. Zur rechten derselben steht die colossale Statue Britaniens mit Lorbeeren geschmückt; auf der entgegen gesetzten Seite zeigt Fama auf die in dem Grund eingegrabenen Nahmen der Helden. Britania ist an Schild, Dreyzack und dem Löwen; Fama durch das gewöhnliche Enblem der Trompete erkennbar. Auf der Vorderseite des Piedestals, welches diese Gruppe trägt, sieht man den Theil des Seegefechtes indem vorzüglich der erst genannte Capitän begriffen war. Ueber dieser Darstellung schwebt ein kleiner Engel, der in der Linken einen Palmenzweig, in der Rechten eine Wage hält, und symbolisch den Sieg der gerechten Sache, weßhalb das Gefecht geliefert wurde, anzudeuten. Trophäen sind

*) Unter Nelson bey Calvi und Bastia in Corsika.

an passenden Theilen des Sockels vertheilt. Das Ganze ist in karrarischen Marmor 8 Fuß hoch. Die Stellung und den Ausdruck der Figuren kann man vorzüglich nennen, die Ausführung ist kühn und correct, in Leichtigkeit und Schönheit des Faltenwurfs ist der Künstler unübertrefflich gewesen.

Diesem Monument gegenüber ist das dem Capitän Montague gewidmete, der gleichfalls in jenem Gefechte fiel *). Die majestätische Figur dieses tapfern Befehlshabers steht, die Hand ans Schwert gelegt, auf einem marmornen Fußgestell. Auf sein Haupt läßt sich aus der Höhe die Göttinn des Sieges herab, um es mit reichlichen Lorbeern zu zieren. Auf der Vorderseite des Piedestals ist das Seetreffen vorgestellt; auf der rechten Neptuns Dreyzack und eine Eichenkrone; auf der linken ein Lorbeerzweig. Die Rückseite zeigt über eine Gruppe Gefangener, eroberte wehende Flaggen. Die Composition ist einfach und klassisch.

Zur Südseite des Eintritts ist das Chor, dann erblickt man das Monument des großen Isaak Newton. Hinter einem erhabenen Piedestall, auf dem

*) Man wird bemerken, daß nicht alle Personen, denen Denkmahle gesetzt worden, auch in der Abtey liegen. Die Beysetzung selbst konnte nur bey denen geschehen, wo es die Möglichkeit und übrigen Verhältnisse erlaubten.

der Nahme und die Verdienste des großen Naturforschers angegeben, erhebt sich eine Pyramide. Im Vordergrunde derselben steht ein antiker Sargophag, auf welchem in leichtem Gewande Newton in Lebensgröße halb liegend sich auf mehrere Bücher stützt. Zwey Genien zu seinen Füßen zeigen ihm eine Rolle.

„All naturâ and her lahs le hid in night;
„God said: Newton by! „and all was light“ **)“.

Aber er weist sie mit dem ausgestreckten Arm zurück, während er sinnvoll und sehnsüchtig nach dem Stern blickt, der von der höchsten Spitze der Pyramide zu ihm herabblickt, und seitwärts über seinem Haupte die Erdkugel schwebt.

Unmittelbar hinter dem Altar der Kirche ist die Kapelle Eduard des Bekenners, auf erhöhten Grunde, zu dem einige Stufen auf der Nordseite hinaufführen. In der Mitte steht der, von Heinrich III. errichtete Sarg des Bekenners, den früher Mosaik zierte, wovon man aber gegenwärtig nur wenige Reste findet. In dem Sarge ist ein Kistchen mit der Asche Eduards. Hier hat auch Heinrich III. selbst seine Ruhestätte, einen Sargophag von polirtem Porphyr mit Gold und Scharlach mosaikartig

**) Die ganze Natur und ihre Gesetze verhüllte Nacht Gott sprach: Newton werde! „und Alles ward Licht!“

ausgelegt. Die obere Fläche, auf der des Königs Statue in Bronze liegt, ist von vier gold- und emaillirten Pfeilern gestützt; das ganze Werk zeigt von glänzendem Geschmack in dieser Art. Die Kapelle enthält endlich noch die unscheinbaren Gräber Eduard des I., und seiner Gemahlinn Eleonore, so wie Stühle auf denen seit den urältesten Zeiten Könige und Königinnen bey der Krönung sitzen. Es sind hochlehnige schmale Sessel von steifem Ansehen; allein der Sitz des einen ist derselbe Stein, auf dem einst die Könige von Schottland gekrönt wurden, und den Eduard der I. aus Sione in Schottland brachte.

Gleich an die erwähnte Kapelle, stößt die Heinrich des V., nur durch eine steinerne Gallerie mit eisernem Gitter getrennt. Auf dem Grabsteine des genannten Königs sieht man die hauptlose Statue des Fürsten, denn der Kopf, der wie das Scepter und Reichsapfel vom feinsten Silber war, sind zusammen vor längerer Zeit gestohlen worden. Hier werden diejenigen zu Rittern geschlagen, welche den Bathorden erhalten, und die Kapelle ist rings um mit ihren Wappen und Fahnen geziert. Wenn ein Ritter aus dem Orden gestossen wird, so entfernt man seine Fahne und Wappen, und der Ort wo sie

hingen, bleibt leer. Dieser Fall trat in neuerer Zeit bey dem Lord Cochrane ein.

Rings um die Heinrichs- und Eduards-Kapelle sind neun kleinere, sämmtlich unter dem Dach der Abtey; da sie aber sehr unbedeutende Merkwürdigkeiten enthalten — in historischer Rücksicht mit Ausnahme des hölzernen Monuments Seberts, des ersten Stifters der Kirche — so wende ich mich zu dem vielleicht herrlichsten Werke gothischer Arbeit auf der Erde, zur Kapelle des siebenten Heinrichs.

Sie bildet den östlichen Theil der Kirche, und der Eingang zu ihr ist, wie bey sämmtlichen Kapellen in der Kirche selbst. Früher stand auf diesem Platze eine Kapelle der Jungfrau Maria geweiht, und eine Taverne mit dem Zeichen der weißen Rose. Heinrich aber war entschlossen, ein prächtiges Mausoleum für sich und seine Familie zu stiften, riß die Taverne sammt der Kapelle nieder, und auf seinen Befehl legte der Abt Islip den 11. Februar 1503 den ersten Stein zum neuen Bau, welcher 14000 Pfund kostete. Eine unermeßliche Summe für jene Periode, zumahl wenn man die stürmische Lage betrachtet, in der sich damahls das Reich befand. —

Wenn das Aeußere dieser merkwürdigen Kapelle sich durch Reichthum der Bauart und den verschiedenen Formen in vierzehn sie zierenden Thürmchens

auszeichnet; so wird es nur noch von dem Innern übertroffen. Auf einer Marmortreppe steigt man zu dem erhöhten Fußboden empor, dessen Eingang ein schöner steinerner Porticus macht, indem sich ein dreyfaches Geflecht von vergoldeten bronzenen Gitter der künstlichsten Arbeit befindet. Fünf Nischen in einfachen edlem Styl formiren den krummgebogenen Hintergrund, zu dem man durch offene Bogen von der größten Schönheit gelangt. Das Licht färbt in bunter Magie, durch lange Fenster mit gemahlten Glasscheiben fallend, die kunstvollen Gegenstände unter denen die unglaublich mühsame und trefflich gearbeitete Decke die höchste Bewunderung verdient. Ueberall an ihr und den Seitenwänden sind Verzierungen, Köpfe, ganze Figuren in unzähliger Menge und in den symmetrischten Verhältnissen angebracht; lange Knäufe aufs künstlichste gestaltet und verziert, senken sich von der Decke herab, so in der Luft schwebend, daß man ihr stetes, aber unmögliches Herabsinken verwundernd befürchtet. Die Seitentheile sind in gutem Verhältniß zu der Mitte und durch vier Bogen verbunden, welche von gothischen Pfeilern getragen werden. Hier im Centro ist altarähnlich das Grabmahl Heinrichs, von Basalt mit Zierrathen und Wappen von vergoldetem Bronze geschmückt. Sechs Figuren in Bareslief und vier Statuen, sämmtlich

von gleichem Metall umringen das treffliche Monument.

Was aber soll man dazu sagen, wenn uns der Führer von so ernsten und würdigen Gegenständen eine kleine Treppe außerhalb der Kapelle hinauf, in eine Art von Emporkirche führt, wo verschiedene abscheuliche Wachsfiguren, unter ihnen Elisabeth, allem Geschmack Hohn biethen, und auch den der Nation, die solch kindisches Spielwerk bey den Heiligthümern ihres Ruhmes versammelt ein, mehr als zweydeutiges Licht wirft. —

Diese Bizarrität, um die Sache bey dem gelindesten Nahmen zu nennen, ist nicht bloß aus alter Zeit überkommen, sondern leider, in neuerer fortgesetzt worden; denn auch Nelson steht nicht einmahl an abgelegenen Ort, sondern mitten in der Kirche als Wachspuppe, in einem schmalen Glaskasten, über dem sich mit goldenen Buchstaben die Worte: „Victory or Westmünster" *) befinden. Weßhalb wer-

*) Nelson, damahls nach Comodore, unter Sir John Jervis am 14. Februar 1797 in der Seeschlacht bey Cap St. Vinzent, nach dem er das feindliche spanische Admiralschiff St. Trinidad von 136 Kanonen unbrauchbar gemacht, und eben durch Entern ein anderes von 84 Kanonen genommen hatte: sah sich von einem dritten Schiffe angegriffen. Seinem unerschrockenem Geiste war es sogleich klar, daß er entweder die eben genommene Prise aufgeben oder

den die Kleidungsstücke, die der Held trug als er am Ziel erfüllter Pflicht im Augenblick des Sieges auf dem Vauguard bey Trafalgar sank, nicht als Reliquien an einem passenden Orte z. B. im Tower, bey andern ähnlichen Merkwürdigkeiten aufbewahrt? —

Das Denkmahl des General Wolf ist eines der herrlichsten der Abtey, in grandiosem Styl gearbeitet, und enthält einiges von dem vordern Theil der Gruppe, welche der berühmte Kupferstich „Wolfs Tod" darstellt. Auch hier liegt, in mehr als Lebensgröße, der sterbende Feldherr, die linke Hand auf der tödtlichen Wunde, in den Armen seines Chirurg, der ihm aber den daher schwebenden Genius mit dem Lorbeerkranz und Palme zeigt. Man sieht den Tod in dem Gesicht des Generals, aber daß es eine große und edle Seele ist die er aushaucht; dieß zeigt zugleich der unverhohlne Schmerz der beyden um ihm Be-

augenblicklich auch dieses Schiff entern müsse. Er entschloß sich zu dem letztern, befahl daß eine Anzahl Leute vom Capitän (seinem Comodore = Sch.ff.) an Bord das eben genommenen, den St. Niclas, geschickt würden, ließ hierauf die Enterhaken werfen, und stürzte an der Spitze seiner Tapfern mit dem Ausrufe: „Sieg oder Westminster-Abtey!" zum dritten Angriff. Der Erfolg krönte das Unternehmen, nach hartem Kampfe überreichte der spanische Befehlshaber, auf einen Knie niedergelassen, Nelson seinen Degen; und so ward der St. Joseph erobert.

schäftigten. Zwey Löwen tragen den colossalen Sarkophag auf dem die Szene sich darstellt. Unterhalb sieht man in Bronze gegossen, englische Soldaten beschäftigt Kanonen dicht am Meer weg, steile Berge in die Höhe zu ziehen. Eine Hindeutung auf Wolfs kühnen und gelungenen Schlachtplan, die steilen Berge bey Quebeck an welche die Franzosen ihren linken Flügel lehnten, zu ersteigen, und so den Sieg herbeyzuzwingen. Dieses Monument und das des Generals von Mont, des Wiederherstellers der Gewalt Carls des II., das vom Grafen von Mansfeld, der über Lebensgröße auf dem Richterstuhle sitzend, in karrarischen Marmor abgebildet ist; endlich die Gräber der Königinn Elisabeth, die hier friedlich, etwa sechzehn Schritt von Maria Stuart ruht, sind auf der Westseite. Die beyden letztgenannten Sarkophage haben größte Aehnlichkeit. Die Steine, liegende Parallelepipeden, enthalten den eingegrabenen Titel Embleme der königlichen Würde, oben darauf sind die Statuen der Verblichenen in Stein gehauen, der Kopf auf einem Kissen ruhend, mit gefaltenen Händen. Ein Baldachin, von acht stark vergoldeten Säulen getragen, auf dem in der Mitte das königliche Wappen sich erhebt, deckt als Himmel das Grab. Die Gesichter sind noch wohl erhalten; fromme Ergebung zeigt das Mariens, Eli-

sabeths aber unheimlichen Harm, der das ehrgeitzige eitle Herz brach, dem Liebe so wenig als Verstellung fremd war.

Nahe am westlichen Ausgange der Kirche sind zwey metallene runde Platten auf dem Boden nahe bey einander bemerkbar. Auf der einen stehen die Buchstaben I. F., auf der andern W. P. Das ist der geweihte Ort, wo James Fox, und William Pitt ruhen, über deren Asche die Trauer einer ganzen Nation schwebt. Vereint liegt hier, was im irdischen Daseyn sich mit Genie, Kraft, unerschütterter Ausdauer und nie übertroffener Fülle des Talents, wie die Pole eines Magnets feindlich entgegen stand und doch Alt-Englands Wohl im groß sinnigen Busen trug. Freyheit des Denkers, Schärfe des Verstandes, durchdringendes Feuer der Beredsamkeit bezeichnen als Redner; Unbestechbarkeit und unverrückbar festgerichteter Blick auf das Beste der Nation als Parlamentsglied, Fox öffentlichen Charakter. — Durch Rede, Klarheit und gedrängte Fülle, unglaubliche Gegenwart des Geistes und Gluth des Vortrags, wenn es nöthig schien, wurde Pitt selbst Fox unüberwindlich. Als Minister charakterisirt ihn Kälte, Gleichmuth, unermüdete Beharrlichkeit und nie wankende Treue zum Vaterland.

Fox Denkmahl war noch nicht fertig, aber das

von Pitt ist gerade über der westlichen Hauptpforte; seine colossale Statue von weißem Marmor, bekleidet mit dem Gewand des Kanzlers der Schatzkammer, der rechte Arm ausgestreckt, als ob er im Hause der Gemeinde spräche. Zu seiner Rechten steht, auf ihn blickend, die Muse der Geschichte und trägt seine Thaten mit einem Griffel auf die Tafel, welche sie mit der linken Hand hält. Unterhalb ist in goldenen Buchstaben die Inschrift: „Das Monument ist errichtet vom König und Parlament zum Gedächtniß des Sir William Pitt, Sohnes von William, Grafen von Chatam, als Zeichen der Dankbarkeit für die großen und eminenten Dienste, die Er dem Staate geleistet und des Schmerzes über den unersetzlichen Verlust dieses großen Ministers. Er starb 1806 im 47sten Jahre seines Alters."

Und hiermit sey der Umgang in jenen ehrwürdigen Mauern geschlossen.

Straßenpflaster von Eisen. Gas=Beleuchtung.

Zwar ist das Pflaster durch ganz London vortrefflich und alle Straßen sind mit bequemen Trottoirs auf beyden Seiten versehen, aber die Erhaltung derselben kostet auch bedeutende Summen. Da-

her kam eine industriöse Gesellschaft (indem Privatpersonen zu solchen Unternehmungen zusammentreten, und ein Patent zu alleiniger Ausübung der Erfindung auf eine gewisse Zeit von der Regierung lösen, wobey sie mit irgend einer wesentlichen Verbesserung auch den eigenen Vortheil in Procenten bezwecken) auf den Einfall, die Stadt nach und nach mit Eisen zu pflastern, und die Probe in der nicht langen St. Martins-Street am Leicester-Square zu machen. Berechnet wollten die Speculanten haben, daß diese Art wohlfeiler seyn, und dreymahl länger, als das gewöhnliche Pflaster halten würde, und der Einwurf einiger Superklugen, daß, wenn ganz London mit Eisen gepflastert sey, die Gewitter nicht von London sich entfernen, und ihre ganze electrische Kraft zu einem totalen Untergange daselbst entladen dürften, ward wie billig verlacht, weil eine so dünne Eisenplatte unmöglich genug anziehende Kraft haben könnte, und überdieß die Gewitter in Niederlagen, wo so viel Eisen läge, daß damit mehr als ein London überdeckt werden könnte, nicht häufiger als in andere Gebäude einschlügen. Genug, das Pflastern ging vor sich und ich bin mehrmahls über diese Straße gefahren und gegangen. Auch im Wagen bemerkt es man sogleich, wenn dieser auf das

Eisen kommt, denn er rollt dumpfer aber leichter und gemächlicher darüber hin.

Die Vorrichtung besteht aus eisernen Platten von etwa 2 Zoll Stärke und eine halbe Elle Gevierten, die aber kein Quadrat sondern vielmehr ein irreguläres Vieleck bilden, indem auf allen Seiten einige kleine Vierecke heraussspringen, in deren Eingang die Nebenplatte genau mit ihren Vorsprüngen paßt, und auf diese Weise sich zum Ganzen verbindet. Die untere Fläche ist rauh, die obere aber in kleine, gleichförmige, Erhöhungen abgetheilt, die wie ein sehr regelmäßiges Straßenpflaster erscheinen und dazu dienen, daß Menschen und Pferde auf der Fläche Halt haben und nicht mehr als auf gewöhnlichen Steinen ausglitschen können. Die Unterlagen und die Ausfüllungen werden von Kies gemacht und fest verrammt.

Weit wichtiger und eindrucksvoller für das Auge ist die Gas-Beleuchtnng, in welcher die größten Straßen als Pickadelly, Oxford, der Strand, und mehrere Plätze und Palläste flammen. Ein wahres Lichtmeer verbreitet sich in der Stadt sobald der Abend herannahet und schafft diesen zum hellen Tag um. In den Häusern sowohl als von außen, je nachdem es der Besitzer wünschet, ist die erleuchtende Flamme angebracht ohne irgend bedeckt zu seyn. Der Wind und

Regen spielen mit ihr, und treiben sie oft im Kreis um ihren Centralpunct herum ohne sie verlöschen zu können. In den Zimmern wird über die Flamme ein oben offenes Glas gesetzt um das Flackern derselben bey Geschäften die dieß nicht erlauben zu vermeiden. Doch wo nicht zu so bestimmten Gebrauch die Gasflamme leuchtet, z. B. auf den Treppen und Vorsälen, da ist sie wie gesagt unbedeckt wie auf den Straßen, und nicht der mindeste üble Geruch strömt von ihr aus.

Unter der Erde an einem, nahe dem Mittelpunct der Stadt liegenden Ort, ist ein Behältniß, vom Raum einer mittlern Stube, von Kupfer, in welchem das Gas präparirt und von wo es aus 4 großen Röhren nach den 4 Weltgegenden hingeleitet wird. Von diesen Hauptröhren dehnen sich nun Nebenzweige aus, und auf diese Weise entsteht, wie bey Wasserleitungen oder bey Minensystemen, ein unterirdisches Netz, welches sehr leicht erlaubt, die Gasströmung nach dem beabsichtigten Platze hinzuführen. Wo nun der Gasverlangende es hin haben will, wird eine dünne Röhre in sein Haus geführt, und da wo man sie ausgehen läßt (denn bis dahin ist sie verkleidet), zeigt sie sich als broncener Leuchter, Kronleuchter oder andere gefällige oder gar prächtige Decoration, dem nichts als Lichter fehlen; denn

selbst die anwesende Lichttille scheint dieses zu erwarten. Doch hier gerade ist der Mechanismus; denn oben auf der Fläche sieht man fünf bis sieben wie mit Nähnadeln gestochene feine Löcherchen und an der Seite ein wenig tiefer, ein kleines Ventill. Jetzt wird ein brennendes Stück Papier genommen und eine halbe Elle über der Tille gehalten, während die andere Hand die Schraube aufdreht. Mit außerordentlicher Gewalt schießt das Gas aus den kleinen Löchern empor bis zum Papier, und brennt von diesem zu jenem im Nu herunter. Nun wird nach Belieben, die Flamme durch Schraubendrehen, mehrentheils bis zu 5 Zoll gemäßigt.

Von der Dämmerung an brennt auf solche Weise ein Gaslicht und hört nicht auf zu brennen bis an den, bey den Engländern sehr späten, Morgen das Ventill wieder verschlossen wird. Da diese Art Erleuchtung, von der damit patentisirten Gesellschaft, wohlfeiler als selbst Oehllicht gegeben wird, so ist die Erfindung eine der wohlthätigsten und gemeinnützigsten, und ein armer Schuster flickt so wohlgefällig bey den lieblichen Strahlen der reinen Gasflamme seine Schuhe, als eine vornehme Gesellschaft in eines Reichen Pallast bey dem Glanze von 16 auf diese Art illuminirten Kronleuchtern ihre Schön-

heit, und Kostbarkeiten in ätherischem Feuer schwimmend erblickt.

Die St. Paulskirche.

Die St. Pauluskirche, eines der herrlichsten Gebäude der Welt, und die größte Kirche, nach der von St. Peter, steht leider so dicht von Häusern umgeben, daß ihr Anblick viel von der Imposanz verliert, die er außerdem im vollsten Maße gewähren würde. Auf schwarzen Marmorstufen tritt man durch das große Portal in das ungeheuere Innere. Die Blicke irren in den Höhen fast ohne Ruhepunct zu finden umher. Vier runde Kuppeln wölben sich, wie vier an einander hängende Tempel, hoch in den Lüften um die kaum absehbare Höhe des mittleren Doms. Steht man nun in einem von jenen ohne daran zu denken, und wirft das Auge nach oben; so glaubt man sich schon unter der kühnen Decke des mittern gigantischen Raums — denn es geht in dieser Unendlichkeit der Sinn gewöhnlicher Dimensionen ganz verloren — fühlt aber, wenn man dann wirklich in ihn tritt, sich staunenvoll überrascht wie gegen ihn, die kühne Erhabenheit des eben bewunderten am un-

ermeßlichensten geglaubten Theils, beynahe zur Unbedeutenheit zusammen schwindet.

Es war eine glückliche Idee nicht mit hölzernen und steinernen Bethstühlen, Bänken, Emporkirchen u. d. gl. Dingen die untere Region des Baues anzufüllen, sondern in seiner ganzen einfachen Majestät dieß Haus des Höchsten zu bewahren. Früher befanden sich auch keine Monumente in der Kirche, allein da die Westminster-Abtey durchaus keinen Platz für sie mehr hatte, wurde vom Parlament beschlossen, ferner dieselben in St. Paul, zum Gedächtniß der großen Menschen der englischen Nation aufstellen.

Hierdurch hat das Innere nicht verloren, sondern sehr gewonnen, denn die meisten der Statuen sind in einem einfach edlen Style und alle von karrarischem Marmor in Lebensgröße gearbeitet. Hier sieht man den General Abercromby, Commandirenden der englischen Macht in Aegypten, wie er tödtlich verwundet vom Pferde in die Arme eines Officiers der Bergschotten sinkt; schon ist der Tod in seinen Zügen sichtbar, aber der Schmerz überwältigt keine standhafte Seele. Dort senken vier Genien mit Lorbeergewinden den talentvollen Moore, — befehligenden Generale auf der pyrenäischen Halbinsel, durch eine Kanonenkugel in der siegreichen Schlacht hinwegge-

rafft — den Vorgänger Wellingtons, ins offene Grab. Seine Gestalt, das ausdruckvolle Gesicht, die einfach gelockten Haare, um die hohe freye Stirn, Alles erinnert an Louis Ferdinand von Preußen. — Der alte Admiral Collingwood, der 16 Jahre nicht vom Bord seines Schiffs ans Land gestiegen war, liegt todt ausgestreckt, mit dem Haupt auf einem Kanonenrohr, das Kreuz seines Schwerts noch gläubig an die Brust gedrückr; zu seinem Füßen trauert Neptun. Nicht weit davon sehen wir Sir J. Burges, Commandeur eines Schiffes, wie er sinkend sein Schwert der Geschichte überreicht. Lord Howard der edle Menschenfreund, steht auf zerbrochenen Fesseln, einen Schlüssel und eine Pergamentrolle in der Hand haltend.

Noch einige andere, aber minder bedeutende Denkmahle befinden sich hier oder verlieren sich vielmehr in diesen Räumen. Nelsons Monument war erst fertig geworden, aber leider noch nicht aufgedeckt. Auf allen sieht man Inschriften die auf den Stand des Verewigten und auf seine besondere Verdienste um den Staat deuten, und die dankbare Anerkennung derselben von Seiten des Königs und Parlaments enthalten.

Wenn nun so in den verschiedenen Theilen der großen Rotunda sich Monumente aus dem schwarz

und weiß getäfelten Marmorboden erheben, auf welche die Nation mit Stolz und Dankbarkeit gegen die Nahmen, denen sie gewidmet sind, blickt, so erinnern die in der Höhe aufgesteckten Trophäen an die brittische Tapferkeit. Jene von der Nordseite herabsehende Fahnen wurden 1794 durch Howe den Franzosen genommen, diese in Westen befindlichen von den Amerikanern erobert; die spanischen Flaggen erbeutete 1797 Nelson und die übrigen Keith am Vorgebirge der guten Hoffnung.

Um die stolze Kuppel in der Nähe zu betrachten und von ihr aus an dem schönen hellen Tage vielleicht eine glückliche Totalansicht Londons zu gewinnen, wurden 534 Stufen bis zu der Laterne erstiegen, die groß und geräumig von einem starken eisernen Geländer umgeben, und mit einer Colonade korinthischer Säulen geziert ist. Desto weniger ist die hinaufführende Treppe zu loben. Ueber der Hälfte fängt es an oft stock dunkel zu werden, und die Stufen sind von Holz.

Der Zweck der Aussicht wird nicht vollkommen erreicht. Gegen zwey Drittheile der Stadt wurden von Steinkohlendampf bald da, bald dort dem Auge entzogen, während die Sonne das Uebrige glänzend erleuchtete. Doch schon hinlänglich entschädigte für die kleine Mühe, der herrliche Anblick der Themse mit

ihren stolzen Schiffen und Kähnen, Brücken, des Pallastes von Sommersett, des entferntern von Greenwich und der ost- und westindischen Docks. Mein Freund und ich hätten hier Stundenlange verweilen mögen, um das einzige Bild immer fester der Phantasie einzudrücken, aber die schnellfliehende Zeit mahnt zur Eintheilung derselben. Deßhalb verließen wir unsern Standort mit schweren Herzen, nachdem man uns noch eingeladen von hier aus auch hinab in das Innere des Doms zu schauen. Der Blick fällt da 400 F. senkrecht auf eine große, verzierte Metallplatte, der Mittelpunct der Kirche, unter welchen in dem Souterrain Nelsons Leichnam beygesetzt ist. Wir zogen vor in diese Gruft hinab, als noch bis zum Knopf hinauf zu steigen, der über der Laterne angebracht ist und aus dem man geradezu nur ins Blaue sieht.

Mit dem letzten Tritt, welcher erleuchtet durch eine Lampe des Führers von der in die Gruft führenden steinernen Treppe herabgethan wird, verschwindet die umgebende Dunkelheit, und der Eintretende sieht sich in einer großen, hochgewölbten und mit zwey Reihen Säulen unterstützten Halle, durch deren große Fenster das Tageslicht einfällt. Das Ganze ist grandios, und so einfach würdevoll angelegt, daß man zu ernsten Betrachtungen geführt,

und zu glauben veranlaßt wird, in einer geheimnißvollen unterirdischen Kirche zu seyn.

Hier im Centro erhebt sich der weißmarmorne Sargophag, in welchem Nelson in dem Mastbaume des Orients liegt *); dieser Seeheld, dessen Erwähnung noch jetzt bey jedem Engländer den freudigsten Enthusiasmus erregt. Auf beyden Seiten sind Inschriften, die auf der einen seinen Stand und Nahmen, auf der andern seine unsterblichen Thaten mit goldenen Buchstaben verkündet. Oben auf liegt auf 9 Kanonenkugeln der mit 3 Schwungfedern ebenfalls in Marmor gearbeitete Vicomts-Hut.

Nur einige Schritte davon theilt mit ihm die Stille des Grabes, Admiral Collingwood, der sein

*) Nach der siegreichen Schlacht von Abukir ließ der englische Schiffs-Capitän Hallowey, noch in der Bay durch seinen Schiffs-Zimmermann aus dem aufgefischten großen Maste des feindlichen Admiralschiffs, l'Orient von 120 Kanonen, das in die Luft geflogen, einen zierlichen Sarg arbeiten und schenkte ihn Nelson mit einem Schreiben von ungefähr diesem Inhalt: Admiral! Hier nehme ich mir die Freyheit Ihnen einen aus dem großen Mast des Orients gezimmerten Sarg zu übersenden, damit, wenn sie einst diese Erde, den Schauplatz Ihrer glorreichen Thaten verlassen, Sie noch in den Trophäen Ihrer Siege ruhen mögen. Daß aber Sir! dieser Zeitpunct noch lange von Ew. Herrlichkeit entfernt seyn möge, wünschet innigst ꝛc.

Kampfgenoß in der Schlacht bey Trafalgar am 21. October 1805, wo Nelson blieb, war, und nach dessen schwerer Verwundung das Commando übernahm.

Der dritte der in diesem Tempel des Ruhms seine Urstätte genommen, ist der große Baumeister desselben, der Ritter Christopher Wren. In einer Nische an der Mauer, mit einem eisernen Gitter davor, ist sein Grabmahl durch einen länglichen einfachen Stein bezeichnet. Man hat schon oft in Schriften gefabelt, daß auf demselben die Worte eingegraben wären: Wanderer! suchst du mein Monument, so blicke um Dich; denn ich habe es mir in diesem Tempel gestiftet, den ich zur Ehre des Höchsten erbaute." Obwohl diese Worte die Wahrheit sagten; so ist dennoch unwahr, daß sie sich da befinden; gegentheils steht nichts auf dem Steine, als: *)

†

Here lieth
Sr: Christopher Wren K. T.
the Builder of This cathedral
church of St: Paul et:
who dyed
in the Year our Lord
MDCCXIII.
and of his Age XCI.

*) Hier liegt Sir Christoph Wren, (das K. T. soll

Wren war der größte Architect seiner Zeit und aufgefordert worden, den Plan zur Wiederaufbauung der, durch den großen Brand gänzlich zerstörten Kirche einzureichen. Dieß that er, und lieferte ein Modell, das noch jetzt sich in der Kirche befindet und dessen Idee man der jetzigen Ausführung vorziehen will. Allein die damahligen Zeloten (wenn und wo gibt es deren nicht?) verwarfen es, weil ihm die Kreuzesform mangelte, und also die Sache zu heidnisch vorkam. Sir Christopher fügte sich und erbaute sie, wie sie nun steht, ähnlich der zu St. Peter zu Rom. Und man muß gestehen, daß es kaum möglich seyn dürfte in dieser Bauart etwas Edleres und Vollendeteres zu erschaffen, und in so kurzer Zeit zu beendigen. Am 21. Juny 1670 legte Wren den ersten Stein und 1710 war das Gebäude von ihm beendigt, während an der Peterskirche unter zwölf verschiedenen Architecten hundert fünf und dreyßig Jahre gebauet worden.

N e w g a t e.

Geht man von der Pauluskirche die Warwich-Straße hinauf, so findet man sich sehr bald dicht

knigt, Ritter, heißen) der Erbauer dieser Cathedralkirche von St. Paul 2c., welcher starb in dem Jahre 1713 und seines Alters im 91.

vor dem berüchtigten Gefängniß von Newgate, wo die schweren Verbrecher vor Gericht gezogen, und auch dort oft gehängt werden. Das Gebäude besteht aus zwey Häusern, welche mit einer starken und hohen Mauer, wodurch innen ein Hof gebildet wird, zusammenhängen, aber auch durch eine andere von der freyen Communication unter sich getrennt sind. Das, wenn man davor steht links, ist das Gefängniß und der Richtplatz, das rechts zu den Sitzungen bestimmt.

Es war gerade ein Tag gewählt worden, an welchen ein Urtheil gefällt wurde, und nach Zahlung eines Schillings für die Person gelang es uns — meinem Reisegefährten und mir — in dem ersten Stock in einen voll Zuschauer gepfropften Gang gelassen zu werden, von dem man herab, wie aus einer Loge des ersten Ranges ins Parterre auf das ernste Schauspiel sah. Dieser untere Raum war ein Saal in Gestalt eines länglichen Viereckes. Oben quer vor saßen, erhöht, etliche Richter mit Mänteln, Perrücken und dem ganzen Costüm aus der Zeit Elisabeths; neben ihnen standen einige Advocaten, die in ähnlicher Tracht bald Acten laut lasen, bald noch heftiger sprachen und dazu eifrig gesticulirten. Auf der einen Seite saß die Jury auf Bänken, die sich amphitheatralisch erhoben, unten aber

nahe an der Thür ging eine Art breiter Gallerie (ganz so wie der Ladenstand in deutschen Kaufläden ist, der den Käufer vom Verkäufer trennt) über die Breite des Saals. Hinter dieser stand der Delinquent, eine reinlich angezogene Frauensperson von etwa 45 Jahren. Ihre beyden Hände hatte sie auf die Gallerie gelegt und sah in einen ziemlich großen metallenen Spiegel, der auf derselben fest gemacht war. Dieß ist eine vorgeschriebene Stellung. Im Hintergrunde ließen sich einige Polizeydiener blicken.

Diese Frau war angeklagt worden, ihrer Herrschaft, bey der sie 11 Jahre gut gedient hatte, Wäsche und Silberzeug entwendet zu haben. Hier ein Todes würdiges Verbrechen! Die Sitzung hatte schon vor unserer Ankunft geraume Zeit gedauert, und es entfernte sich, um das Urtheil zu berathen, die Jury durch eine Nebenthür, kam nach kurzer Frist zurück und sprach stehend einstimmig ihr „schuldig zum Tode“ aus. — Entsetzlicher Moment für die Unglückliche, welcher die langen Jahre eines treuen und rechtschaffenen Wandels nicht den Fehltritt eines Augenblicks zu entschuldigen oder nur zu mildern vermochten! Sie ward sogleich zitternd und mit Todesblässe überdeckt, von den Polizeydienern durch einen unterirdischen Gang nach dem gegenseitigen Gefängnisse abgeführt, in dem abgesondert von

einander, bis zum nächsten Dienstag die Verurtheilten verwahrt werden. Von hier thun sie in wenig Schritten ihren letzten Gang, denn sie treten da auf einen nach dem Platz von Old Bailey zu weisenden niedrigen Balkon — der Henker legt ihnen den Strick an, der Boden sinkt unter ihnen und — um ihre Marter zu verkürzen, stehen ihre nächsten Verwandten oder Freunde hier und ziehen sie an den Füßen. Ueber die schauderhafte Scene schlüpften wir hinweg.

Interessanter muß es Psychologen seyn, während oben Gericht gehalten wird, unten im Hofe die versammelte Menge beyderley Geschlechts zu beobachten, welche demjenigen der drinnen vor dem fürchterlichen Spiegel steht auf irgend eine Weise nahe zugethan ist, und auf das Wort des Todes oder Lebens; guilty oder no guilty horcht. Wohl ist dieser Haufen meistens aus der entartesten Hefe des Volkes, oft selbst Räuber und Mörder, und mit Galgenphysiognomien ausgestattet; aber erfreulich ist's dem Menschenfreunde zu bemerken, wie bessere, ja edle Gefühle, wenn auch nur auf kurze Zeit, die Gedanken niedriger Leidenschaft oder rohen Stumpfsinnes und Gleichgiltigkeit verdrängen und selbst in dem am tiefsten Gesunkenen den Stempel besserer Abkunft verrathen. — Erst sich eifrig im summenden Geräusch über die

Wahrscheinlichkeit für und gegen die Freygebung des Angeklagten berathend, werden sie stiller, bedenklicher, gespannter, je mehr der Zeitraum der Entscheidung naht. Es ist einigen unter ihnen gelungen, sie haben das Eintrittsgeld zusammengeschossen, sich unter die Zuschauer zu mischen, sie bringen zuweilen Bericht vom Gange der Verhandlungen. Hiernach schon klären sich die Gesichter auf oder verdüstern sich bemerkbar. Endlich hören sie das Geräusch der zurückkehrenden Jury, die Stille des Grabes tritt im Hof ein, der Athem wird angehalten, dicht an das Gebäude gedrückt auf den Zehen mit hohem empor gestreckten Halse lauern sie, ob kein heilbringender Ton zu ihnen herabschallt. — Jetzt öffnet sich die Thür über der, in den Hof führenden, Treppe; der Freygesprochene tritt mit allen Zeichen eines neugewonnenen Lebens heraus, er steigt die Stufen herab, die herandrängende Menge stürzt ihm mit lautem Jubelgeschrey entgegen, umarmt ihn, hebt ihn empor, droht ihn mit Liebkosungen zu ersticken, und führt ihn endlich als gerettet, im Triumphe davon. Da werden dankbare Hände zum Allmächtigen erhoben, Thränen freudiger Theilnahme geweint. — Aber wenn sie sich, die Gnadenpforte nicht aufschließt, wenn ein dumpfes Geräusch verkündet, daß der Gefangene, den Weg des Todes geführt wird, da —

starrt ihr Auge gläsern aus seiner Höhlung, tief drücken sich die buschigen Augenbraunen herab, ein verhaltener Schmerz zuckt um den Mund und einzeln und düster verlassen sie den traurigen Hof, indem sie die schaurigen Worte: „nun den Dienstag" langsam vor sich hin murmeln.

Die Bank und die Börse — Mansionhouse. — Guildhall. — Hauptpost.

Die Bank, diese in der ganzen Welt bekannte Nationalanstalt, auf welcher der Flor Alt-Englands beruht, ist ein ungefähr 80 Fuß langes nur eine Etage hohes, sehr einfaches, aber in gutem Styl erbautes Gebäude. Georg Sampsons begann es im Jahre 1732. Es hat zwey Flügel und im innern Raum eine schöne Collonade jonischer Ordnung. Unter den vielen geräumigen Zimmern, Comptoirs und Sälen darin, die alle mit arbeitenden Offizianten besetzt sind, die bald Geld zählen, Barren wiegen und große Summen in ungeheuere Bücher tragen, zeichnet sich besonders die große 79 Fuß lange und 40 Fuß breite Halle aus, welche das Licht von oben durch eine Kuppel empfängt, und in deren Mitte die marmorne Statue Wilhelm des Eroberers steht.

Außer dem scheint auch selbst für Nichtkaufleute der große Geldkeller einiger Betrachtung werth. Er ist im Hofe, die Fallthüre dazu, ohne Treppe, unter dem Säulengang. Von hier werden, vermittelst eines Kranbalkens, die zuvor bezeichneten Geldfässer und Barren hinabgelassen. Drey Beamte sind dabey gegenwärtig und tragen jedesmahl den Act ausführlich zu Protokoll. Mehr als dieß aber sichern den Mamon die ungeheueren dicken eisernen Doppelthüren, an denen eine wahre Batterie von Schlössern, die das Labyrinth schließen, angebracht sind. Der Keller soll unter dem Nieveau der Themse stehen, man erzählt, daß ein kleiner unterirdischer wohlverwahrter Canal bis zu ihm führe, dessen Schutz sich dann durch einen Mechanismus öffne und das Wasser sogleich den Keller über die Hälfte erfülle, wenn jene Schlösser mit Gewalt und nicht durch Schlüssel eröffnet würden. Sey dem wie ihm wolle, so viel ist gewiß, daß seit 1780, wo bey dem großen Aufstande das Volk die Bank stürmen und plündern wollte, alle Abend um 5 Uhr ein Militär-Detachement (die einzigen Soldaten die man in der City sieht) dahin rückt und bis zum andern Morgen die Bank besetzt.

Nicht weit von der Bank, befindet sich die Börse, wo sich die Bankies, große Kaufleute und alle Mäkler des Morgens 11 Uhr versammeln und bey

guten Wetter im Hofe unter einem Säulengange die wichtigsten Geschäfte abmachen.

Als ich nach dem reichsten dieser Herren mich erkundigte, zeigte man mir Herrn Rothschild, der in einem Ueberrock an einer Säule lehnte, umgeben von mehreren seiner Adjutanten, die mit halb offenem Munde auf seine Winke warteten. Ist das Wetter schlecht so begibt sich diese Millionärgesellschaft eine Treppe hinauf, wo das berühmte Lloyds-sche Kaffehhaus ist. Wer jedoch glaubt hier durch den Handelsverkehr der Engländer einen ganz außerordentlichen Kaffeh zu genießen, der irrt gewaltig. Hier werden nichts als „Stock" genossen, das sind die Staatspapiere, welche durch Fallen und Steigen arme und reiche Leute machen.

Zwar ist hier alles von Mahagony, aber elegant oder auch nur leidlich sieht dennoch das sogenannte Kaffehhaus nicht aus. Was kümmert dieß aber den Bewohner der City, der hier die noch feuchten New Papers (Zeitungen) in ihrem Royal-Folio in die Hand faßt und Kaffeh, Weib und Kind vergessend, sich breitschrötig mit ausgespreitzten Beinen auf eine der ungepolsterten Bänke hinwirft, welche an den Fenstern, wie bey uns in Schenken angebracht sind; oder an das Ende des schmalen Saales tritt, um die eben angekommenen auf Handel und Wandel Bezug ha-

bende Berichte an die Regierung zu lesen, die diese stets hier anschlagen läßt. Oefter thun dieß auch die Kaufleute, wenn es nähmlich zu ihrem Vortheil ist; weil sie vielmahls aus entfernten Ländern eher als Gouvernemente Nachricht bekommen.

In demselben Theile der City, wo die Bank und Börse liegen, dieß ist ungefähr im Mittelpunct derselben, befindet sich Mansionhouse, Guildhall, das große Postamt und das Monument.

Mansionhouse ist die Residenz des jedesmahligen Lordmajors, der ersten Magistratsperson von London. Hier nimmt er am Tage seines feyerlichen Aufzuges, jeden 9. November, seine Wohnung ein. Der Pallast ist aus Portlandssteinen erbaut, ward 1639 begonnen und 1752 geendigt. Der Portikus an demselben mit 6 korinthischen Säulen und 2 Pfeilern derselben Ordnung auf jeder Seite ausgestattet, gibt der Fronte ein würdiges Aeußere, daß sich dem Schönen noch mehr nähern würde, wäre die unansehnliche Thüre daraus verbannt, welche die beyden bis ans erste Stockwerk zum Haupteingange reichenden Treppen verunstaltet. Die Zimmer im Innern sind reich verziert, doch im Geschmack der Zeit Elisabeths. Unter ihnen bemerkt man die sogenannte ägyptische Halle, ein Saal der die Frontlänge und die Höhe zweyer Etagen hat. In diesem gab der Lord-

major im Jahre 1814 dem Kaiser von Rußland und König von Preußen ein prächtiges Ballfest.

Ist der Wohnung des Großbürgermeisters von London gedacht worden, so würde es ungerecht seyn, das Rathhaus dabey zu vergessen, Guildhall genannt. Die Statuen von Beckford, dem Grafen Chatam u. a. schmücken die Fronte, den großen Saal desselben aber die Monumente, welche zu Ehren Horatio Nelsons und William Pitts errichtet sind. Auch hier wurde von dem Magistrat der City den hohen Verbündeten ein großes Fest gegeben.

Will man vom Mansionhouse nach dem Monument gehen, so führt der nächste Weg durch Lombardstreet, wo die Hauptpost ihren Sitz hat. Es dürfte wohl der Mühe werth seyn auf diese, in ihrer Art größte Anstalt der Welt einen flüchtigen Blick zu werfen. Ueberhaupt tragen in England alle National-Einrichtungen einen Stempel der Größe, etwas Ungeheueres an sich, das man vergebens in andern Ländern sucht. Darum wer sich von dem höchsten Grade menschlicher Erfindung und Betriebsamkeit, und von der möglichsten Ausdehnung derselben einen Begriff machen, wer Dinge sehen will, die dem menschlichen Geiste, seiner Kühnheit und Thätigkeit zu solcher Ehre gereichen, daß sie uns zur Bewunderung hinreißen, der muß nach London gehen. Wer

dagegen an physischen Genuß in mannigfach glänzenden Tand seine Freuden setzt, der betrete die englischen Küsten nie, sondern reise nach Paris, denn nur dort wird er seine lüsterne Begierde am besten befriedigen können.

Die Generalpost ward zuerst im Jahre 1660 errichtet und das Haus für selbige erbaut. In dem großen Hofe, der einen Durchgang hat, befindet sich Fenster an Fenster, bey denen in ihren Bureaus die Officianten sitzen. Unter diesen Fenstern laufen wie Röhren lange hölzerne Kasten fort, die mit starken Schlössern verwahrt sind. Diese dienen zur Aufbewahrung der Briefe, welche von London allein aus 47 Empfangshäusern, täglich durch Postbothen hierher gebracht und nach der außen an den Kisten befindlichen Etikette sortirt, hineingelegt werden. Linker Hand ist Westindien mit Süd- und Nordamerika. — Rechts Ostindien und Afrika. — In der Mitte Europa und die Inseln. Oben im Durchgange etwa 6 Ellen von der Erde sieht man eine große runde Scheibe, ähnlich der Form hundertjähriger Kalender, welche nur durch einen inwendig angebrachten Mechanismus, sobald eine Post angekommen, die Anzeige davon in dem bisher leer gewesenen vertieften Felde erscheinen läßt.

Außer der Hauptpost ist in demselben Gebäude noch

die erste Two=Penny=Post stationirt. Die zweyte Expedition davon findet man in Gerrard Street. Diese beyden Posten, die für den Preis von etwa 4 Pfennige einen Brief sowohl aus einem Ende der Stadt ins andere, als selbst im Kreise von 3 deutschen Meilen um dieselbe, zu fast jeder Stunde des Tages, versenden, haben 127 Häuser zu deren Aufgabe. Nimmt man an, daß in jedem Hause nur täglich 100 Briefe aufgegeben werden, so gibt die Tages=Correspondenz Londons und dessen nächste Umgebung allein 12700 Briefe.

Der Tower.

Niemand, der London besucht, wird unterlassen, den Tower zu sehen. Nicht sowohl um die Merkwürdigkeiten desselben zu betrachten, denn diese ließen sich in ähnlicher Art wohl noch in andern Hauptstädten finden, sondern um mit eigenem Fuße einen Ort zu betreten, der der Schauplatz so vieler interessanter, leider meist immer gräulichen Ereignisse der englischen Geschichte gewesen ist. Gleich über dem Thore des Hauptganges, der die Tiefe des diese kleine Festung umgebenden Walles hat, sieht man zwey vergitterte Fenster; sie gehören demselben Zim=

mer, in welchem Richard der III. die beyden Söhne seines Bruders ersticken ließ.

Das Ganze, wie es jetzt steht, ist eine Menge unregelmäßiger Gebäude am östlichen Ende der City, nahe der Themse gelegen, von einem starken bastionirten Wall umgeben, von welchem ein tiefer Wassergraben den Zugang erschwert.

Wilhelm der Eroberer erbaute zuerst den sogenannten weißen Thurm 1076. William Longcham, Bischof von Ely und Kanzler von England, ließ 1190 unter Richard dem I. mehrere Gebäude um denselben aufführen und sie mit Wallgräben umgeben; wozu 1240 Heinrich der III. noch Bollwerke fügte, wahrscheinlich in der Absicht seine Unterthanen auf diese Art besser im Zügel der Regierung zu halten. In jedem Jahrhundert thaten die folgenden Herrscher etwas für ihren Tower, je nachdem ihr Gemüth beschaffen war, und so erbaute Eduard der III. eine prächtige Kapelle, während Carl der II. für Verstärkung der Werke und Vertiefung des Grabens Sorge trug. Drey und siebzig Kanonen sind jetzt auf den Wällen aufgefahren und verkünden durch ihren Donner der Stadt festliche Ereignisse: sie werden besonders zum neuen Jahr, an des Königs Geburtstag u. s. w. gelöst.

Seit der Regierung Georg des II. sind in dem

Innern des Towers die Kronjuwelen, die Rüstkammer, das Zeughaus für die Infanterie und die Münze; auch werden Personen, die großen Staatsverbrechen angeklagt worden, dort verwahrt. Dr. Watson saß da bis zu seiner Lossprechung in dem oben erwähnten berüchtigten Zimmer. Zwar ist eine starke Militärwache beym großen Eingange des Tower (der kleinere ist nach der Themse zu und heißt die Verbrecherthüre, weil von dort die Staatsverbrecher auf einem Boot bis an dieselbe gebracht werden), aber das Innere der Gebäude bewahren die Yseomen oder Ochsenfresser *), welche auch Fremde herumführen. Sie tragen eine abenteuerliche Tracht verflossener Jahrhunderte: aufgestutzten runden Hut mit bunten Bändern behangen, eine Art rothen Koller, worin Leib und Rücken bedeckend das englische Wappen zweymahl in Gold gestickt prangt, Schuh und Strümpfe und einen kleinen Krötenspieß an der Seite. Der letztere aber hängt nicht unberührt da, wie andere Galanteriedegen es friedlich gewohnt sind; sondern sobald der Ochsenfresser mit dem Herumgeführten

*) Der gemeine Haufen nennt sie so, durch Berfeaters of the king, d. h. des Königs Ochsenfresser. Eigentlich aber sind eine Schar Trabanten, die zur Bewachung der königlichen Schlösser bestimmt sind, und dort wohl mehr essen als wachen.

in ein Zimmer tritt, entblößt er denselben mit spanischer Grandezza.

Das erste Stockwerk des weiten Towers enthält zwey große Säle, in denen Säbel, Schwerter, Degen, Dolche, Pistolen, Schilde und andere Waffen in abwechselnden Arabesken geordnet, ringsumher den Wänden eine sonderbare aber recht gut aussehende Tapete gewähren. Der Raum selbst ist mit sogleich brauchbaren Flinten angehäuft, deren Zahl sich über 800000 beläuft, die ungerechnet, welche noch außerdem in Kisten, zehn allemahl zusammengepackt auf dem Fußboden stehen. Diese, die alle Wochen zu Schiffe gebracht und aus den Fabriken ergänzt wurden, glaubte man für die südamerikanischen Insurgenten bestimmt. Es befand sich auch wirklich ein Oberst ihrer Truppen in London, der für sie mit Erfolg, schon gediente Soldaten warb.

Die Säle des zweyten Stockes enthalten Geräthschaften des Seedienstes.

Wendet man sich, aus dem Thurm tretend, südlich, und steigt sodann in einem langen, alten, winkeligten Gebäude eine Wendeltreppe hinauf, so befinden wir uns in einer Gallerie mehrerer Zimmer, die besonders die spanischen Waffen enthalten, welche in dem Siege über die berühmte Armada erobert wurden. Wer sich erinnert, daß damahls von 132 feindlichen



Schiffen, die England zu unterjochen ausgesendet waren, die Engländer 60 theils nahmen, theils verbrannten, über 20000 Mann tödteten oder sich ihrer bemächtigten, der kann sich von der Waffenmenge einen Begriff machen. Schön und sauber ist die Arbeit, besonders der Officier-Lanzen, an denen in getriebenem Metall die Thaten des Herkules oder ähnliche Gegenstände der Mythologie vorgestellt sind.

Eine schauderhafte Merkwürdigkeit ist das, in einem Fenster liegende, Beil, womit sowohl der Graf Essex, Elisabeths Günstling, als Anna Boley, Heinrich des VIII. Gemahlinn, ihr Leben verlor. Daneben steht der ungeheure Spatzierstock mit drey Pistolen versehen, welchen derselbe Heinrich führte, wenn er in London lustwandelte.

Ein besonderes kleines Zimmer ist der Darstellung: wie die Königinn Elisabeth 1588 im Lager zu Tilbury ihre Truppen musterte, gewidmet. In einer Art Amazonenkleid sitzt die Königinn in der Stellung zu Pferde, die sie haben mochte, als sie jene, ihre Truppen entflammende Rede hielt. Obgleich Stahl und Gold, Seide und Perlen Ihro Majestät umgeben, auch die Taille hoch und so spitz ist, daß man glauben dürfte sie durch ein Nadelöhr zu zwängen, so sieht sie doch weder lieblich, noch imponirend aus, sondern so häßlich unangenehm als das Schwester-Conterfey in

der Westminster Kirche. So waren also die Höflinge des sechszehnten Jahrhunderts von demselben Schlage als die des neunzehnten; denn sie versicherten der großen aber eitlen Frau, sie überträfe an Schönheit Maria Stuart, welche, nach dem von ihr bey Lebenszeit genommenen Brustbildern zu Hamptoncourt und Richmond allerdings ein Inbegriff von Liebreitz und Anmuth gewesen seyn muß. Ein kleiner ausgestopfter Page daneben, der den Zügel des Pferdes und Elisabeths befiederten Helm hält, spielt eine lächerliche Figur.

Alte Waffen der Ritterzeit, oft von der seltsamsten Art, sind in dem großen Nebensaale aufgestellt. In der Mitte desselben erst die einzelnen Rüstungen vieler Prinzen Englands, dann zu Pferd ganz geharnischt, oft den Helm auf dem Haupte, das Gesicht durch eine, wie man versichert wird, ähnliche Wachsmaske ersetzt, folgende Könige: Wilhelm der Eroberer; Eduard der I. und III.; Heinrich der IV., V. und VI.; Eduard der IV. und V.; Heinrich der VII. und VIII.; Eduard der VI.; Jacob der I.; Carl der I. und II.; Wilhelm der III.; Georg der I. und II. Alle sind wohlgerichtet in einem Gliede. Es ist nicht zu läugnen, daß diese Königsschwadron in dem düstern langen Saale, den die umher hängenden Mordgewehre nur noch grauender machen, etwas Schauerliches hat. Wie dem Grabe entstiegene wahrhafte Rie=

sengestalten, ernst und stumm, halten sie auf den schwarzen Stahl bedeckten Rossen. Auf sie war einst der Blick von Millionen gerichtet, an ihren Lippen hing Leben oder Tod, ihr starker Arm trug das Schlachtschwert voran in den Kampf und ihre Individualität schuf das Wohl und Weh ganzer Nationen. — Jetzt fürchtet diese Rüstungen, die einst die königlichen Glieder deckten, Keiner mehr; denn die einwohnenden Gewaltigen sind dem Daseyn entrückt — Fremde treten zu ihnen und betasten sie neugierig. So vergeht aller Glanz, alle Hoheit dieser Erde!

Eduard der I. hat ein römisches edles Antlitz, rabenschwarze Locken wallen von dem Haupte. Wilhelm der III. trägt dieselbe Rüstung welche Eduard, der schwarze Prinz in der Schlacht bey Crecy trug. Heinrich der VIII. gewaltig groß und dick, nimmt weder in Gestalt noch Gesicht für sich ein.

Bezeugen wir Lust noch die Kronkostbarkeiten zu schauen, so steckt der Yseomen seine Spadille in die Scheide, führt uns die Treppe hinab in ein kleines dunkles Vorhaus, öffnet eine eiserne Thür und schiebt uns in die ägyptische Finsterniß. Hier ist die Hand nicht vor den Augen zu erkennen, überall stößt man an kalte Wände oder eiserne Gitter; verwundert entschließt man sich ruhig stehen zu bleiben und

die Sache abzuwarten. Da flimmert ein Licht im Hintergrunde auf, und wenn das geblendete Auge sich allmählig wieder zum Sehen gewöhnt, sieht es sich in einem kleinen Gemach, welches einer Theaterloge nur mit dem Unterschiede gleicht, daß sich hier vor der Oeffnung ein starkes eisernes Gitter befindet. Hinter diesem argirt nun beym Kerzenschein eine kleine dicke Madam, indem sie die Kostbarkeiten bis an die eiserne Grenze bringt, und ihren Werth und Bestimmung mit kreischender monotoner Stimme erzählt.

Ein Oberst, Blood, ein unverschämter Räuber, hat zuerst zu diesen großen Vorsichtsmaßregeln die Ursache gegeben.

Er hatte unter Carl des II. Regierung mit noch zwey Cumpanen die tolle Frechheit, am lichten Tage unter dem Vorwand die Juwelen ꝛc. zu sehen, die Zimmer wo sie sonst aufgestellt waren, in der Absicht zu betreten, seine Kostbarkeiten dem damahligen Aufseher, einem schon siebzigjährigen Mann mit Gewalt zu entreissen. Kaum kam die große Krone an die Reihe des Vorzeigens, als Blood mit seinen Genossen den Alten, der sich ritterlich wehrte, verwundete und endlich knebelte, worauf sie sich mit der Krone und einem Zepter, da Lärm im Tower entstand, aus dem Staube machen wollten.

Allein man setzte dem saubern Obersten nach, und er warf, um sich zu retten, bald Stück vor Stück von sich. Viele Juwelen, die absprangen, gingen dadurch verloren. — Aber, wie es in der Welt geht, Blood, der Anhang hatte, ward nicht nur begnadigt, sondern erhielt noch eine lebenslängliche Pension von mehreren 100 Pfund, während jener brave Mann, der hart verwundet worden, ein Geschenk von 9 oder 12 Pfund Sterling bekam.

Unter der Menge der vorgezeigten Schätze sind zu bemerken: die auf Carl des II. Befehl verfertigte Reichskrone; sie wird, ohne den unschätzbaren, über eine welsche Nuß großen, rohen Robin, 1,000,000 Pf. Sterl. taxirt. Eine andere, in der ein Aquamarin ist, den man allein 100,000 Pf. schätzt. Die Krone des Prinzen von Walles, die im Parlament vor ihm hingesetzt wird, ein Zeichen, daß er noch nicht berechtigt sey sie tragen, und ein großes goldenes Kreuz mit Perlen, und Diamanten bedeckt. Der goldene Reichsapfel und Scepter, dessen sich zuerst bey der Krönung Eduard der Bekenner bediente. Endlich ein goldener Adler, wovon der Hals das heilige Krönungsöhl enthält, und der goldene Löffel, in welchen dieß der Bischof zur Salbung gießt. Der ganze Schatz, wovon hier nur etwa die Hälfte aufgezählt ist, wird ohne mehrere unschätzbare Steine auf drey

Millionen Pf. Sterling oder achtzehn Millionen Thaler angegeben.

Die Münze, deren große Gebäude anstoßen, wird nicht gezeigt.

Außerdem sind noch im Tower Löwen und andere wilde Thiere zu sehen, denen wir für dießmahl keine Zeit schenken konnten.

Ueber
Nizza und den Umgebungen.

1.

Schilderung der Gegenden von Frejus und Cannes. — Der Golf von St. Juan, Bounaparte's Landungsplatz. — Das Varthal. — Nizza's landwirthschaftliche Umgebung.

Hat man zwischen Frejus und Cannes den Estrelle, das letzte mächtige Vorgebirge der Seealpen, das mit seinen wilden Klippen die westliche Grenze des Golf von Juan bildet, überstiegen; so tritt man in ein Küstenland, durch Clima und Erzeugnisse weder Frankreich noch Italien, durch Sprache und Sitten seiner Bewohner beyden angehörig, durch Kriegsglück und Convenienz der Höfe bald dem einen und bald

dem andern dieser Nachbarländer zugetheilt. Nur der Landstrich von Estrelle bis zum Var ward von jeher als ein Theil der Provence angesehen; aber auch hier bewährt sich nicht der Strom, sondern das Gebirge als die natürliche Grenze, wenn von solcher überhaupt unter Ländern, und nicht unter Völkern nur, die Rede seyn darf.

Schon am östlichen Abhange des Estrelle weht eine mildere Luft. Von hier an erreicht der Olivenbaum, im Languedoc beynahe nur ein Gesträuch, in der Provence einer mittelmäßigen Weide ähnlich, die Größe eines hochstämmigen Baumes. Die Pinie, die mit jenem überall die Nähe des mittelländischen Meeres ankündigt, verbreitet in einem weiten Umfange ihre schirmförmige Krone. Die Orange, die Palme sogar gedeiht im Freyen, und alle Jahreszeiten erzeugen in ununterbrochenem Wechsel Blüthen und Früchte. Mehr oder weniger gehören diese Vorzüge eines unter gleichem Breitengrade ungewöhnlich milden Klimas dem ganzen Küstenlande zu, das zwischen den Alpen und dem Meere eingeengt und von Bergströmen und vorspringenden Felsenrücken vielfach durchschnitten, sich vom Estrelle bis nach Savona hinzieht.

Die Bewohner von Hieres rühmten sich der gleichen Gunst des Himmels; aber der strenge Win-

ter von 1819 — 1820 bewies, daß sie sich täuschten. Eine einzige kalte Nacht zerstörte den Reichthum ihrer schönen Küste, indem sie die meisten Olivenbäume und alle Orangen tödtete. Jenseits des Estrelle litten jene gar keine, und diese nur geringere Beschädigungen. Eine reiche Aussicht gewährt, besteigt man die westliche Seite des Vorgebirgs, der Republik auf die weite, fruchtbare Ebene, in der Frejus mit den Trümmern seines alten Amphitheaters liegt, auf die Ueberreste der römischen Wasserleitung, die zwischen der Stadt und dem Gebirge in vereinzelten Bogen und Säulen aus Wiesen und Feldern hervorragen, auf das Meer und auf die links zwischen unzähligen Klippen wie kleine Inseln zerstreuten, angebauten Flecken. Oben und an der Südostseite ist es öde und wild. Ringsum nackte Felsengipfel, hinter welchen hin und wieder die mit ewigem Schnee bedeckten Häupter der Alpen sich erheben; an den Wänden des Gebirges lange Strecken mit verkrüppeltem Nadelholze bedeckt, dessen Anblick um so unerfreulicher ist, da es meistens noch die Spuren des Brandes an sich trägt. Einsame Hirten pflegen es, der Drohungen des strengen Gesetzes ungeachtet, anzuzünden, um ihren Heerden bessere Weiden zu verschaffen. Hier hausen wilde Katzen, einige verwilderte Menschen und Wölfe, die der Hunger nicht

festen furchtbar macht. Vor wenigen Jahren noch sollen einige Gensdarmen sammt ihren Pferden die Beute derselben geworden seyn. Den unangenehmen Eindruck vollendet der Gedanke an die Unsicherheit der Gegend, die von jeher durch ihre Einsamkeit und durch ihre Lage in der Nähe der Grenzen dem Räubergesindel beyder Länder gelegene Schlupfwinkel both. Nur unvollkommen hat die Wachsamkeit der Regierung dem Uebel steuern können, und noch jetzt werden Curiere und die Reisenden, die es verlangen, von Gensdarmen begleitet, die außerdem auf der Höhe einen Posten haben, um auf dem Weg von Frejus nach Cannes in jeder Richtung Patrouillen auszusenden.

Endlich steigt man in eine sumpfige Niederung hinab, hier le lac genannt. Nur ein unbedeutendes, im Sommer oft ganz verschwindendes Bergwasser durchströmt sie; aber im Herbste und Frühling nach starken Regengüssen verwandelt es sich wirklich in einen See, und versperrt dann, wie noch im Aprill dieses Jahres geschah, auf einige Tage den Weg nach Italien.

Je reitzloser die letzte Hälfte des Weges von Frejus war, um so erfreulicher überrascht der Anblick von Cannes, mit der langen Reihe freundlicher und — für das südliche Frankreich besonders — ungewöhnlich

reinlicher Häuser dicht am Golf von Juan, mit seinen hochstämmigen Pinien und Olivenbäumen und der Aussicht auf die nahe gegen überliegende Insel St. Margarita, die mit den weißen Mauern ihres Schlosses und ihren Gebüschen eher einer Gartenanlage als einem vormahligen Staatsgefängnisse ähnlich sieht.

Lange war der Golf von Juan nur wegen seiner guten Ankerplätze und seines Reichthums an Fischen bekannt; die Ereignisse der neuesten Zeit haben ihm einen welthistorischen Nahmen gemacht. Auf dem halben Wege von Cannes nach Antibes erblickt man dicht am Meere das Zollhäuschen, bey dem an 20. März 1815 Bounaparte ans Land sprang und dem Wiener Congresse sein Ende verkündigte. Ein schmaler Fußpfad führt von da zwischen Hecken und Gebüschen zur nahen Heerstraße. Hier, wo sich beyde vereinigen, brachte er die erste Nacht nach seiner Landung, an einem Wachfeuer unter seinen Begleitern gelagert, zu; gab dem zufällig vorbeyziehenden Prinzen von Monaco Audienz; erfuhr das Fehlschlagen seines Versuches auf Antibes, die Verhaftung seiner Abgeordneten, und daß die Besatzung gegen ihn unter den Waffen stehe, und schlug, unbedenklich das Größere wagend, den Weg in das Herz von Frankreich ein. Seitdem einige spanische Abendtheurer an der Spitze einer Handvoll entschlossener

Leute gegen die Monarchien Montezuma's und der Incas auszogen, war nie ein ähnliches Beginnen erhört gewesen. —

Eine kleine Stunde vor Nizza fährt man auf einer langen Brücke, die halb alt und halb neu ist, weil Frankreich und Sardinien sie, jedes zur Hälfte zu unterhalten verbunden sind, über den Var, die Gränze der Provence und der Grafschaft Nizza, und seit dem Frieden von 1814 auch wieder die der genannten beyden Königreiche. Von der Veränderlichkeit seines Laufes soll der Var den Nahmen erhalten haben; er verdient es wenigstens noch jetzt, ihn davon zu erhalten. In einer hier ziemlich breiten Niederung fließt er bald in einem einzigen Bette, bald in mehrere Arme getheilt, und immer neue Canäle wählend, dem nahen Meere zu; in der schlechten Jahreszeit und nach Regengüssen ein mächtiger, reißender Strom, im Sommer ein unbedeutender Bach zwischen flachen, sumpfigen Ufern; die alsdann ihrer ungesunden Luft wegen bekannt und gefürchtet sind. Hier indessen, wie an der Küste von Languedoc, wo die ausgedehnten, unter dem Nahmen der Teiche bekannten Ansammlungen stehenden Meerwassers den benachbarten Luftkreis vergiften, scheint es, als ob sich, der großen Sommerwärme ungeachtet, die verderbliche Wirkung der schädlichen

Ausdünstungen nicht über ihre allernächsten Umgebungen verbreite. Wie nur die Ufer dieser Teiche, sind nur die des Var mit Fiebern heimgesucht, und eine geringe Ortsveränderung, etwa eine Fahrt nach dem nahen Nizza oder nach dem nicht viel entferntern Montpellier, ist in der Regel, auch ohne ärztliche Hülfe, zur Herstellung der Kranken hinreichend. Um so merkwürdiger scheint dieß vielleicht im ersten Falle, da Nizza um nichts höher gelegen ist, als das Varthal.

Kaum hat man dieß verlassen, so wendet sich die Straße links um das Ende der Hügelreihe, die von hier an in geringer Entfernung von der Küste den Meerbusen einschließt, an welchem Nizza liegt. Ein ewiger Frühling schmückt diese mit Rebengeländern, Gärten, Olivenpflanzungen und einer großen Anzahl zum Theil sehr geschmackvoll gebauter Landhäuser in reicher Abwechslung bedeckten Hügel. Hinter ihnen erhebt sich das entferntere Hochgebirge mit seinen Felsenmaßen. Im letzten Hintergrunde ragen einzelne Schneegipfel der Seealpen hervor. Nur der Pallion unterbricht das Amphitheater blühender Hügel. In einem breiten Kieselbette fließt er dem Meere zu; veränderlich, wie alle Bergwässer, in Kraft und Richtung seines Laufes bald so machtlos, daß die dünnen, vielfach getheilten Wasserfäden kaum die Mündung zu erreichen vermögen und sich unter den Kieseln zu verlieren scheinen; bald, und in wenigen

Stunden, ein gefährlicher, jeden Widerstand nieder-reißender Strom. Zwischen seinem linken Ufer und der Küste zieht sich die Stadt bis zu ihrem Hafen hin, der am Fuße der Anhöhen liegt, wo diese sich östlich dem Meere nähern, um auf der andern Seite die schöne, geräumige Bucht von Villafranca zu bilden.

2.

Ursachen des milden Climas von Nizza. Hier wohnender Geist Alt-Roms. — Straßen und Wege. — Ein Plan Napoleons. — Merkwürdige Erscheinungen in der Atmosphäre, im Meere und unter Thieren und Pflanzen.

Nur vom Meere aus, zum Theil auch schon auf der gegenüberliegenden Küste von Antibes, wird die eigenthümliche Lage, welcher dieser Winkel der Erde sein ungewöhnlich mildes und dem Breitengrade gar nicht angemessenes Clima zu verdanken hat, erst recht anschaulich. Hier verschwinden die Hügel und Klippen, die in Nizza den Anblick der Seealpen unmöglich machen; hier erscheinen diese ungeheuern Massen, als thürmten sie sich dicht an der Küste zu einer einzigen, ununterbrochenen hohen Eismauer empor. Auf mehreren Puncten der Schweiz biethet der Anblick der Alpenkette ein wunderbares, ein schönes Schauspiel, ein so erhabenes nirgends. Wer das

ungewöhnlich milde Clima kennt, das schon den unmittelbar am südlichen Abhange der Alpen liegenden italienischen Cantone der Eidsgenossenschaft, eben in Folge dieser eigenthümlichen Lage zu Theil wurde, dem wird bey diesem Anblicke sehr einleuchtend, wie einer beschränkten Küste hinter einem zweyten ähnlichen Alpendamme der nähmliche Vortheil in noch weit größerem Maße werden mußte. Er gehört übrigens keineswegs nur der Gegend von Nizza, sondern, aus dem gleichen Grunde, der ganzen Uferstrecke bis nach Savona hin. Schon die Bucht von Villafranca genießt ein merklich milderes Clima, als das nur durch eine geringe Anhöhe von ihr getrennte Thal von Nizza, und dieses, weder das wärmste noch das schönste von den zahlreichen Thälern jener Küste, ist wohl nur darum das bekannteste und besuchteste von allen, weil es — das zugänglichste ist. In den Gegenden von Albenga, wo eine stundenlange mit Palmen bedeckte Ebene Rom und halb Italien mit Palmenzweigen zu den Osterfeyerlichkeiten versorgt, von Vintimille, von Oneglia weht eine mildere Luft, blüht eine reichere Natur als hier; aber die pfadlosen Klippen, hinter welchen sie verborgen liegen, trennen sie von dem übrigen Europa, als wären es Oceane.

Einst, als die große Nation des Alterthums,

die noch in ihrem Sturze des Nahmens würdig blieb, dessen Anmaßlichkeit eine neuere selbst in ihrem Glücke beurkundete, als das römische Volk diese Gegenden beherrschte, war es anders. Es hatte doch eine großartigere Ansicht von seiner geträumten Bestimmung, der Weltherrschaft.

Sie machten die Erde bewohnbar durch Wasserleitungen; sie verschönerten sie durch Gebäude, deren Trümmer noch die Schöpfungen aller folgenden Generationen überlebten; und durch zahlreiche Heerstraßen vereinigten sie Länder, die der Gewalt nur zusammen zu ketten gelungen seyn würde. Auch die nordwestlichen Küsten der italienischen Halbinsel waren durch solche Werke unter sich und mit den benachbarten Gegenden in Verbindung gesetzt.

Von den Straßen, welche die Alpenkette in allen Richtungen durchschnitten, führte eine durch die cettischen Alpen, eine andere längs der Küste hin durch die Seealpen nach Gallien. Von beyden sind nur noch Spuren übrig. In dem Untergange des römischen Reichs wurden die Länder wieder vereinzelt, als hätte irgend eine mächtige Naturbegebenheit sie in weite Entfernungen auseinander gerückt. Die spätere geistliche Herrschaft Roms bedurfte der Heerstraßen nicht; die Befehle desselben, mächtiger als Kriegsheere, weil sie dafür gehalten wurden, ent-

hielt ein leichtes Blatt, und für den Tribut der Völker fanden über das unwegsame Gebirge Maulesel ihren Pfad. Noch jetzt ist es nicht viel anders. Nizza allein von diesem Theile Italiens steht durch einen Landweg mit dem übrigen Europa in einer leichten, sichern und ununterbrochenen Verbindung; auch das unmittelbar mit dem Lande, zu dem es nicht mehr gehört, mit Frankreich. Napoleon, dem vielleicht die Italiener allein von allen Völkern, die er heimsuchte, mehr zu danken als vorzuwerfen haben, hatte den Entschluß gefaßt, durch einige Felsen des Col de Tende einen unterirdischen Weg, der Piemont mit der Grafschaft Nizza verbunden hätte, sprengen, einen andern über die Klippen der Küste hin von Nizza nach Genua führen zu lassen. Dem Erbauer der Straßen über den Mont-Cenis und den Simplon war ein solcher Gedanke erlaubt und die Ausführung desselben zuzutrauen. Schon hatte diese auf beyden Endpuncten des entworfenen Küstenweges, bey Genua und bey Nizza, zu gleicher Zeit begonnen. Schon war die neue Straße in seltener Vollkommenheit, auf dieser Seite bis Montone, auf der andern bis Savona vollendet, als ihn sein Schicksal ereilte.

Jetzt führt von Nizza nach Turin über den Col de Tende ein Weg, der im Sommer fahrbar ist,

und auf dem vom Ende October bis zum May nur Maulesel sich durch den Schnee Bahn brechen, nach Genua, auf der ganzen Strecke von Montone bis Savona, durch Bergströme und über Felsen, unter himmelhohen Klippen und Abgründen hin, in deren bodenloser Tiefe die Brandung tobt, ein Fußpfad, der keine andere Größe bezeugt, als die der Natur.

Das herrliche Clima dieser vom Himmel begünstigten Gegend verdient es, sprichwörtlich bekannt zu seyn. Dem milden, erfrischenden Herbste folgt eine sogenannte schlechte Jahreszeit, die dem Nordländer ein langer Frühling zu seyn scheint, und nur durch einige Stürme und Regengüsse, besonders vom Januar bis zum März, bemerkbar wird. Im hohen Sommer, vom May bis zum September, steigt der Thermometer selten über 25° Reaumur, und sinkt gewöhnlich des Abends auf 18° zurück. Zugleich pflegt alsdann ein erfrischender Seewind zu wehen, verursacht durch den Druck der obern Luftschicht auf die durch die Strahlen der Sonne mehr erwärmte, und verdünnte, die sich unmittelbar über dem Spiegel des mittelländischen Meeres befindet. In den nähmlichen Monathen erreicht der Thermometer in dem den Seewinden verschlossenen Piemontesischen die Höhe von 29 bis 30 Grade Reaumur. Dennoch ist die Sommerwärme auch in Nizza nicht selten

kaum zu ertragen. Das Abprallen der Sonnenstrahlen von den nahen Felsen, von dem ausgedehnten, steinigen Meerufer und dem alsdann fast ganz trockenen, breiten Kieselbette des Pallion verbreitet in der Luft, ungeachtet ihrer an sich gemäßigten Temperatur, eine Gluth, vor welcher die Nizzarden in den innersten Gemächern ihrer Häuser Schutz suchen und nicht immer finden. Oft ziehen, nach solchen heißen Tagen, beym Einbruche der Nacht die Verschmachtenden in großer Anzahl an den Strand, um sich da zu lagern und bis tief in die Nacht hinein und bis zum Sonnenaufgang an der erfrischenden Seeluft zu erquicken. Wer auch nur einen Winter in Nizza zugebracht hat, kann sich darüber nicht wundern.

Schon in dieser rauhern Jahreszeit wirkt die Sonne hier so mächtig, und ich bin geneigt zu glauben, mächtiger als jenseits der Alpen im Sommer. Wo ihre Strahlen hintreffen, da ist es heiß, in welchem Monathe es sey. Keine Warnung richten daher die Eingebornen so oft, und keine mit so gutem Grunde an Fremde, als die: den Sonnenschein zu vermeiden. Der plötzliche Uebergang aus diesem in den verhältnißmäßig kalten Schatten hat unfehlbar Erkältung zur Folge. Diese ununterbrochene Wirksamkeit der Sonne in Süden erklärt

es wohl, wie der Götzendienst ihrer Anbether entstehen konnte. Der erste Anschein läßt den Ursprung desselben in Norden vermuthen, wo die Sonne um so erfreulicher seyn sollte, je seltener sie sich zeigt; er findet sich aber immer in Süden, und ist allerdings leichter zu erklären in Gegenden, welchen sie, fast ohne Unterbrechung, in Wohlthaten und Schrecken ihre Macht zu erkennen gibt.

Nizza ist der Sammelplatz einer großen Anzahl Kranker und Schwacher aus allen Ländern: es verdiente vielleicht auch in höherm Grade, als bisher der Fall war, die Aufmerksamkeit und den Besuch der Naturforscher. Seine Lage auf einer sehr beschränkten Küste zwischen den Seealpen und dem Meere eignet es vor vielen andern Orten zur Beobachtung der beyden großen Werkstätten der Natur, der Luft und des Meeres, und veranlassen außerordentliche Bewegungen, besonders in der Atmosphäre, die Ausnahme von dem regelmäßigen Gange der Naturerscheinungen zu seyn scheinen, und selbst des Layen Aufmerksamkeit zu fesseln vermögen.

So prallen oft die östlichen Stürme, die aus den Schluchten der ligurischen Felsenküste hervorbrechen, von dem im Rücken von Nizza gelegenen Alpen mit einer Heftigkeit zurück, von welcher man sich anders wo schwerlich einen Begriff macht. Vor mehre-

ren Jahren, versicherte ein glaubwürdiger Mann, sey bey einer solchen Gelegenheit ein kleines Fischerfahrzeug, in fünf Stunden von der hiesigen Küste bis zur afrikanischen hinübergeschleudert worden. Die Zuhörer konnten sich des Unglaubens nicht erwehren, und können es vielleicht noch jetzt nicht; aber man versicherte wiederhohlt die Wahrheit des Vorfalls, die, sagte man, durch das einstimmige Zeugniß der Fischer, die eine so unerhörte Reise machten, und von welchen einer sich noch in Nizza befinde, und durch das der Mannschaft eines dänischen Schiffes, welches die Unglücklichen an der Küste von Afrika aufgenommen hatte, außer Zweifel gesetzt worden sey.

Noch am 7. Februar dieses Jahres zeigten sich Veränderungen in der Atmosphäre, die zu den ungewöhnlichsten gehören. Abends um 10 Uhr stieg an diesem Tage der Barometer in Nizza plötzlich um sieben Grade, so daß er das Doppelte der Höhe, auf der er hier bey dem trockensten und heißesten Wetter zu stehen pflegt, erreichte. Zu gleicher Zeit deutete der Hygrometer, im unerhörten Gegensatze zu einem solchen Barometerstande, auf Feuchtigkeit. Mehrere Personen behaupteten am folgenden Tage, um die nähmliche Zeit einen leichten Erdstoß gespürt zu haben. Es ist ungewiß — denn Andere wieder-

sprechen ihnen — ob sie sich täuschten oder richtig wahrnahmen; so viel aber ist gewiß, daß jener ungewöhnliche Barometerstand sechs und dreyßig Stunden lang fortdauerte, während heftige Stürme wehten, die sonst ein sehr niedriger Barometerstand zu begleiten pflegt. Eine dicke Luft bedeckte dann das Meer. Kein Tropfen Regen fiel, und am 10. Februar erst erlangte die Luft ihr gewöhnliches Gleichgewicht.

Einen unerschöpflichen Reichthum an Erzeugnissen biethet das Meer. Herr . . . t von den Naturforschern in Paris und Edinburg gekannt und geachtet, der ein geschätztes Werk über die Fische des mittelländischen Meeres geschrieben hat, zeigte mir mehrere Arten, die er erst entdeckte, und versicherte, die Zahl der noch zu entdeckenden sey schrankenlos, weil durch die Vermischungen verschiedener Arten immer neue entständen. Viele von diesen pflanzen sich freylich von sich selbst nicht fort, aber andere Vermischungen mit denen, von welchen sie abstammen, oder ähnlichen Gattungen, geben immer neuen ihre Entstehung.

Scheint nicht die Natur selbst, indem sie in dieser Richtung wirkt und ihr großes Schöpfungswerk noch täglich fortsetzt, dem Menschen eine neue Bahn zur Ausbreitung seiner Herrschaft über die Erde anzu-

deuten? Einer, wenn nicht der ersten, doch gewiß der unentbehrlichsten Schritte zu dieser Herrschaft, und mit ihr zur Cultur, war die Zähmung der Hausthiere: doch scheint der Mensch auf seinem Wege in dieser Richtung nur die ersten Schritte, und nach einem langen Stillstande sogar Rückschritte gemacht zu haben.

Die Veredlung der Arten durch Pflanzung und Mischung steht mit der Unterwerfung der wilden Natur im genauesten Zusammenhange. Nur im Pflanzenreiche wissen wir uns einiger Fortschritte dieser Art zu rühmen; denn auch der Liebhaberey des Privatmannes gelingen sie, und ohne übermäßigen Kostenaufwand. Weiter zu gehen, hat selbst der glückliche Erfolg angestellter Versuche die Menschen nicht vermocht. In den ligurischen Gebirgen erzieht der Landmann, uraltem Brauche folgend, durch die Vermischung des Stiers mit der Eselinn ein sehr nützliches Lastthier, Jumare genannt, das mit der Stärke des Stiers die Leichtigkeit und Lenksamkeit des Esels vereinigt. Einem Naturforscher in Turin gelang die Vermischung des Zebra mit dem Esel. Ein neues Thier entstand, an Farbe, Gelenkigkeit und Feuer dem Zebra, an Geduld und Unermüdlichkeit dem Esel gleich. Die Verbreitung eines solchen Thieres würde den Gebirgsgegenden des südlichen Euro-

pas unermeßlichen Gewinn bringen; der, den seine Entstehung der Welt gebracht hat, besteht in dem ausgestopften Exemplare, das in der Naturaliensammlung von Turin zu sehen ist.

Auf die große Mannigfaltigkeit der Pflanzenwelt läßt sich von einem Clima, das an Milde dem von Neapel gleich kommt, und der Nähe eines der höchsten Gebirge der Erde, schließen. Hier wohnen, könnte man sagen, Alpenkräuter und tropische Gewächse nachbarlich zusammen. Orangen mit ihren reifen Früchten bringen den Winter ohne Schaden im Freyen zu. In Florenz und noch in Rom müssen sie sorgfältig gegen die Kälte geschützt werden, und erst bey Fondi, auf dem Wege zwischen Rom und Neapel, findet sich die nähmliche Erscheinung wieder. In einem Winkel der Bucht von Villafranca gedeiht, von hohen Felsenwänden geschützt, wie auf den Südspitzen einiger der pythiusischen und balearischen Inseln der Fall ist, eine völlig afrikanische Vegetation. Im Schatten hoher Palmen wächst hier unser Gartenkohl wild. Den Kaffee- und Zimmetbaum hat Herr . . . t in Nizza zu erziehen versucht. Mit beyden gelang es ihm. Ich gedachte der Vortheile, welche die Cultur dieser und anderer exotischen Gewächse dem Lande bringen könne. „Was erwarten Sie,“ antwortete er mir, „von einem

Volke, bey dem die verständigere und richtigere Behandlung des Weinstockes noch nicht einmahl Eingang zu gewinnen vermag?" — Eine Bewandtniß wie mit dem Weine mag es mit einem andern Stapelartikel dieser Gegenden, dem Oehle haben. Das von Aix in der Provence ist nur darum das vorzüglichste und überall am gesuchtesten, weil man da die Früchte sorgfältig sortirt, ehe man sie in die Mühle schickt. Der Olivenbaum ist der gewöhnliche und ein milderer Himmel begünstigt an der italienischen Küste sein Gedeihen.

Endlich biethet die Küste von Nizza dem Geologen zu Entdeckungen und Betrachtungen den reichsten Stoff. Warme Quellen und sehr merkwürdige Höhlen und Felsenformationen befinden sich im Ueberflusse in ihrer Nähe, und verdienen die Aufmerksamkeit, die manche weniger bedeutende, aber den wissenschaftlichen Forscher zugänglichere Gegenden gefesselt haben. Das Interesse, das diese Felsen erregen, ist um so lebhafter, da sie die mächtigen Zeugen einer verhältnißmäßig neuern, großen Naturbegebenheit sind, die wie der Geschichte der Erde, so der unsers Geschlechts, unmittelbar angehören dürfte.

Diese Küste war einst das Hochgebirge, das die ausgedehnten Länder begränzte, die jetzt den Boden des mittelländischen Meeres ausmachen; Länder, de-



ren rauhere, dem Wellenandrange unerreichbar gebliebene Höhen die Gärten unserer Zone sind. Die Sagen der Völker bezeugen überall ihr einstmahliges Daseyn, die Natur beurkundet es. Daß sie bewohnbar waren, kann nicht bezweifelt werden; daß sie bewohnt wurden, ist schon darum mehr als wahrscheinlich. Wie viele Wissenschaften, wie viele Entdeckungen mögen den Bewohnern der mächtigen Staaten, die dieses Gebirge einfaßte, bekannt gewesen und mit ihnen untergegangen seyn, um von den Enkeln wilder Stämme, die auf ihren Bergen hauseten, nach Jahrtausenden noch einmahl gefunden werden! Aber über ihren unsterblichen Werken jagt jetzt der Hai seine Beute. Auf den Trümmern der Denkmähler, die sie für die Ewigkeit errichteten, bauen Medusen ihr festeres Korallenhaus. Und das ewige Wesen, das der gute Mensch ahnend anbethet, und der beschränkte zu begreifen und zu vertheidigen meint, lebt in seinen mächtigen Werken fort, weder ärmer durch ihren Untergang noch reicher durch ihren Stolz.

5.

Form der Stadt Nizza. — Die Einwohner; die Fremden. — Gewerbsfleiß; Handel. — Bettelgewerb und dessen Ursachen.

Die Stadt Nizza ist in einem Halbkreise um den Fuß eines am Meere schrof emporsteigenden Felsens gebaut, auf dessen Gipfel die jetzt größtentheils geschleifte Zitadelle liegt, und der sie in zwey ungleiche Hälften theilt, die auf der Landseite durch den ehemahligen Wall, auf der Seeseite durch einen in den Felsen gesprengten Weg zusammenhängen. Oestlich liegt die neuere Stadt mit dem Hafen, westlich, am Ufer des Pallion, die ältere. Wenn Smollet diese mit ihren engen, schlecht gepflasterten Straßen als den häßlichsten, schmutzigsten und stinkendsten Ort, der ihm vorgekommen, beschreibt; so sah er dießmahl wenigstens wohl nicht durch die gefärbte Brille, die dem armen Hypochondristen so oft zum Vorwurfe gemacht worden ist. Mit Ausnahme etwa des Corso, der dazu gehörigen Straße und des daran stoßenden Platzes St. Dominico, ist eine solche Beschreibung noch heute passend. Jene, die neuere Stadt, bestehend aus dem in fast regelmäßigen Achteck sich darstellenden Victorsplatze mit seinen Arkaden und den wenigen von ihm ausgehenden Stra-

ßen, hat ganz das kasernenartige Ansehen, das allen durch die Regierungen des vorigen Jahrhunderts auf dem europäischen Continente veranlaßten oder begünstigten Städteanlagen eigenthümlich ist. Beyde werden nur selten von den Fremden bewohnt. Mit Recht ziehen diese den Aufenthalt in den zahlreichen nahen Landhäusern, und besonders in der auf dem rechten Ufer des Pollion, an der nach Antibes führenden Straße gelegenen Vorstadt de la croix de marbre, dem in der Stadt vor.

Unterschiede man die Völkerschaften noch, wie von einigen Alten geschehen ist, nach ihren Hauptnahrungsmitteln, so würden die Bewohner Nizza's, gleich den meisten Südfranzosen, zu den Stockfisch- und Knoblauch-Essenden gezählt werden müssen, was zu ihrer Annehmlichkeit eben nichts beyträgt. Seit der Verwüstung des Orients ist der hohe Norden die Vorrathkammer Italiens geworden, und die Fastengebothe der römischen Kirche haben sie zur unentbehrlichen gemacht. Uebrigens sind die Nizzarden — die, beyläufig bemerkt, die Endsylbe ihres Nahmens so wenig mögen, als die Savoyarden die des ihrigen, und sich lieber Niçois nennen hören, wie jene Savoisiens — also die Niçois, ein weit gutmüthigeres Völkchen, als ihre Nachbarn in Frankreich, wo die brutalité provençale zum Sprichwort ge-

worden ist, aber auch ein noch unwissenderes und ärmeres. Ich spreche von den Bewohnern der Küste; denn die in den Gebirgen sind gänzlich von ihnen verschieden, scheinen sogar ganz andern Ursprungs zu seyn, und ich brauche wohl kaum hinzuzufügen, daß ich auch nur von der Masse des Volkes spreche. Hier, wie überall in Europa, sind die Stände und sogar die Individuen des nähmlichen Landes, ja der nähmlichen Stadt, wesentlicher von einander verschieden, als in andern Welttheilen die Völkerschaften. Ueberall scheinen die kenntnißreichen und gebildeten Landsleute zu seyn, und gern bemerke ich nach dem übereinstimmenden Zeugnisse der Reisenden, daß es solcher in Nizza verhältnißmäßig eine größere Anzahl gibt, als in vielen bedeutenderen Städten Italiens. Möge nun die Nähe Frankreichs und die dreyßigjährige Verbindung mit demselben, oder der Zufluß der Fremden dazu beygetragen haben.

Der Wohlstand Nizza's hält nur mit dem einiger andern Gegenden Italiens eine zu seinem Vortheile ausfallende Vergleichung aus. Der Himmel allein und die Fremden sind es, die ihn begünstigen. Diese pflegen sich vom October bis zum Aprill so zahlreich hier einzufinden, daß sie in der That als die hauptsächlichste Erwerbquelle der Nizzarden angesehen werden müssen. Sie vergrößern die Consunmion in einem weit größeren Verhältnisse

als dem, in welchen ihre Anzahl zu der der Einwohner steht, da sie meistens zu den Wohlhabendsten ihres nordischen Vaterlandes gehörig, von der ängstlichen Sparsamkeit der Südländer nichts wissen. Sie beschäftigen Arbeiter aller Art, und die Häuserbesitzer ziehen von ihnen in jenen Monathen beträchtliche Zinsen für das ganze Jahr. Ihre Anzahl scheint sich mit jedem Winter zu vermehren, und in noch größerm Maaße würde dieß der Fall seyn, scheuten nicht ihrer Viele den halsbrechenden Zug über den Col de Tende oder den weiten Umweg durch Frankreich. Für den Winter 1820 bis 1821 hatten sich allein einhundert und drey und zwanzig Fremde, meistens englische Familien in Nizza niedergelassen, die Menge einzelner sich auf längere Zeit hier aufhaltende Reisender ungerechnet. Dennoch und obgleich die Geneigtheit zu fordern auf der einen Seite nicht geringer seyn mag, als die Leichtigkeit des Bewilligens auf der andern, sind die Preise im Ganzen mäßig. Den Fremden ziehen übrigens nur das Clima und die gesellschaftliche Annehmlichkeit, die er in einer zahlreichen Versammlung anderer Fremden findet, nach Nizza. Besondere Hülfsmittel für Kranke gibt es, außer der größern Leichtigkeit, sich auch in den Privathäusern gewärmte Seebäder zu verschaffen, hier nicht. Den Gebrauch des natürlichen See-

bades, dessen Möglichkeit auch in der wärmeren Jahreszeit Fremde hierherziehen oder wenigstens den Aufenthalt vieler derselben verlängern würde, erschwert ein steiniges und fast überall jäh in die Tiefe sinkendes Ufer. Anstalten aber, die diesem Mangel abhelfen, und wie sie in Norden so häufig getroffen werden, sind ganz unbekannt.

Die Erzeugnisse des Bodens werden nur unvollkommen benutzt. Ein sehr angenehmer rother Wein, nach der ihn hervorbringenden westlichen Hügelreihe Belette genannt, und der des Versuches, ihn zu verführen, würdiger seyn möchte, als provençalische, mit dem man diesen Versuch ebenfalls lang für vergeblich gehalten, und seit einigen Jahren mit Erfolg angestellt hat, wird kaum zur Consumtion hinreichend angebaut, und würde noch besser seyn, wüßte man ihn verständiger zu behandeln. Nizza scheint durch die Trennung vom Nachbarstaate auch der bessern Grundsätze Chaptals über die Behandlung des Weins, die im südlichen Frankreich täglich mehr Eingang gewinnen, verlustig gegangen zu seyn. Daß sich die Nizzarden in Ansehung des Oehles einer ähnlichen Vernachlässigeng schuldig machen dürften, ist schon bemerkt. Zu begreifen wäre außerdem nicht, wie das Provencer-Oehl seinen bessern Ruf und seinen höhern Preis fortdauernd zu behaupten im Stan-

de seyn sollte. Dennoch ist der Olivenbaum dasjenige Erzeugniß ihre Bodens, dem sie die größte Sorgfalt und die meiste Arbeit widmen, und das beyde am reichlichsten belohnt.

Der Ertrag eines ausgewachsenen Olivenstammes soll sich in guten Jahren auf einen Louisd'or belaufen. Wo aber der Boden den Olivenbäumen nicht mehr zu sagt, oder nicht zu Weinbergen und Orangengärten hat benutzt werden können, da ist er schlecht oder gar nicht angebaut. Getreide bringt er nicht hinlänglich zur Consumtion der Bevölkerung hervor. Von den Orangen werden hauptsächlich die Schalen verschifft, zum Gebrauche — f r e m d e r Destillatoren. Im Handel mit den Früchten würde Nizza wohl niemahls gegen die Concurrenz von Sizilien, Malta, Majorca und schon der nahen Küste von Monaca, die sämmtlich bessere liefern, aufkommen können. Der überschwengliche Reichthum an Blumen und wohlriechenden Kräutern, den die nächsten Umgebungen freywillig hervorbringen, und den eine geringe Sorgfalt verzehnfachen würde, diente bis jetzt hauptsächlich, die Gesellschaftssäle der Fremden zu schmücken. Das nahe Graße in der Provence ist in wenigen Jahrzehenden durch den Handel mit Parfümerien, mit denen es Europa und die Colonien versorgt, zu einen blühenden Orte geworden. Nizza,

mit den Vortheilen eines mildern Climas und seines Hafens, bezieht einen Theil der seinigen von daher.

Der Productenhandel von Nizza beschränkt sich beynahe ausschließlich auf Oehl, den Stapelartikel des Landes. Er, so wie das nicht unbeträchtliche Wechselgeschäft, das vorzüglich der Anwesenheit so vieler Fremden seinen Ursprung verdankt, und die Einfuhr der zur Consumtion nöthigen Producte des Auslandes, befindet sich in den Händen weniger Großhändler. Das Uebrige ist Krämerey, die in auswärtigen Fabriken ihren meisten Vorrath, unter den Fremden ihre meisten Abnehmer findet. Die eigene Schifffahrt wird, seltene Ausnahmen abgerechnet, mit Felucken und Tartanen nur an den Küsten getrieben. Die entferntere besorgt das Ausland.

Seitdem eine französische Douanenlinie sich am Var hinzieht, und die Engländer auf diesem Puncte der Küste, wie auf jedem, wo es ihnen möglich ist, ihre Manufacturwaaren im Uebermaße verschleudern, ist auch einiger Schleichhandel im Gange. Er ist beträchtlich genug, um der Sittlichkeit der Grenzbewohner Eintrag zu thun, aber zu unbeträchtlich, um in einem reichen Gewinne für diesen sehr wesentlichen Nachtheil auch nur einen scheinbaren Ersatz zu biethen. Zum Spekulations- oder auch nur zum Commissionshandel, der oft einträglicher ist, als jener, fehlt es

nicht gerade an Kapitalien und eben so wenig an Gelegenheit; denn so gar das Hinderniß, das die schlechten Straßen der leichtern Verbindung mit dem productenreichen Binnenlande und seinen Consumenten entgegensetzten, dürfte durch die bequeme Lage vortrefflicher Hafen fast im Mittelpuncte der nördlichen Küsten des mittelländischen Meeres zum Theil aufgewogen werden, — wohl aber an Spielraum und an Vertrauen. Jenen beengt die große Anzahl der bestehenden Handelsvorschriften; dieses zerstört die schlechte Beschaffenheit der Schuldengesetze. Wehe dem Unglücklichen, der hier in eine Fallitsache geräth! Der Vortheil der obrigkeitlichen Verwalter der Massen steht im umgekehrten Verhältnisse zur Schnelligkeit ihrer Auseinandersetzung, und Vertheilung, und es ist daher sehr begreiflich, daß sie in der Regel eher zu Ende gehen als der Concursprozeß, der über sie geführt werden muß.

Die Mißhelligkeiten, die vor einiger Zeit zwischen Amerika und Frankreich über gewisse Hafenabgaben statt hatten, schienen den Bewohnern der hiesigen Küste nützlich werden zu wollen. Die amerikanischen Schiffer, um den Forderungen der französischen Regierung zu entgehen, brachten ihre Ladungen nach Villafranca, von wo sie auf Feluken nach Marseille und andern Hafen Frankreichs gesandt

wurden. Die Streitigkeit zwischen Amerika und Frankreich wurde jedoch bald ausgeglichen, und der dem Dritten vortheilhafte Zwischenverkehr eingestellt.

Habe ich nur noch der Fischerey, besonders der Thunfischerey, Erwähnung gethan, die eine große Anzahl armer Leute beschäftigt und nährt, so werde ich so ziemlich alle hauptsächlichen Erwerbsquellen der Nizzarden aufgezählt haben; es sey denn, daß man in allen Theilen Italiens noch die Betteley — zu den Zweigen der Nationalindustrie rechnen wollte. In beyden Fällen dürfte die Ansicht um so passender erscheinen, da diese Beschäftigungen hauptsächlich auf Kosten der Fremden bestehen, und wohl die einzigen seyn möchten, die eine dem Lande, wie es jetzt eben ist, vortheilhafte Bilanz ergeben. Die Betteley in Nizza darf um so weniger mit Stillschweigen übergangen werden, da sie einen regelmäßigen Gang angenommen hat, und nahmentlich so bestimmte Wanderungen im Lande veranlaßt, als es die der westphälischen Landleute zu den Erntearbeiten in Holland nur seyn könnten.

Im Herbste macht sich in einem weiten Umkreise um Nizza Alles auf, was nicht arbeiten kann oder will, und zieht am Bettelstabe zur Stadt, wo unterdessen die fremden Ankömmlinge sich zu versammeln

anfaugen. Wehe unter diesen demjenigen, dessen körperliches Wohlseyn auch durch moralische Eindrücke bestimmt wird! Er ist in Gefahr, den Zweck seiner Reise verfehlt zu haben. Neben dem Erhabenen und Reitzenden, das die Natur bildet, erblickt er den Menschen in den widerlichsten Formen seiner Herabwürdigung. Verkrüppelungen und Krankheiten aller Art werden in ihrer ekelhaftesten Gestalt mit aller Ostentation des Elends vor ihm zur Schau gelegt. Wohin er geht, begleitet ihn ein Gefolge von Bettlern. Er darf nicht stehen bleiben, um mit einem Bekannten zu sprechen; sie umringen ihn. Er tritt in ein Haus, in einen Laden, sie belagern die Thür, und gestatten ihm nicht ein zweyter Ausgang auf einer andern Seite die Flucht, so ist er in Gefahr, sie durch schlagen zu müssen. Für ihn gibt es keinen einsamen Spatziergang. Er findet das Elend überall, oder überall verfolgt es ihn. Ich habe acht- bis neun-jährige Kinder, völlig nackt, an ziemlich kühlen Februar Abenden heulend und vor Frost zitternd, auf den Straßen der Vorstädte liegen gesehen.

Was ich von den Erwerbsquellen der Nizzarden gesagt, besteht mehr in Andeutungen der Mittel, welchen sie unter andern Umständen ihren Wohlstand würden verdanken können, als in einer Aufzählung derjenigen, welchen sie einen solchen etwa wirklich

verdankten. Mit einer Erwähnung der herrschenden Betteley habe ich fortfahren müssen. Erwarten Sie aber nicht, daß ich in diesen Bemerkungen noch länger dem Ideengange der meisten Reisenden folge, und mit einer Klage über die Trägheit des Volkes, die wahre Erbsünde desselben und Ursache alles Uebels, den Beschluß mache; um den Leser die angenehme Nutzenanwendung zu überlassen, wie weit besser doch sein Volk sey, als dieses. Diese Armen sind elend genug, auch wenn sie ihr Unglück als eigene Schuld tragen.

Soll in dem den Südländern so oft gemachten Vorwurfe der Trägheit unter letzterer eine ihrer körperlichen oder geistigen Natur, oder beyden zugehörige Beschaffenheit angedeutet werden: so ist der Vorwurf eben so ungegründet als allgemein verbreitet. Die Geschichte beweiset es; denn sie zeigt uns diese nähmlichen Länder durch den Fleiß einer zahlreichen Bevölkerung in einen blühenden Zustand versetzt. Der Augenschein lehrt es; wer die mühselige Feldarbeit des Südländers an seinen Abgründen und Felsenhöhen kennt, der muß bekennen, daß nur Gewohnheit sie erträglich machen kann, und daß eben deswegen der fleißigste nordische Landmann sie unerträglich finden würde. Handwerker aus diesem Lande, die besonders in Folge der neuen, Völker durch-

einander werfenden Ereignisse in Norden sich ansiedelten, sind ihrer Thätigkeit wegen bekannt. Diejenigen von ihnen die aus dem Norden, wo Beyspiel und Belohnung sie die Arbeit lieb gewinnen lassen, in ihr Vaterland zurückkehrten, sind es hier aus demselben Grunde noch mehr. Die emsigsten Gesellen, gehörten sie dem fleißigen Deutschlande an, sind ihrer rastlosen Betriebsamkeit nicht gewachsen. Dem Unternehmungsgeiste der Südländer verdanken wir, was uns aus dem Schiffbruche der Civilisation des Alterthums gerettet wurde. Beyspiele des nähmlichen Geistes finden sich jetzt nicht selten, und in dem kleinen Nizza gibt es Mehrere, die als mittellose Jünglinge ihr Vaterland verließen, um nach Jahren mit Reichthümern zurückzukehren, die sie ihrer Thätigkeit in fremden Welttheilen zu verdanken haben. Die so oft bemerkte Unthätigkeit in Süden besteht nicht darin, daß Jeder nur wenig arbeitet, — darin vielmehr besteht sie, daß Wenige sehr viel, und die Meisten gar nichts thun. Soll aber Trägheit im Zusammenhange jenes Vorwurfs nicht eine natürliche Beschaffenheit, sondern einen moralischen Mangel, einen Fehler bedeuten: so ist der Vorwurf ein schielender, weil dann noch zu beantwarten bleibt, wem der Fehler beyzumessen sey.

4.

Besuch im Kloster Cimié. — Das Cemenelium der Vorwelt. — St. Pont. — Neue Ruinen. — Die Greise auf Chatereauvieux. — Die Barbets.

An einem heitern Februarmorgen, der dem schönsten Tage des Juny bey uns Ehre gemacht haben würde, erstiegen wir, mein Freund K —, ein englischer Arzt, Herr — t und ich, die Hügel, auf dessen Gipfel das Kloster Cimié liegt. Reitzend durch die mannigfaltigen Aussichten, die man von hier aus, nördlich auf das Felsenlabyrinth der Seealpen, südlich auf die reichen Umgebungen von Nizza, und das weite Meer mit allen seinen blühenden Ufern, von dem mächtigen Estrelle an bis zum Leuchtthurme Villafranca, genießt; merkwürdiger noch durch die Erinnerungen, die sich an diese Gegend knüpfen.

Störend und ermüdend sind auf dem Wege die hohen Mauern, mit welchen hier, wie fast überall im Süden, Gärten und Aecker eingefaßt sind. Nur zum Theil verdanken sie der Nothwendigkeit ihre

Entstehung, denn der sanfte Hügelabhang läßt hier z. B. das Hinabstürzen der fruchtbaren Erdschicht nicht fürchten, und man würde sie gern entbehren, da ihre Erhaltung den Eigenthümern im Durschnitte den fünften Theil des reinen Werthes ihrer jährlichen Ernte kostet. Seit fünfzig Jahren sind sie allgemein geworden, weil mangelhafte Einrichtungen den Diebstahl überhand nehmen ließen, und nur den mit Einbruch verbundenen ernstlich verfolgen.

Wir traten in die Kirche des Klosters, aus dem uns ein eintöniger, schwermüthiger Gesang entgegen tönte. Mit brennenden Kerzen in den Händen standen die Klosterbrüder um die Leiche eines alten Geistlichen und feyerten ihm ein Todtenamt. Der neunzigjährige Greis hatte sich aus dem Dorfe, wo er Pfarrer gewesen war, in das Kloster bringen lassen, als es des Todes Nahen fühlte, und war in der vergangenen Nacht hier gestorben. Landleute aus der Nachbarschaft drängten sich hinzu, um zum letztenmahl die wohlbekannten Züge der Leiche zu betrachten, die nach italienischer Sitte mit enthülltem Gesichte zur Erde bestattet wurde. Die Wände der Klostergänge waren mit Darstellungen, meistens in schlechten Holzschnitten, aller der Martern bedeckt, mit welchen der triumphirende Fanatismus eines frü-

hern Zeitalters die Heiligen des spätern verfolgte. Ohne einigen Kunstwerth erreichen diese Holzschnitte ihren Zweck durch rohe, zurückstoßende Wahrheit. Mit gepreßtem Herzen verließen wir die dumpfen Mauern, um die freye Natur zu suchen, die der Mensch flieht und beleidigt, weil er ihrer nicht werth ist; und noch in der Vorhalle erinnerte uns eine offen gelassene Blende in der Mauer an das furchtbare, an das jetzt noch furchtbare Ie pace!

Auf dem Hügel, dessen üppige Vegetation gegenwärtig ein Wald von Olivenbäumen beschattet, stand einst das alte Cemenelium. Eine Stadt war sie, die schon die ersten bis hierher vordringenden Römer fanden. Wahrscheinlich war sie von pelasgischen Ankömmlingen, in Verbindung mit Eingebornen, im grauesten Alterthum erbaut. An die alte Mauer die einst zu einem Dianentempel gehört haben soll, lehnt sich jetzt die Hütte eines Landmanns. Große Trümmer, zum Theil mit Inschriften bedeckt, liegen zerstreut umher. Einige ansehnliche Ueberreste des Amphitheaters haben der Zerstörung und der Zeit getrotzt. Der sehr kenntliche Umfang der Arena zeigt, daß es dem von Nimes oder dem von Frejus an Größe bey weiten nicht gleich kam. Noch findet man oft bey dem Umgraben des Bodens alte Mün-

zen, Ringe u. d. gl. Die Münzen aus Constantins Zeiten werden häufig gefunden. Seltener und gesuchter sind die mit den Anfangsbuchstaben ANTIP. — Antipollis, das alte Antibes — auf der einen, und einer geflügelten Victoria auf der Kehrseite.

Cemenelium war bis in das zweyte Jahrhundert unserer Zeitrechnung ein blühender Ort Damahls hatte das Christenthum, die große Revolution der alten Welt, auch in den ligurischen Bergen bedeutende Fortschritte gemacht. Pontius, der Präfect von Cemenelium bekannte sich zur neuen Lehre. Munizipalität und Besatzung erhob sich gegen ihn, ihm die Wahl lassend zwischen Tod und Anbethung der alten Götter. Pontius blieb seiner Ueberzeugung treu, und auf dem Hügelabhange zwischen dem Kloster Cimié und dem Pallion, da wo jetzt das Kloster St. Pont steht, ward er enthauptet. Sein Kopf rollte hinunter in den Pallion — noch erkennt der fromme Glaube Blutspuren an dem Hügel —; vier leuchtende Kerzen erhoben sich aus den Wellen und umgaben ihn, und er schwamm den Strom hinab, und über das Meer nach Marseille. Nur den Rumpf des Märtirers bewahrt das Kloster St. Pont.

So die Legende. Die Geschichte weiß, daß Christenverfolgungen die erste Veranlassung zu dem

Verfalle von Cemenelium gaben. Hier galt die alte, strengere Lehre des Heidenthums; in dem nahen Nicäa (Nizza), seit fünfhundert Jahren vor der christlichen Zeitrechnung eine unbedeutende Factorey und Fischerstation der Massilier, die duldsamere des phönizisch-griechischen Dianendienstes, wie sie auch in Marseille herrschend war. Die im Cemenelium verfolgten Christen flohen nach Nizza. St. Bassus, der erste Bischof des Orts, war einer von ihnen. Hundert Jahre später verheerten die nach Gallien ziehenden Westgothen das geschwächte Cemenelium; und noch hatte es sich von diesem Schlage nicht erhohlt, als die Longobarden es gänzlich zerstörten. Was dem Schwerte entrann, rettete sich nach Nizza. So ging Cemenelium unter, und so wurde der Wohlstand der benachbarten Stadt gegründet.

Unter den Trümmern der Vergangenheit steht eine neuere Ruine, das schöne Landhaus der Grafen von F., seit vierzig Jahren verödet. Der Eigenthümer lebt, nach dem Verluste des alten Familienreichthums, in Genua, und hat weder Kräfte, das schöne Besitzthum zu benutzen, noch die Freyheit es zu veräußern. Es ist ein Majorat. In dem geräumigen Schlosse steht alterthümliches Hausgeräth. Der untere Stock dient dem Vieh des nahen Pächters zum

Obdache. In einem der Gemächer fanden wir, der Neugier und Zerstörung Preis gegeben, die Ueberbleibsel einer Büchersammlung und Papiere aller Art. Rechnungen, Documente, Briefe oft vertrauten Inhalts, einst das wertheste Besitzthum lebensfroher Menschen, die hier weilten und die für die Ewigkeit zu sorgen und zu schaffen meinten. Jetzt stehen Haus und Gegend im Rufe der Unheimlichkeit. Noch erzählt man sich von dem Schicksale dreyer Jünglinge, die in keckem Uebermuthe die Gewölbe unter dem Gebäude zu durchspähen unternahmen, und nie wieder kehrten. Die Franziskaner von Cimié rühmen sich ärgerm Umfuge der Geisterwelt, durch ihre Bußübungen und Beschwörungen zu begegnen.

Unter den Ruinen des Amphitheaters begegnete uns eine schwermüthige Dame, die man nach Nizza gesandt hatte, um ihr Gelegenheit zur Zerstreuung zu geben. Dieser Platz wenigstens war nicht geschickt ihre Schwermuth zu heilen. Die stille Trauer, die Spuren vergangener Jugendblüthe in sanften Zügen der Unglücklichen, ließen sie uns wie eine Angehörige der Vorwelt erscheinen, die auf dem Schauplatze ihrer Hoffnungen und ihrer Freuden die Vergangenheit suchte, um die Zerstörung zu finden.

Hinter den hohen Monte-Cao entdeckt man auf

dem Gipfel eines nackten Felsens eine ziemlich große Ortschaft, deren unwirthbare Lage uns auffiel. Sie heißt Chateauvieux und wird von drey Greisen bewohnt. Vor etwa dreyßig Jahren noch war es ein hübscher Flecken, voll Leben und Gewerbe. Die Einwohner stiegen im Sommer von ihren Felsen hinab in das Thal, in dem ihre Aecker lagen, und kehrten nach gethaner Arbeit zur Höhe zurück. Seit dreyßig Jahren haben sie sich im Thal niedergelassen. Nur sieben alte Männer wollten die Stätte nicht verlassen, auf der sie jung gewesen waren. Sie blieben droben. Ihre Angehörigen versorgten sie mit Lebensbedürfnissen, jetzt sind sie ausgestorben bis auf drey.

Diese Art Wohnsitze zu wählen, ist uralt unter den Bewohnern der Seealpen. Zuerst gegen die Seeräuber der alten Welt, dann gegen der Römer Herrschsucht, suchten sie Schutz auf den Felsen. Unversöhnlichere Feinde hatte Rom nirgends; mit Hanibal schlossen sie einen Bund, und als nach dem Untergange Karthagos Cajus Grachus mit den römischen Legionen in diese Berge drang, die Gegend mit Feuer und Schwert verheerte und zwey und zwanzig tausend Gefangene hinrichten ließ, war nur augenblickliche Stille, nicht dauernde Unterwerfung, des Sieges Preis. Jeder schwächere Römerhaufe

blieb die Beute der ungebändigten und unversöhnlichen Bergbewohner, und mit Mühe und Vorsicht wandten sich die Legionen auf ihren Märschen nach Gallien und Spanien durch die Engpässe der Seealpen.

Das Volk blieb sich gleich, nachdem andere Feinde an die Stelle der Römer getreten waren; es blieb zu seiner Vertheidigung gegen das Feudalwesen der Barbaren und die Räuberzüge der Sarazenen der alten Sitte treu, Freyheit in der Wildniß suchend. Nur langsam gelang es den Markgrafen von Montferat und später den Grafen von Savoyen, im Bunde mit der Geistlichkeit, sie unter Zusicherung und Betheuerungen ungekränkter Freyheit herabzulocken von ihren Bergen. Aber die Barbets, so nannte sie die neuere Zeit, blieben in unsicherer Unterwerfung, und wurden aus Kriegern Räuber. Den Franzosen noch soll die Besetzung ihrer Wohnplätze in den Jahren von 1792 bis 1796 an hundert und fünfzig tausend ihrer Soldaten gekostet haben, ohne daß auch nur ein einziges, bedeutendes Gefecht vorgefallen wäre. Die Angriffe waren Ueberfälle, die Gefechte Zweykämpfe, die Siege Meuchelmorde. Erst als Bonaparte die Alpenkette durchbrochen und sich zum Herrn der Lombarden ge-

macht hatte, schufen das System der Gemeinde-Verantwortlichkeit und zahlreicher kleiner Besatzungen, die Anlegung neuer Straßen, eine Nationalgarde der Vermögenden, die dem Frevel der Aermern wehrten, weil sie ihn büßen mußten, und strenge Beyspiele, einige Ruhe. Die vernachlässigten Straßen sind jetzt wieder unsicher geworden.

Miscellen.

1.

Russische Erziehungs- und Bildungsanstalten für die Marine.

Der Erziehungs- und Bildungsanstalten für die Marine im russischen Reiche sind gegenwärtig fünf.

1. Das See-Cadettencorps zu St. Petersburg, früher in Oranienbaum, noch von Peter I. im Jahr 1715 gestiftet, mit einem Etat von 212,000 Rubeln. Es versorgt die Flotte, mit den nöthigen Officieren und ist in zwey Classen getheilt; a) die jüngern Cadetten; 500 an der Zahl, die 5 Compagnien ausmachen, b) Die Gardemarinen (oder ältern Cadetten), deren 160 — 170 sind, welche gewöhnlich als Midshipsmen (Unterofficiere) in den Seedienst treten. Sie werden im practischen Seedienste unterrichtet und kreuzen jährlich in der Ostsee bis nach Koppenhagen oder Stockholm. Drey solcher Fahrten müssen sie vor ihrer Entlassung gemacht haben, ehe sie Midshipsmen werden können. Der Director ist in der Regel ein

Admiral, und Flottenoffiicere sind die Lehrer und Aufseher. Unter den Ersteren sind aber auch wirklich Studierte. Der Unterricht besteht in allgemeinen Gegenständen, der nautischen Geographie, Sternkunde, Steuermanns- und Schiffbaukunst, der holländischen und englischen Sprache, Geschichte, Klettern, Schwimmen und andern Leibesübungen.

2) Die Steuermannsschule zu Kronstadt mit 250 Zöglingen, und einem Etat von 44,000 Rubeln. Der Lehrcursus dauert 8 Jahre, nach dessen Vollendung jährlich 23 junge Leute als Steuermänner, und 5 — 6 als Lootsen in dem Dienst der Flotte angestellt werden.

3) Die Schiffsbauschule in St. Petersburg, mit einem Etat von 20,540 Rubeln, und 65 — 70 Kronzöglingen, und mehreren Kostgängern die Antheil an dem Unterrichte nehmen.

4) Die Steuermanns- und Schiffsbauschule zu Nikolajew im Gouvernement Cherson, vom Admiral Mordwinow angelegt, mit einer Bibliothek, einer Naturaliensammlung und einem kleinen Museum von Alterthümern.

5) Eine Schifffahrts- und Handelschule zu Odessa, gestiftet von dem Herzog von Richelieu, der ebendaselbst auch ein Lyceum errichtete, mit welchem zwey Ergänzungsschulen für die Rechts-

wissenschaft und Nationalökonomie verbunden sind, und welches schon gegen 100 Zöglinge enthält.

2.

Über die amerikanische Marine.

Jetziger Stand derselben.

Drey Linienschiffe von 74 Kanonen: Washington, Franklin und Independence.

Vier Fregatten von 44 Kanonen: Constitution, Guierrière, Unitade States und Java.

Drey Fregatten von 36 Kanonen: Congres, Constellation und Macedonien.

Sieben Kriegssloops: Cyane, John Adams, Erie, Hornet, Ontario und Procock.

Zwey Briggs: Spark und Entreprize.

Fünf Schooner: Nonsuch, Lynx, Hornet, Despatch und Asp.

Sechs Kanonenböte und vier Galeeren.

Eine Dampfbatterie: Fulton.

Ein Blockschiff und ein Lichterschiff: Alert.

Jährliche Unterhaltungskosten.

An Besoldung, Provisionen und Bekleidung der Mannschaft, Ausbesserung, Hospitälern und an allem übrigen Zugehör.

Für ein Linienschiff v. 74 Kan. 189,529 D. 64 C.

= = = = 44 = 133,985 = 33 =

Für ein Linienschiff v. 36 Kan.	110,557	D. 19	C.
= = Slopp . . .	59,060	= 41	=
= = Brigg . . .	39,774	= 67	=
= = großen Schooner	23,256	= —	=
= = kleinen Schooner	6,452	= —	=
= = Kanonenb. u. Galeere	6,243	= —	=
= = Dampfbatterie .	59,060	= 41	=
= = Blockschiff . .	39,774	= 67	=
= = Lichterschiff . .	4,210	= 90	=

Künftiger Bestand der Marine, nach der vom Congres decretirten Vermehrung.

12 Linienschiffe werden nach obigem Anschlage kosten	2,247,355	D. 68	C.
14 große Fregatten v. 44 Kan.	1,875,794	= 62	=
3 Fregatten von 36 Kan.	331,671	= 57	=
6 Sloops . . .	354,362	= 46	=
2 Briggs . . .	79,549	= 34	=
5 große Schooner .	116,250	= —	=
5 kleine . . .	32,260	= —	=
10 Kanonenboote u. Galeeren	62,430	= —	=
4 Dampfbatterien . .	236,241	= 64	=
1 Lichterschiff . .	4,210	= 90	=
1 Blockschiff . .	39,774	= 67	=
Totalbelauf	5,406,900	= 88	=

Zur Bemannung dieser Schiffe sind erforderlich

22,670 Mann, mit Einschluß der Officiere und Mannschaften sämmtlicher Grade und Classen, deren jeder im Durchschnitt jährlich 250 Dollars kostet.

Anmerkung zu obigen officiellen Angaben.

Die Marine auf den westlichen und canadischen Seen, aus grünem Holze gezimmert, gehört nicht hierher. Auch ist sie in Friedenszeiten gering. Die Kriegsschiffe der vereinigten Staaten haben übrigens weit größere Dimensionen, als die Kriegsschiffe anderer Seevölker, bey gleicher Kanonenzahl und fernschießenden Koronaden, so wie stärkere Bemannung in der Zahl der Matrosen. Daher kann eine große amerikanische Fregatte sogar den Kampf mit einem Linienschiff anderer Nationen bestehen.

Die reiche Gentry dieses Staates dient vorzugsweise gerne in der Marine ihres Vaterlandes. Dieß trifft sowohl die Jünglinge aus dem Kaufmanns- als aus dem Grundeigenthümerstande. Es ist wider die guten Sitten in diesem Volke, selbst bey großem geerbten Vermögen nicht einen Theil seines Erwerbs seinem gewählten Beruf, also seiner Industrie zu verdanken.

Geist der Zeit.

December 1821.

Otto von Kotzebue's,
russisch-kaiserlicher Marine-Lieutenant,
Nachrichten
von der von ihm entdeckten
Insel-Kette
Radack und Ralick.

Zweytes Bruchstück aus dessen Entdeckungs-Reise in die Süd-See und nach der Berings-Straße zur Erforschung einer nordöstlichen Durchfahrt. Unternommen in den Jahren 1815, 1816, 1817, 1818, auf Kosten Sr. Erlaucht des Herrn Reichs-Kanzlers Grafen Rumanzoff, auf dem Schiffe Rurick. Weimar, 1821. 3 Bände mit Kupfern und Charten. 4.

Den 1. Januar 1817. Breite 10° 10′, Länge nach den Chronometern reduzirt vom 2. Januar 189° 54′. Schwacher Wind, der von NNW nach

NNO variirte, verbunden mit feinem Regen. Um vier Uhr Nachmittags klärte sich das Wetter auf, und wir hielten vom Salnik die Nachricht, daß gerade da, wohin unser Cours uns führte, in NNW Land zu sehen sey. Es war eine niedrige mit Wald bewachsene Insel, deren Länge von N nach S drey Meilen, und die Breite $\frac{3}{4}$ Meilen betrug. Da in dieser Gegend keine einzeln liegende Insel bekannt ist, weßhalb ich sie für eine neue Entdeckung hielt, so nannte ich sie, da sie am Neujahrstage zuerst gesehen worden war: Neujahrsinsel. Der zu schwache Wind erlaubte heute keine nähere Untersuchung; in unzähliger Menge spielten die Fische um den Rurick; Vögel sahen wir weniger, woraus ich schloß, daß die Insel bewohnt sey. Wir lavirten während der Nacht, das Wetter war ungemein schön, der volle Mond stand prachtvoll am sternenhellen Himmel und schützte uns vor jeder Gefahr.

Den 2. Bey Anbruch des Tages lag uns die Insel in W. t. N. fünf Meilen entfernt; da sich am nördlichen Theile derselben ein sehr langer Riff nach N erstreckte, so richtete ich den Cours südlich, wo keine Brandung zu sehen und die Möglichkeit einer Landung zu hoffen war; wir hatten schönes Wetter, aber nur sehr schwachen Wind aus ONO. Das liebliche Grün der Insel gewährte einen freundlichen

Anblick, und die emporsteigenden Rauchsäulen darauf hatten etwas sehr Einladendes für uns. Als wir uns der Südspitze auf ein Paar Meilen genähert, überraschten uns sieben Canots, die, jedes von 5 bis 6 Mann gerudert, gerade auf uns zu kamen. Die Bauart derselben war, wie wir sie im vorigen Jahre bey der Kutosofs-Gruppe bemerkt, nur waren sie beträchtlich kleiner und aus lauter ganz kleinen Brettchen zusammengefügt. Diese Art, die Böte zusammen zu flicken, deutet auf Mangel an Bauhölz; sie haben die Unbequemlichkeit, immerfort das hereindringende Wasser ausschöpfen zu müssen, und da sie nur bey vollkommener Windstille die Insel verlassen, so haben die Böte weder Masten noch Segel. Diese hatten sich uns mit vieler Anstrengung auf 100 Faden genähert, und bewegten dann die Ruder nur nachlässig, um das Schiff mit Aufmerksamkeit und Bewunderung zu betrachten. Ihr Betragen dabey war vernünftig; wir bemerkten weder das Geschrey, noch die lächerlichen Bewegungen, wodurch die Wilden bey einer ersten Zusammenkunft mit Europäern sich auszuzeichnen pflegen; sie beschöftigten sich nur mit dem Schiffe, daß sie voll Erstaunen von der Spitze des Mastes bis ins Wasser hinein betrachteten. Nicht minder neugierig sahen wir diese Wilden an, die mir alle lang und schmächtig

schienen; ihre ohnehin dunkle Leibesfarbe erscheint in geringer Entfernung, weil sie tatuirt sind, ganz schwarz; die Gesichter tatuiren sie nicht. Eine hochgewölbte Stirn, gebogene Nase und lebhafte braune Augen zeichnen die Bewohner der Neujahrsinsel vor den übrigen Südsee-Insulanern vortheilhaft aus; ihr langes, schwarzes Haar reiben sie mit Cocusöhl ein, binden es über den Scheitel zusammen, und schmücken es mit Blumen und Muschelkränzen; um den Hals tragen sie Verzierungen von rothen Muscheln. Ihre Kleidung war verschieden; einige hatten ein Paar feine Matten um den Leib gewunden, andere trugen einen geflochtenen Gürtel, von dem die Grasfäden bis auf die Füße herab hingen und sie ganz bedeckten. Am auffallendsten waren uns ihre Ohrlöcher, die mehr als drey Zoll im Diameter enthielten, worin sie grüne, zusammengerollte Blätter trugen; Einige hatten auch solche Rollen aus Schildpatt hineingesteckt. Auf jedem Boote befand sich ein Anführer, dadurch erkenntlich, daß er, ohne zu rudern, nur Befehle ertheilte. Dieser befindet sich immer auf einer Seite des Boots mit untergeschlagenen Beinen auf einem erhöhten Sitze, und erscheint da ganz anständig. Einer dieser Vornehmen, ein langer, wohlgewachsener Mann mit starkem Bart, schien mehr tatuirt als die übrigen; in der Hand

hatte er eine große Muschel, der er öfters sehr laute und hohle Töne entlockte; was seine Absicht dabey war, weiß ich nicht; ich erinnere mich aber auf den Marquesas-Inseln den Gebrauch dieser Muscheln bemerkt zu haben, die indeß dort nur im Kriege gebraucht wurden. Durch wiederhohlte Einladungszeichen und Eisen, das wir ihnen zeigten, bewogen wir sie, dem Schiffe näher zu kommen, das aber keiner von ihnen zu betreten wagte. Es begann ein lebhafter Tauschhandel; für kleine Stücke Eisen von alten Faßbändern gaben sie gern die künstlichsten und mühsamsten ihrer Arbeiten hin, und der Anführer trennte sich sogar von seinem schönen Muschelhorn, um ein kleines Stück altes Eisen zu haben, das er, nachdem er es mit Entzücken betrachtet, in seinen Gürtel verbarg. Sie handelten mit großer Ehrlichkeit, und ihr Charakter schien mir heiter, und sogar spashaft: ihre erbärmlichen Waffen, die aus nachlässig gearbeiteten Lanzen bestehen, beweisen, daß sie keine Krieger sind; ihre übrigen Arbeiten aber sind zierlicher, als ich sie sonst wo gesehen, und an ihrem Körper beobachten sie eine auffallende Reinlichkeit. Früchte und andere Lebensmittel scheint die Insel nur sparsam hervorzubringen, wenigstens hatten diese nichts bey sich, als einige Pandanus-Körner, die sie unaufhörlich kauten. So viel man



dem flüchtigen Blick, den wir auf die Bewohner der Kutusofs-Insel geworfen, trauen kann, scheinen sie mit diesen zu einem Stamme zu gehören.

Kein Lüftchen beunruhigte das Meer, wodurch wir eine vortreffliche Observation erhielten. Die SW Spitze der Insel lag uns in N nach dem wahren Compas drey Meilen entfernt; wir fanden die Breite der Mitte der Insel 10° 8′ 27″ N, Länge nach den Chronometern, verbessert durch die letzte Monddistanz, 189° 4′ 46″ W. Ich benutzte die Windstille, und schickte den Lieutenant Schischmareff in Begleitung der Herren Gelehrten, in zwey bewaffneten Böten ab, um, wenn es möglich wäre, eine Landung zu wagen. Sie kamen nach einigen Stunden zurück, ohne ihren Zweck erreicht zu haben. Die Bemerkungen des Lieutenants Schischmareff auf seiner Fahrt gleichen denen, welche d'entre Casteaux auf Vendola, einer der Admiralitäts-Inseln, machte, und folgen hierbey:

Bericht des Lieutenants Schischmareff.

Als die Insulaner, welche sich in Böten neben dem Schiffe befanden, sahen, daß wir uns von ihm entfernten und ihrer Insel zu ruderten, folgten sie uns unverzüglich; wir näherten uns einer Stelle, die uns zum Landen bequem schien; die Brandung

war gering, und wenn die Insulaner uns nicht verhindert hätten, so wären wir ans Land gestiegen. Es hatten sich ihrer eine große Anzahl am Ufer versammelt, bewaffnet mit Lanzen, an welchen schartige Spitzen befestigt waren, andere umringten in ihren Böten die unsrigen, und so beschloß ich, hier auf dem Wasser, in der Nähe des Ufers, einen Tauschhandel mit ihnen zu beginnen: sie warfen sich haufenweise ins Wasser, schwammen zu uns, und brachten uns Matten, Halsbänder von Muscheln, Cocosnüsse, Pandanus-Früchte und frisches Wasser in Cocosschalen; auch ihre Lanzen bothen sie uns zum Tausche, nebst zwey kleinen Bogen von Brettern, welche sie durch Haifischzähne zu einer Waffe gemacht hatten; sie waren 1½ Fuß lang und gegen 2 Zoll breit. Die Zahl der schwimmenden Insulaner nahm immer zu, und die Böte hatten einen vollkommenen Kreis um uns gebildet; wir ließen aber keines davon unsern Fahrzeugen ganz nahe kommen; sie wurden sehr dreist, sogar unverschämt, und bothen uns Cocosschalen mit Seewasser gefüllt: ein alter Mann wollte durchaus in die Schaluppe steigen, in welcher ich saß; ich schlug ihm auf die Hände, drohte mit dem Säbel, aber er ließ von seinem Vorhaben nicht ab, bis ich ihm einen Faustschlag auf den Kopf versetzte, worauf er mich verließ und ans Ufer schwamm. Ein

anderer alter Mann wollte sich das Steuerruder der Baydare zueignen, wodurch der Steuermann so in Zorn gerieth, daß er auf ihn schießen wollte; die Herren Gelehrten, welche sich darauf befanden, hielten ihn davon ab, und um unangenehme Vorfälle zu vermeiden, entschloß ich mich, lieber aufs Schiff zurückzugehen. Die Insel ist mit Riffen von rothen Corallen umgeben; an dem Fleck, wo wir standen, ist das Wasser nicht höher als einen Fuß. Am Riff selbst hat es fünf Faden Tiefe, und weiter, etwa 15 Faden vom Ufer, konnten wir den Grund nicht erreichen; auf diesem Riffe hatten sich die Insulaner versammelt, daher konnten wir auch ohne Gefahr nicht landen. Es waren etwa 18 Böte, die uns umringten, keins hielt mehr als sechs Mann, mehrere einen oder zwey, auch waren sie alle ohne Masten. Die Zahl der Insulaner auf den Böten und am Ufer belief sich auf 200; aber wir sahen unter ihnen nur wenige Frauen, und gar keine Kinder. Die Insel ist sehr waldig, und man sah sehr viele Pandanus, hingegen aber nur wenige und niedrige Cocosbäume. Diese Insulaner waren alle tatuirt, so wie die, welche am Schiff waren, und hatten auch zusammengerollte Blätter in den Ohren.

Daß wir das neue Jahr gleich mit einer Entdeckung angefangen, schien uns von guter Vorbedeu-

tung, und freute uns alle sehr. Ich veränderte jetzt meinen Plan, nach der Kutusofs-Gruppe zu segeln, und steuerte, da sich in der Nähe der Neujahrsinsel noch mehrere Gruppen vermuthen ließen, mit Hülfe eines schwachen N Windes, SW, um wieder in die Parallele 10° zu gelangen und dann einen westlichen Cours einzuschlagen. Die Parallele 10° in der Länge 189° ist auf Arrowsmiths Karte mit einer so großen Menge Inseln besäet, daß ich sie nicht verfehlen konnte, wenn auch nur der zehnte Theil davon wirklich existirte. Mit Untergang der Sonne verloren wir die Neujahrsinsel aus dem Gesicht, obgleich wir nur wenige Meilen davon entfernt waren, und lavirten während der Nacht unter geringen Segeln, um das Schiff auf Einem Punct zu erhalten.

Den 3ten Januar. Breite 9° 59′ 47″ N, Länge 189° 38′, setzten wir unsern Cours nach W fort, sahen viele Schnepfen, aber kein Land, und befanden uns bald nach der Schiffsrechnung in der Breite 10° 2′, Länge 189° 40′. Ich hielt es jetzt für unnöthig, weiter nach W zu gehen, in der Ueberzeugung, daß die auf Arrowsmiths Karte angedeuteten Inseln sich hier wenigstens nicht befanden, und ließ das Schiff nach SO umlegen, um mein Glück in dieser Richtung zu versuchen. Als ich bis 7 Uhr Abends diesen Cours fortgesetzt, befanden wir

wir uns in der Breite 9° 37′, sieben Meilen westlich von der Courslinie des vorigen Jahres, ohne von der Spitze des Mastes Land entdecken zu können. Kurz vor Sonnenuntergang bestraften wir einen Pelikan für die Dreistigkeit, uns so nah über die Köpfe zu fliegen, daß wir ihn mit den Händen hätten greifen können; ein Flintenschuß warf ihn ins Meer, und ich schickte, trotz der hohen Wellen, ein Boot aus, um diese seltene Beute für unser Naturalien-Cabinet zu erlangen. Während der Nacht behaupteten wir unter wenigen Segeln unsern Platz; nur selten hat man in diesen Gegenden einen reinen Horizont, immer scheint ein dichter Nebel auf ihm zu ruhen.

Den 4. Breite 9° 43′, Länge 189° 53′. Nur den heutigen Tag wollte ich noch in dieser Gegend verweilen; ich ließ bey Anbruch desselben alle Segel beysetzen, um bis zum Mirtag den Cours W t. S. zu verfolgen, und dann nach SO umzulegen. Ein frischer NNO begünstigte unsere Fahrt; der Rurick lief sieben Knoten; fast war es Mittag, und unsere Hoffnung beynahe gesunken, als wir plötzlich vom Salnik die erfreuliche Nachricht erhielten, daß in S. t. W. Land zu sehen sey. Um ein Uhr sahen wir schon von der Schanze in einer Entfernung von sechs Meilen, eine Reihe kleiner, stark mit Wald

bewachsener Inseln, deren Zwischenräume durch Riffe ausgefüllt waren; sie dehnten sich aus, so weit das Auge reichte, und ich hatte ihrer schon über zwanzig gezählt. Ich verfolgte die Kette in einer Entfernung von zwey Meilen, sah die Brandung in den Zwischenräumen furchtbar wüthen, und das Wasser jenseits der Kette spiegelglatt. Um vier Nachmittags erreichten wir die westliche Spitze der Gruppe; die Inseln hatten hier ein Ende, aber ein langer Riff, der wenig aus dem Wasser hervorragte, erstreckte sich nach SW und nahm dann, unabsehbar weit, seine Richtung nach SO. Sobald wir die westliche Spitze des Riffs umsegelt, befanden wir uns unter dem Winde in ganz ruhigem Wasser, und da sich hoffen ließ, daß vielleicht zwischen den Riffen eine Passage zu entdecken sey, so näherte ich mich ihnen auf 200 Faden, und verfolgte sie in dieser Entfernung. Es war mir aus Erfahrung bekannt, daß die Tiefe neben solchen Korallen-Riffen immer sehr beträchtlich ist, und daher wagte ich der nahen, drohenden Gefahr zu trotzen; überdem ist es das einzige Mittel diese zu untersuchen, da schon in der Entfernung einer halben Meile die Passage nicht mehr sichtbar ist. D'entre Casteaux welcher, bey Aufnahme der Küste Neu-Caledoniens, auch einen Durchgang zwischen den Riffen zu finden hoffte, hat sich derselben, wie

er sagt, nur auf drey Meilen genähert, und daher konnte er wohl die gewünschte Entdeckung unmöglich machen. Eine so gefährliche Navigation erfordert allerdings die höchste Vorsicht; nie darf sich der Matrose von der Spitze des Mastes entfernen, ein zweyter muß auf dem Bugspriet, ein dritter auf dem Vordertheile des Schiffs (Bock) und der Steuermann, mit einem guten Tubus versehen, im Mastkorbe sitzen, um zeitig vor jeder Gefahr zu warnen. Capt. Flinders sagt mit Recht in seiner Reisebeschreibung, als er die Torres-Straße untersuchte, die gleichfalls mit unzähligen Riffen besäet war: „wer keine starken Nerven hat, soll eine solche Untersuchung bleiben lassen." — Die meinigen erlaubten mir schon, einer solchen Gefahr ins Auge zu sehen, wenn gleich jede plötzliche Veränderung des Windes mit dem Tode drohte, da dann das Schiff sogleich scheitern konnte. Ich war aber auch mit allen meinen Gefährten nicht wenig auf der Huth, und die Mannschaft jeden Augenblick bereit, das Schiff umzulegen. Unter solchen Maßregeln setzten wir unsern Weg rasch fort, ohne daß uns die geringste Lücke oder Krümmung des Riffs entging. Die Inselkette lag uns in N sechs Meilen entfernt, der Weg dahin war uns durch den zwey Faden breiten Riff erspart, jenseits desselben war das Wasser ruhig

und die Tiefe schien beträchtlich. So weit wir sehen konnten, lief der Riff nach SO und wir bemerkten an seinem Ende, von der Spitze des Mastes eine kleine, aber höher als die übrigen liegende Insel, die sich wahrscheinlich mit dem Riff vereinigte. Endlich hatten wir die Freude zwey Durchgänge zu finden, wo wir, obgleich sie sehr enge waren, dennoch mit dem Rurick durchzukommen hofften. Diese Entdeckung, welche nicht allein uns, sondern jedem Seefahrer wichtig ist, wäre uns unfehlbar entgangen, wenn wir uns dem Riffe nicht bis auf einen Flintenschuß genähert hätten. Es war schon zu spät, um noch heute eine Untersuchung anzustellen, und wir verließen während der Nacht den gefährlichen Ort.

Den 5. Januar. Breite 9° 27′ 55″ N, Länge 190° 11′ 30″. Der Strom hatte uns in der Nacht so weit nach NW getrieben, daß wir gar kein Land sahen; um sieben Uhr zeigte sich indeß die Insel wieder, und um neun Uhr befanden wir uns auf dem gestern verlassenen Punct. Ich schickte jetzt den Lieutenant Schischmareff ab, um die nördlichste der beyden Passagen zu untersuchen, in welcher er zwar eine beträchtliche Tiefe fand, das Hineindringen des Schiffs aber für unmöglich hielt, da das Fahrwasser nur selten fünfzig Faden breit, beständ=

dig Krümmungen macht, und überdem der Eingang die Richtung hatte, daß der Passat-Wind nimmer aus derselben blies. Jetzt mußte die Passage, welche sich vier Meilen südlicher befand, untersucht werden; wir hatten sie am Mittag erreicht, befanden uns mit dem Rurick 200 Faden von ihrem Eingange, und machten, während Schischmareff auf dem Boote den Durchgang sondirte, Mittags-Observationen, die die Länge und Breite dieser Straße genau bestimmten. Wir sahen Schischmareff glücklich zwischen den Riffen durchkommen, worauf er das Signal machte, im Durchgange selbst keinen Grund, an dem Orte aber, wo er sich jetzt befand, 100 Faden, und jenseits der Riffe 26 Faden Tiefe über Korallengrund, erreicht zu haben; die schmalste Stelle im Durchgange gab er auf 123 Faden an. Diese Nachricht erfreute mich ungemein, denn nun durfte ich hoffen, auch mit dem Schiff dahin zu gelangen, und diese so merkwürdige Entdeckung zu machen. Hohes Interesse erwecken diese Inseln schon durch ihre Beschaffenheit, indem sie einzig durch die Seethiere entstanden, und ich beschloß, recht viel zu wagen, ehe ich den Plan aufgäbe, in diese Inselkette zu dringen. Das Boot ward jetzt zurückgerufen, da ein sich frisch erhebender Wind die weitere Untersuchung schwierig machte; auch unser Stand

ward jetzt gefährlich, da der Tag sich bereits neigte, und ich sann nur auf Mittel mich während der Nacht in dieser eben so interessanten als gefährlichen Gegend zu erhalten; endlich fiel ich auf eines das wir, so gewagt es auch war, dennoch ergriffen, um nur diesen Ort nicht verlassen zu dürfen. Der Lieutenant Schischmareff nähmlich fuhr mit Werpankern ans Riff, befestigte diese daran, und als er ein Zeichen gegeben, daß es ihm gelungen war, richtete ich den Rurick dahin, brachte ihn bis auf 50 Faden von dem Ort, nahm dort alle Segel ein, und hierauf wurde das Schiff mit einem Kabeltaue von 175 Faden Länge an die Werpanker befestigt. Es war geschehen, und so lange der Passat aus NO seine Richtung behielt, hatte es auch keine Gefahr, sobald dieser aber, was hier öfter geschieht, sich nach SO wandte, so waren wir ohne Rettung verloren. Da stand nun der Rurick mitten im Ocean, befestigt an einer Korallenklippe, unter dem Schutze Gottes, auf dessen Hülfe ich baute; es ergriff mich in dieser sonderbaren Lage ein seltsames Gefühl; ein Blick aufs wildempörende Meer machte mich schaudern; wendete ich diesen aber wieder auf den Durchgang, so belebte mich die angenehmste Hoffnung, der ich mich gern ergab. Die Riffe bestehen hauptsächlich aus grauen Korallen, die nur mit wenigen rothen unter-

mischt sind; bey niedrigem Wasser sind die Felsen ein Paar Fuß hoch sichtbar, was auch der Fall war als wir die Werpanker legten, alles aber war bald bey zunehmendem Wasser bedeckt. Wir hatten in geringer Entfernung davon 40 Faden Tiefe, die aber etwas weiter so zunahm, daß kein Grund zu erreichen war. An der östlichen Seite der Straße hat sich eine kleine Sandinsel gebildet, die gewiß mit der Zeit sich ausdehnen, und mit Vegetabilien bedeckt, die Gestalt der andern Inseln annehmen wird. Eine Menge Haifische umgaben uns, die alles begierig verschlangen, was über Bord geworfen wurde; diese schienen sich hauptsächlich an der Passage aufzuhalten, weil da vermuthlich viele Fische bey dem regelmäßigen Strom heraus und hineinschwimmen. Auch fliegende Fische stiegen oft in die Luft, die sich wahrscheinlich vor den Raubthieren zu retten suchten. Das Boot, welches die Straße sondirte, wurde von Haifischen angegriffen, die sich durch Ruderschläge nicht verscheuchen ließen; zwey davon wurden gefangen, was sehr leicht war, da sie den Haken immer gleich verschluckten, sobald man ihn ins Wasser warf. — Wir hatten jetzt die Untersuchung vollendet; ein heftiger Windstoß aus ONO, der uns eine halbe Stunde früher sehr gestört hätte, beunruhigte uns wenig, da das Kabeltau hielt. Um Mitternacht be

merkten wir den Strom aus der Straße, dessen größte Stärke sich auf einen Knoten belief.

Den 6. um 4 Uhr Morgens wandte sich bey noch völliger Dunkelheit der Wind nach O und bald darauf nach O. t. S., wodurch der Rurick dem Riffe so nahe kam, daß man mit Leichtigkeit einen Stein in die Brandung werfen konnte. Die Tiefe betrug hier 25 Faden. Da es jetzt nur einen Strich mehr aus S bedurfte, um uns an dem Felsen zu zerschellen, so mußte ich von meinem Posten fort, und sogar die Werpanker zurücklassen, die tief unter Wasser, uns zu viel Zeit geraubt hätten. Das Kabeltau wurde gelöst, die Segel aufgezogen und wir entfernten uns unbeschädigt vom Riff, in der Nähe desselben lavirend. Sobald aber die Sonne über dem Horizont erschien, nahmen wir den Lauf wieder dem Eingange zu, fanden den Wind von O. und O. t. S., benutzten diesen Augenblick da er uns erlaubte ohne zu Laviren in den Canal zu dringen, in welchen wir mit allen aufgespannten Segeln einfuhren. Um neun Uhr vierzig Minuten befanden wir uns in der Mitte des Canals: es herrschte eine Todtenstille auf dem Schiffe, bey der man die brausende Brandung auf beyden Seiten hörte, und jeder stand auf seinem Posten. Endlich rief der Steuermann vom Mastkorbe: es sey keine Gefahr mehr, denn das Wasser

nehme eine dunkle Farbe an. Wirklich segelte der Rurick auf spiegelglattem Wasser, wir hatten die Brandung im Rücken, wünschten einander Glück zum vollbrachten Wagstück, und schauten nun die Insel neugierig an, die wir bald zu erreichen hofften. Der Strom, welcher in der Enge zwey Knoten lief, hatte uns jeder Gefahr schnell vorüber geführt, indem wir nur 15′ vom Anfang bis zum Ende der Straße zubrachten. Die Passage erhielt den Nahmen: die Rurickstraße. Der Wind erlaubte einen geraden Cours auf die westlichsten Inseln, wo wir auf der 4ten *) von W nach O Rauchsäulen und durch ein Fernrohr auch Menschen sahen; ein Anblick der unsern Triumph, hier eingedrungen zu seyn, sehr erhöhte; trotz der Begier aber die Bewohner dieser unbekannten Insel kennen zu lernen, segelten wir nur langsam und vorsichtig, und warfen oft das Senkbley, um auf keine Untiefe zu gerathen. Gleich nachdem wir die Rurickstraße verlassen, betrug die Tiefe 26 bis 27 Faden über einen Boden von lebendigen Korallen; indem wir uns der Insel näherten, nahm sie regelmäßig ab, und wir fanden in einer Entfernung von zwey Meilen 18 Faden. Der Grund, welcher mitunter aus feinem Korallensande bestand,

*) Um jeden Irrthum zu vermeiden, werde ich die Inseln von W nach O gerechnet, nummeriren.

ließ uns hoffen, in der Nähe der Insel guten Ankergrund zu finden, und der Lieutenant Schischmareff, welcher mit dem Boote voraus war, gab uns das Signal, zehn Faden Tiefe über feinem Korallensand gefunden zu haben, worauf wir unsern Cours dahin nahmen *). Im N lag uns jetzt in einer Entfernung von 200 Faden der Riff, welcher die dritte Insel mit der vierten vereinigte; in der nähmlichen Entfernung schützte uns in O ein, bey niedrigem Wasser sichtbarer Korallenriff, und wir lagen in ganz glattem Wasser, das auf dieser Stelle selbst durch den heftigsten Wind nicht beunruhigt wurde. Unsere Aussicht beschränkte sich jetzt in O auf die Inselkette, in W sah man den Riff, welchen wir von Außen umsegelt; in S hatten wir reinen Horizont vor uns, da selbst von der Spitze des Mastes, der Riff durch welchen wir gesegelt, nicht entdeckt werden konnte, und nur die kleine hohe Insel, von der ich früher sprach, war sichtbar. Die weitere Geographie dieser Insel-Gruppe war bis jetzt für uns in Dunkel gehüllt, doch ließ sich vermuthen, daß in O eine Verbindung statt finden mußte, da aus der Gegend keine hohe Wellen

*) Auf der hier von uns verfertigten Karte ist unser Ankerplatz und die Lage der Inseln genau zu sehen. S. Plan von der Inselgruppe Rumanzoff.

kamen. Wir waren fürs erste mit unserer Lage so angenehm beschäftigt, daß wir die weitere Untersuchung aufschoben; ich beschloß den Ort nicht eher zu verlassen, als bis ich ihn durch verschiedene Observationen astronomisch bestimmt, meine Chronometer zur weitern Fahrt geprüft, und einige Schiffsarbeiten vollbracht hatte, die sich in offener See nicht machen ließen. Auf unserm Ankerplatz fanden wir das Wasser so klar, daß auf 10 bis 12 Faden der Grund zu sehen war; dabey hatten wir das herrlichste Wetter. Die Herren Naturforscher, welche eine Excursion nach der dritten Insel unternommen hatten, kehrten Abends mit Muscheln und Pflanzen zufrieden zurück. Die Insel 1, 2, und 3 haben wir unbewohnt gefunden, ob zwar überall Menschenspuren sichtbar waren. Um drey Uhr Nachmittags, sahen wir ein Boot unter Segel aus O kommen, das an der vierten Insel landete, dort etwas auslud, und dann seinen Weg auf uns zu nahm. An dem großen Segel, und an den künstlichen Manövers bemerkten wir, daß es ganz denen an der Kutusoffs-Gruppe glich. Es näherte sich dem Rurick auf 50 Faden, das Segel wurde eingenommen, und ein alter Mann am Steuer, wahrscheinlich der Befehlshaber, zeigte uns einige Früchte, wobey er viel sprach, das oft wiederhohlte Aidara erinnerte uns an die

Neujahrsinsel, wo wir es öfter gehört hatten. Sie näher ans Schiff zu locken, gelang uns nicht, immer wußten sie sich durch laviren in einer gewissen Entfernung zuhalten; das Schiff betrachteten sie mit vieler Neugier, uns aber schenkten sie nicht die geringste Aufmerksamkeit. Ich versuchte endlich ein kleines Boot zu ihnen abzuschicken, sobald sie dieses aber in See sahen, entfernten sie sich, und als das unsrige sie einhohlte, warfen sie sehr erschrocken über dessen Annäherung, Brotfrucht, Cocosnüsse und Pandanus hinein; einige Stücke Eisen indeß, die man ihnen anboth, verminderten ihre Furcht, und sie nahmen sie gern an. Es ward jetzt viel gesprochen, ohne einander verständlich zu werden, und endlich verließen uns die Wilden, indem sie ihren Weg nach der vierten Insel nahmen, wohin sie auch uns durch Zeichen einluden. Aus dieser ersten Zusammenkunft ließ sich schließen, daß wir es mit einem gutmüthigen Volk zu thun hatten. Ihre Art sich zu tatuiren und zu kleiden, ist dieselbe, wie auf der Neujahrsinsel, und es ist höchst wahrscheinlich der nähmliche Stamm. Wir schätzten uns sehr glücklich, auf diesem sichern Platz zu seyn, als das Wetter trübe und der Wind sehr frisch ward.

Den 7ten Januar früh schickte ich die Barkasse und Baydare nach dem zurückgelassenen Werpan-

ker ab, den sie Nachmittags glücklich an Bord brachten. Auch heute manövrirten unsere neuen Bekannten in unserer Nähe, alle mit Blumenkränzen geschmückt und im höchsten Staat. Ich schickte den Lieutenant Schischmareff und Herrn von Chamisso nach der vierten Insel ab, um wo möglich durch Freundlichkeit das Zutrauen ihrer Bewohner zu gewinnen, die uns durchaus nicht nahen wollten, und als der Alte merkte, daß unsere Schaluppe diesen Weg einschlug, so säumte er keinen Augenblick, ihr mit lauten Freudenbezeugungen zu folgen. Wir sahen beyde Böte landen, und was dort weiter geschah, berichtet hierbey der Lieutenant Schischmareff selbst.

Bericht des Lieutenant Schischmareff.

Ihrem Befehle zufolge habe ich mich auf die Ziegeninsel begeben, um ihre Bewohner kennen zu lernen. Ich steuerte gerade einer Stelle zu, die mir zum Landen bequem schien, und die Insulaner lavirten in ihrem Boote eben dahin; ich erblickte beym Herankommen einige Menschen, welche um ihre Hütten herum spatzierten, sogleich aber in den Wald flüchteten als sie uns erblickten. Ich stieg in der Nähe einer Hütte ans Land, und als ich niemand

in derselben fand, ging ich nicht weiter, sondern erwartete das Boot der Insulaner, die, da sie dort nicht hatten anlegen können, wo ich gelandet war, ¼ Meile niedriger hatten steuern müssen. Ich ließ meine Leute in der Schaluppe, und ging allein zu ihnen; es stiegen sechs Menschen aus dem Boote, einige von den Flüchtlingen kamen ihnen entgegen, entfernten sich aber bald wieder und drey der eben Gelandeten mit ihnen; die drey übrigen kamen mir entgegen. Ich sah nicht ein was sie in den Wald trieb, ob Furcht oder der Plan zu einem Ueberfall, der mir indeß nicht gefährlich schien, da ich zwey Pistolen bey mir, und meine bewaffneten Leute in der Nähe hatte; doch als sie sich mir genähert, sah ich, daß sie ganz ohne Waffen waren, und sich alle drey vor mir fürchteten. Sie blieben zwanzig Schritt vor mir stehen; ein ältlicher Mann hielt auf Baumblättern etwas weißes in der Hand, was er mir bestimmt zu haben schien, wagte aber nicht, mir näher zu treten; inzwischen brach er einen belaubten Ast von einem Baume, wahrscheinlich als Friedenszeichen, ich that sogleich dasselbe und trat auf ihn zu, der Mann wich Anfangs scheu zurück, doch reichte er mir endlich seine Gabe, und wiederhohlte dabey immer das Wort: Aidara; ich empfing sein Geschenk, und obgleich ich die Bedeutung des Worts nicht verstand,

so wiederhohlte ich doch: Aidara. In der Folge habe ich erfahren, daß es Freund bedeutet. Hierauf reichte mir das Weib, welches bey ihm und wahrscheinlich das seinige war, einen Pandanuszweig; und die dritte Person, ein junger Mensch von zwanzig Jahren, der kein Geschenk für mich bereit hatte, reichte mir seinen eigenen Halsschmück, mit welchem ich meinen Hut schmückte; hierauf nahm der ältliche Mann einen Blumenkranz von seinem Haupte, und ich wand ihn sogleich um das meinige; das gab ihnen, wie es schien, Muth und wir gingen nun zusammen zu den Hütten, wo unser Naturforscher zu uns stieß, den sie ebenfalls mit Blumenkränzen und Halsschmuck beschenkten. Jetzt ließ ich mir Eisen reichen, womit ich ihre Geschenke erwiederte; auch die Uebrigen aus dem Walde erschienen, und wurden ebenfalls mit Eisen beschenkt; sie freuten sich sehr darüber, und drückten ihre Freude und Dankbarkeit durch wiederhohlte Ausrufungen und große Freundlichkeit aus. Jetzt umringten uns alle Insulaner, deren dreyzehn vorhanden waren, und bewiesen sich freundschaftlich und offen, doch immer etwas furchtsam; sie waren alle unbewaffnet. Die Gesellschaft bestand aus einem Manne von etwa vierzig Jahren, zwey ältlichen Frauen und einer jungen, aus drey Leuten von zwanzig Jahren und Kin-

dern von neun bis fünfzehn Jahren; eins war nur drey Jahr alt, und wurde noch auf den Armen getragen, der ältliche Mann hatte einen kurzen schwarzen Bart, kurzes schwarzes Haar, und trug um den Leib eine kurze Matte; die übrigen waren ohne Bart; die jungen Leute trugen auch Matten, die Kinder aber waren ganz nackt. Die Frauen waren von den Hüften bis auf die Füße herab in Matten gehüllt; sie waren alle von ziemlich dunkler Farbe, aber hager und von schwachen Körperbau. Sie erschienen mir reinlich; die Männer waren mit verschiedenen Vierecken von dunkelblauer Farbe bemahlt, wie auf der Neujahrsinsel; die Weiber hatten nur wenig von dieser Mahlerey am Hals und auf dem Busen, alle trugen in ihren großen Ohrlöchern zusammengerollte Blätter; der Hals war mit einem Schmuck von Muscheln geziert, und auf dem Kopfe trugen sie Blumenkränze. — Sie haben viel Aehnlichkeit mit den Bewohnern der Neujahrsinsel; ihre Gesichter drücken Gutmüthigkeit aus; ich muß bemerken, daß wir hier eine Familie vor uns hatten, von der der ältliche Mann das Haupt war. — Unser Naturforscher gab dem Vater Wassermelonen-Samen, und lehrte ihn denselben pflanzen; und ich erkundigte mich, so gut es gehen wollte, wo sie das Wasser hernähmen, das ich in Cocosschalen bey ihnen fand.

Sie verstanden mich, und führten mich an den Ort, wo fast in der Mitte der Insel sich in einer Grube das Regenwasser von den höhern Stellen der Insel sammelt; hierauf gingen wir ans Ufer, wo wir einige große Bäume fanden, weche die See hergetrieben, und die den Eichen ähnlich waren. Wieder bey den Hütten angekommen, wurden wir von dem Oberhaupt in die seinige geladen, welche aus einem Dache auf vier Pfählen ruhend bestand; im Innern waren zwey Matten ausgebreitet, auf welche wir uns setzen mußten. Eine Frau bereitete eine Pandanus-Frucht, indem sie sie mit einem Stein weich klopfte, dann preßte der Mann den Saft in eine Muschel, und obgleich dieses alles mit den Händen geschah, so wurde es doch sehr reinlich verrichtet, und als der Alte mir den Saft reichen wollte, und etwas hinein fiel, nahm er es nicht mit den Fingern, sondern mit einem Spahn heraus; während der Zeit ward unser Matrose in einer andern Hütte bewirthet. Ich schenkte dem Oberhaupte zwey Messer und einige Stücke Eisen, und Herr von Chamisso Angelhaken. Wir luden ihn aufs Schiff zu kommen, und er schien sehr zufrieden mit uns. So hatten wir eine neue Freundschaft geschlossen, und das Wort: Aidara, ward oft zwischen uns gewechselt — auch begleiteten uns unsere neuen Freunde bis ans Ufer, und

halfen uns unsere Schaluppe wieder aufs Wasser bringen. —

Die geringe Menschenmenge, welche Schischmareff dort traf, läßt mich vermuthen, daß sie ihren eigentlichen Wohnort anderswo haben müssen, und diese Insel nur zu Zeiten besuchen. Man brachte mir einen weißen Klumpen, der lockerer Kreide glich, und dessen Gebrauch ich erst später erfuhr, als ich mit den Insulanern bekannter wurde; es gibt hier nähmlich eine Pflanze von den Einwohnern Mogomuk genannt, deren Wurzel, welche das Ansehen einer kleinen Kartoffel hat, in der Sonne getrocknet und zerrieben, ein feines Mehl gibt, das in Klumpen gedrückt, lange Zeit aufbewahrt werden kann, ohne zu verderben. Soll er gegessen werden, so bricht man etwas von diesem Klumpen ab, rührt ihn in einer Cocosschale mit Wasser durch, und kocht ihn, bis er zu einem dicken Brey aufquillt; der Geschmack davon ist nicht übel, und unsern Kartoffeln sehr ähnlich; die Pflanze wächst wild.

Den 8ten früh sahen wir das Boot unserer Freunde nach O segeln, wo es bald verschwand. Vermuthlich gingen sie nach entferntern Inseln, um die Nachricht von dem angekommenen großen Schiffe mit den weißen Menschen hinzubringen. Nachmittags

fuhr ich ans Land, in der Hoffnung noch einige Menschen vorzufinden, sie waren alle fort, und ich bedauerte das um so mehr, da ich mich mit nützlichen Geschenken versehen hatte; sechs Ziegen, ein Huhn, ein Hahn und allerley Sämereyen nebst Jams, waren lauter Dinge, die hier nicht zu vermuthen waren, und womit ich sie für die Zukunft zu bereichern hoffte. Wir landeten der Hütte gegenüber, wo gestern Schischmareff so freundlich aufgenommen war; die Ziegen erhielten ihre Freyheit und machten sich eilig über das schöne Gras her, das sie nach einer so langen Seereise hier gleich neben der Hütte fanden; der Hahn bestieg mit seiner Henne das Dach derselben, und kündigte durch lautes Krähen an, daß er Besitz davon genommen, indem er eine Eidechse, die er dort erhaschte, zärtlich mit seiner Gattinn theilte. Ich pflanzte die Jams in der Nähe der Wohnung, und bey einem Spatziergange, den wir ins Innere der Insel unternahmen, säete Herr von Chamisso unsere mitgebrachten Sämereyen, an verschiedenen Orten aus. Nach flüchtiger Untersuchung fanden wir, daß diese Insel, gleich allen übrigen, aus Korallen-Trümmern besteht. Das Thier baut aus der Tiefe des Meeres hinauf und stirbt ab, sobald es die Oberfläche erreicht; aus dem Gebäude bildet sich dann durch das ewige Heranspielen

des Meeres, ein grauer, kalkartiger Stein, der bey allen Inseln die Basis zu seyn scheint und nach und nach mit Sand beworfen, eine Sandinsel wird, die mit der Zeit an Größe zunimmt, und durch den Samen *) welchen die See hinspühlt, sich mit Vegetabilien bedeckt, die durch das Abfallen der Blätter zuletzt eine schwarze kräftige Erde hervorbringen. Ich kann mich in keine ausführliche Erklärung über das Entstehen der Koralleninseln einlassen; sie gehört in das Fach der Gelehrten, und von diesen erwarte der Leser nähere Auskunft hierüber. Die Insel war an manchen Stellen mit undurchdringlichem Walde bedeckt, worunter der Pandanus, welcher einen lieblichen, aromatischen Geruch verbreitet, am häufigsten zu sehen ist; den Brotfruchtbaum, der hier eine ungeheure Dicke und Höhe erreicht, sieht man

*) Dieser Same ist von einer solchen Beschaffenheit, daß er Jahrelang auf der See herum treiben kann, ohne zu verderben, da er in einer dicken Schale verborgen liegt. Seinen Ursprung hat er wahrscheinlich an den Küsten Amerikas, von wo er durch Flüsse ins Meer getrieben, durch den starken Strom, der zwischen den Tropen gewöhnlich von O nach W geht, endlich nach diesen Inseln gebracht wird. Um sich von der Möglichkeit zu überzeugen, erinnere man sich des japanischen Schiffes, welches durch den Strom von O nach W in siebenzehn Monathen von der japanischen Küste bis nach Californien gebracht ward.

ebenfalls oft; die Zeit der Früchte aber schien vorüber zu seyn. Cocosbäume gibt es selten, indeß fanden wir junge Bäume dieser Gattung die erst kürzlich angepflanzt waren. Von Thieren haben wir nur mittelmäßig große Ratten und Eidechsen gesehen; erstere sind so dreist, daß sie neben uns herliefen, ohne sich im geringsten zu fürchten; Landvögel wurden nicht entdeckt. In einer viereckigen Grube, an einer niedrigen Stelle der Insel, fanden wir klares Wasser, von so reinem Geschmacke, daß ich seitdem täglich davon hohlen ließ. Als wir die Insel verließen, der ich den Nahmen: Ziegeninsel, gegeben, sahen wir die Ziegen nebst Hahn und Huhn auf dem alten Platz. Gewiß werden sich die Einwohner über die neuen Gäste höchlich verwundern, aber sich zugleich überzeugen, daß wir nur in guter Absicht hier waren, da ich auch ein Stück Eisen dort zurückließ.

Den Abend und die folgende Nacht hatten wir starke Windstöße aus O. t. N. mit Regen, und den 9ten verging uns der Morgen unter allerley Arbeiten und vergeblichem Erwarten der Insulaner. Nachmittags schickte ich ein Boot, um Wasser zu hohlen, und zugleich mußte der Steuermann Chramtschenko dort eine Grundlinie ziehen, und Winkel nehmen. Abends kam das Boot mit der Nachricht

zurück, daß man dort Menschen gefunden, die wahrscheinlich in der Nacht angekommen waren. Der Steuermann berichtete mir: man habe ihn sehr freundlich aufgenommen, einigen Schmuck, den er anzunehmen, sich geweigert, ihm aufgedrungen, ihn mit Pandanussaft bewirthet, und es überdem an Unterhaltung nicht fehlen lassen; er bemerkte ferner, daß er weder Weiber noch Kinder gesehen, aber wohl einen ganz alten Mann, den er früher nicht gekannt. Unsere hingebrachten Geschenke fand Chramtschenko wieder, indem der Bock mit den Ziegen eine kleine Hütte neben der Hauptwohnung zum Nachtlager eingenommen hatte. Nur verstohlene Blicke warfen die Insulaner auf diese Thiere, und waren bereit, bey jeder ihrer Bewegungen, davon zu laufen. Man kann sich denken, welchen Eindruck ein solches nie gesehenes Thier mit Hörnern und langem Barte, auf die Wilden machen mußte, und es ist nicht zu verwundern, daß alle mit einem lauten Geschrey auseinander liefen, als man den Versuch machte, ihnen eins näher zu bringen. Die Beschreibung ihres Schrecks erinnerte mich an Robinsons Freytag, der ebenfalls über einen Ziegenbock die höchste Angst ausgestanden hat. Der Steuermann suchte ihnen begreiflich zu machen, daß die Ziegen ein Geschenk von uns und zu ihrer Nahrung bestimmt wä-

ren, was sie endlich zu verstehen schienen, da sie oft das Wort Aidara wiederhohlten; mit diesem Worte nähmlich drücken sie sowohl freundschaftliche Gesinnungen als Dankbarkeit aus. Die Hühner waren ihnen bekannt; sie nannten den Hahn Kahu, und die Henne Lia-Lia-Kahu. Ein Stück Zeug, das wir gestern in der Hütte zurückgelassen, lag noch an dem nähmlichen Platze und machte ihnen eine unbeschreibliche Freude, als der Steuermann es jetzt vertheilte. Wir hielten dieses für große Ehrlichkeit, fanden aber bey näherer Bekanntschaft, daß sie arge Diebe und nur aus Furcht so enthaltsam waren. Während der Zeit unseres Hierseyns haben wir verschiedene Observationen gemacht, und eine Menge Distanzen genommen.

Den 10. Januar. Nachdem nun die Länge und Breite unsers Ankerplatzes sorgfältig bestimmt war, beschloß ich, die Inselkette weiter nach O zu verfolgen, und fertigte deshalb den Lieutenant Schischmareff mit der Barkasse schon um fünf Uhr Morgens ab, um einen Ankerplatz zu suchen, den wir von hier aus in einem Tage erreichen konnten; denn da der Wind hier gewöhnlich östlich und am Tage frisch weht, so kann man in dieser Richtung nicht weit vorrücken, was mich indeß von meinem Plan nicht abbringen konnte. Am Morgen hatten wir

schönes Wetter, Nachmittags aber erhob sich ein heftiger Sturm, der die Barkasse zwang, ans Schiff zurückzukehren. Der Lieut. Schischmareff war sieben Meilen vorgedrungen, ohne einen sichern Ankerplatz zu finden; wenn gleich Boden und Tiefe an manchen Stellen das Ankern erlaubten, so war man doch nirgend vor den Wellen aus O geschützt, die ein starkes Schwanken des Schiffs hervorbringen, und dadurch die Ankertaue der Gefahr aussetzen von den Korallen zerschnitten zu werden. Er bemerkte auf dieser Fahrt verschiedene Korallenbänke, die von der Inselkette aus nach S lagen; dicht neben den Riffen, welche die Inseln verbinden, besteht der Boden aus feinem Sande, den Inseln gegenüber aber aus lebendigen Korallen. Indem Schischmareff die Ziegeninsel passirte, sah er Menschen auf den Zwischenriffen, welche die Zeit der Ebbe benutzten, um von einer Insel zur andern zu gehen; alle übrigen Inseln schienen ihm unbewohnt.

Den 11ten. Da nach Schischmareffs Bericht, die Untersuchung mit der Barkasse Schwierigkeiten hatte, theils weil der heftige Wind ihr wenig vorzudringen erlaubte, theils auch weil die Wellen beständig hinein schlugen; so beschloß ich, bey dem ersten schönen Wetter, mit dem Rurick selbst einen Versuch zu machen. Der heutige Tag war die-

sem Unternehmen nicht günstig, ich blieb also vor Anker und fuhr Nachmittags auf die Ziegeninsel, um dort Observationen mit dem Inclinatorium zu machen. Menschen sah ich dort nicht, aber destomehr Ratten, die mich oft in meiner Arbeit störten, indem ich sie verjagen mußte. Eine von den Ziegen, die sich wahrscheinlich durch die veränderte Kost eine Indigestion zugezogen, fand ich todt. Unserm Ankerplatze habe ich den Nahmen: Weihnachtshafen gegeben, weil wir dem alten Styl nach, diese Feyertage dort zubrachten.

Den 12ten. Der Wind wehte heftig aus ON und schien meiner Unternehmung nicht günstig; dennoch befanden wir uns schon um sechs Uhr Morgens unter Segel, weil ich hoffte, daß das schöne Wetter sich auch heute mit dem Aufgang der Sonne wieder einfinden würde, wie es schon oft geschehen war. Wir lavirten Anfangs mit gutem Erfolg, doch dauerte die Freude nicht lange; der Wind wurde immer heftiger, die Luft so trübe, daß uns oft das Land verborgen war; die Marssegel mußten am Ende mit einem Riff getragen werden, wodurch die Marsascoten oft zerrissen, und uns viel Zeit raubten. Alle diese Unannehmlichkeiten hätten wir indeß muthig ertragen, aber jetzt als die Sonne durch einen einzigen Blick die Gegenstände um uns her erhellte, schrie die Wache von der Spitze

des Mastes, und zugleich der Steuermann aus dem Mastkorbe: wir sind umringt von Untiefen! wir sind umgeben von Korallen-Riffen! In einem Nu ward das Schiff gegen den Wind gewandt, und es war die höchste Zeit, denn eben waren wir im Begriff über eine Untiefe zu segeln, die das trübe Wetter uns verborgen; kaum aber hatten wir Zeit, unsere sehr gefährliche Lage zu erkennen, als die Sonne auch wieder von Wolken bedeckt war, und wir von Neuem in Gefahr kamen. Die meisten dieser Bänke erreichen kaum die Oberfläche des Meeres, haben einen geringen Umfang, und steigen senkrecht aus dem Grunde empor. Bey heiterm Wetter wird man sie schon in beträchtlicher Entfernung gewahr, da sich jede Untiefe durch einen dunkeln Fleck auf dem Wasser auszeichnet, ist es aber trübe, so hat die ganze Oberfläche eine dunkle Farbe, und man merkt die Gefahr erst, wenn man ihr kaum mehr ausweichen kann. So ging es auch uns, denn wie das Schiff nur seinen Lauf begann, erblickten wir eine Untiefe; es wurde gewandt und wieder gewandt, und endlich bekamen wir einen Regen, der uns in Finsterniß hüllte, und Windstöße, die abermahls die Marsascoten zerrissen. Ich dachte jetzt nicht mehr an ein weiteres Vordringen, und war nur besorgt, das Schiff unbeschädigt in unsern Hafen zurückzubringen. Nach

unzähligen Wendungen zwischen Korallenbänken und Untiefen, gelang es uns wirklich, unsern Ankerplatz glücklich aber sehr erschöpft zu erreichen, nachdem wir drey Stunden in einer wahrhaft peinlichen Thätigkeit zugebracht hatten. Wir waren auf dieser mißgelungenen Expedition sieben Meilen nach O vorgedrungen, hatten in dieser Richtung von der Spitze des Mastes Land gesehen, und vermutheten daher, daß wir uns in einem Inselkreise befänden. Nicht allein diesen Tag, sondern auch noch den 13ten hatten wir schlechtes Wetter, ein Windstoß folgte auf den andern, und einige waren so heftig, daß ich für das Ankertau besorgt war; nach einem heftigen Platzregen ward es stiller. Ich schickte Nachmittags ein Boot nach der Ziegeninsel, um Wasser zu hohlen, was täglich geschah, um unsern Wasservorrath von den Sandwich-Inseln zu sparen. Das gesammelte Regenwasser taugt nicht zum Aufbewahren, da es schon nach sechs Tagen stinkend wird. Wir sahen unterdeß ein Boot aus O kommen, an der Ziegeninsel landen, und der Unterofficier berichtete mir, er habe dort Menschen vorgefunden, die ihn freundlich empfangen, wobey sogar einige Weiber sich beeifert hätten, ihn mit Gesang und Tanz zu unterhalten. Wir feyerten heute das Neujahr (alten Styls) durch Ruhe, und ich beschäftigte mich mit dem Plan,

eine Fahrt mit Böten zu unternehmen, sobald das Wetter etwas freundlicher würde.

Den 14ten Morgens sahen wir abermahls aus O ein Boot unter Segel an der Ziegeninsel landen; es war das zweyte der Art, und ich hoffte jetzt gewiß, daß der wahre Aufenthalt dieser Wilden am östlichen Theil der Inselgruppe seyn müsse. Der Steuermann, den ich in Geschäften zur Insel geschickt, kehrte mit der Nachricht zurück, er habe fremde Insulaner vorgefunden, sey mit gesottenen Fischen und gebackener Brotfrucht bewirthet und ebenfalls von den Weibern mit Gesang und Tanz unterhalten worden. Jede Zusammenkunft, die wir bisher jetzt mit den Wilden gehabt, bewies uns ihre gutmüthige Natur. Die Ziegen waren ihnen noch immer ein Gegenstand der Angst, und heute hatte sie eine noch besonders furchtbar gemacht; als nähmlich der Steuermann zu den Hütten trat, überreichte ihm der Aelteste, als Friedenszeichen, einen Blumenstrauß; der Bock läuft in dem Augenblick auf seinen Reisegefährten los und reißt im Vorbeygehen dem erschrockenen Wilden den Strauß mit solcher Geschwindigkeit aus der Hand, daß dieser einen Stoß mit den Hörnern bekam; natürlich lief er mit allen seinen Gefährten unter lautem Geschrey davon, und nur mit Mühe gelang es dem Steuermann, sie zu ihren Wohnungen zurück-

zulocken, nachdem er die Ziegen ins Gebüsch getrieben.

Das Wetter war heute ungemein schön und zu unserm Unternehmen günstig; es wurden eilig alle Anstalten dazu getroffen, und um 1 Uhr Nachmittags verließ ich mit zwey gut bewaffneten Böten in Begleitung der Herren Gelehrten, des Lieutenant Schischmareffs und mehreren Matrosen den Rurick. Wir waren in allem neunzehn Mann, und hatten uns auf fünf Tage mit Lebensmitteln versehen. Um drey Uhr Nachmittags erreichten wir die fünfte Insel, wo ich die Nacht zu bleiben beschloß, um bey Anbruch des Tages die Reise nach O weiter fortzusetzen. Ich machte absichtlich heute nur einen so kurzen Weg, damit meine Leute die immerfort rudern mußten, nicht zu sehr ermüdeten; überdem wünschten wir alle hier unsere Wißbegierde zu befriedigen, indem wir die Korallen, sowohl auf der Insel, als auf den Riffen untersuchen wollten. Es traf sich, daß wir gerade beym höchsten Stande des Wassers landeten, und daher die Böte bequem in einen Canal bringen konnten, der sich zwischen der fünften und sechsten Insel gebildet; beym Eintritt der Ebbe lagen sie freylich auf dem Trockenen, weßhalb wir zur Zeit der Fluth nach zwölf Stunden nicht versäumen durften, sie wieder flott zu machen. Das Lager ward auf einer freundlichen Wie-

se, unter dem Schatten eines Pandanus aufgeschlagen, und während man Feuer machte, um Thee zu bereiten, durchstrich ich mit meiner Flinte die Insel, und die Herren Naturforscher beschäftigten sich mit den Korallen. Bald hatte ich die Insel in allen Richtungen durchschnitten, da sie nur eine halbe Meile im Umfange enthält. Das Innere derselben besteht aus großen, abgestorbenen Korallenblöcken, die nur höchstens mit einer Schichte von zwey Zoll Dammerde bedeckt ist, während diese auf der Ziegeninsel an manchen Stellen schon drey Fuß beträgt. Dieser Unterschied beweist, wie viel später diese kleine Insel entstanden ist, und auf der ganzen Kette hat sich uns nachher die Bemerkung bestätigt, daß die kleinen, im Vergleich mit den großen Inseln, um vieles zurück, und die Vegetation nur kümmerlich ist, da es ihnen noch an Erde mangelt, die sich erst in langen Jahren durch Abfallen und Faulen der alten Blätter erzeugt. Der Punct, auf dem ich stand, erfüllte mich mit Staunen, und ich bethete die Allmacht Gottes an, die auch diesen kleinen Thieren die Kraft verlieh, solche Werke zu schaffen. Meine Gedanken verwirrten sich, als ich die ungeheure lange Zeit erwog, die vergehen muß ehe eine solche Insel aus der unermeßlichen Tiefe des Meeres, auf der Oberfläche desselben sichtbar wird! In der Zukunft werden sie eine andere Ge-

stalt annehmen, indem sich alle Inseln vereinigen und einen kreisförmigen Landstrich bilden, in dessen Mitte sich ein Teich befindet; und auch diese Gestalt verändert sich wieder, denn immer bauen ja diese Thiere fort, bis sie die Oberfläche erreichen; und so wird hier einst das Wasser verschwinden, und eine einzige große Insel sichtbar seyn. Es ist eine seltsame Empfindung auf einer lebendigen Insel herumzugehen, an deren Tiefe alles in größter Thätigkeit ist; und in welchen Winkel der Erde könnte man dringen, wo man nicht auch schon Menschen fände! Im tiefsten Norden zwischen Eisbergen, unter der brennenden Sonne des Aequators, und selbst mitten im Ocean, auf Inseln die durch Thiere entstanden sind, trifft man sie an.

Ich besuchte auch die sechste Insel, wohin ich zur Zeit der Ebbe trocknen Fußes gelangen konnte, und fand sie der fünften ganz ähnlich; an den Ufern, die der offenen See ausgesetzt sind, wüthet die Brandung furchtbar, das schäumende Wasser spritzt mehrere Faden in die Höhe, und lange Korallenblöcke, die wahrscheinlich bey heftigen Stürmen von den Riffen abgebrochen, ans Land geschleudert sind, liegen zerstreut umher; eine Menge Muscheln verschiedener Gattung und Korallen-Trümmer bedeckten das Ufer. Nachdem ich mich vergebens nach einem

Vogel umgesehen, der es verdient hätte in unsere Sammlung aufgenommen zu werden, kehrte ich ins Lager zurück, wo wir uns alle fröhlich um den Theekessel versammelten, und uns herzlich freuten, auf einer so merkwürdigen Insel zu sitzen, die wir selbst entdeckt hatten. Chamisso und Eschholz kehrten mit einer Menge seltener Korallen und Seethieren zurück, ihre Unterhaltung darüber war belehrend, und wir hörten mit Aufmerksamkeit zu, bis Ratten und Eidechsen uns zerstreuten, indem sie unser Zwieback stahlen. Nach Chamissos und Eschholz Behauptung unterschieden sich diese Ratten und Eidechsen nicht von den europäischen; man warf die Frage auf, wo sie hergekommen? und diese Aufgabe läßt sich nur durch das Scheitern eines Schiffes an diesen Inseln lösen. Dieselbe Frage entstand auch, als unsere Stubenfliegen uns hier in unaufhörlicher Thätigkeit erhielten. An den Bäumen sahen wir viele Muschelkrebsen herumkriechen, die ihre Wohnung immer mit sich tragen. So rückte der Abend unter allerley interessanten Untersuchungen und Bemerkungen heran, und unser Mahl, das aus englischem Patentfleisch bestand, und uns herrlich schmeckte, erfüllte uns mit Dank gegen den Erfinder desselben.

Die Nacht ließ ich Feuer brennen, und zwey

Schildwachen mit geladenem Gewehr mußten ihre Posten an beyden Seiten des Lagers nehmen, um es im Fall der Noth durch einen Schuß in Bewegung zu bringen; überdem schliefen wir in Kleidern, und hatten unsere Waffen zur Seite. Obgleich diese Maßregeln unter einem so gutmüthigen Völkchen fast zu ängstlich waren, so mochte ich doch von dem Gesetze, das ich mir gemacht, nie die höchste Vorsicht zu verabsäumen, auch hier nicht abgehen. Wir brachten die Nacht ruhig zu, dennoch floh mich der Schlaf, den die Erwartung der zu hoffenden Entdeckungen verscheuchte. Das Feuer im Walde in der finstern Nacht, das Rufen der Wachen, der wilde Gesang der Insulaner auf der Ziegeninsel, das dumpfe Gebrause der Brandung, und der ganz fremde Ort, an dem ich mich befand, brachten ein wunderbares Gefühl in mir hervor, das mich munter erhielt, und fast beneidete ich meine Gefährten, die alle ruhig schliefen.

Um drey Uhr Morgens mußte, meiner Berechnung nach, das Wasser seinen höchsten Stand erreicht haben; ich eilte zu unsern Böten, und fand zu meinem Verdruß, daß der Canal zu wenig Wasser enthielt, um sie herauszubringen, weßhalb wir gezwungen waren, die Fluth, mit der wir gelandet, auch heute wieder zu erwarten. Wir beschäftigten uns un-

terdeß, da das Wetter herrlich war, mit Untersuchung der Korallen, und als das Wasser anschwoll, befahl ich, die Barkasse zu beladen. Eben als wir bereit waren, unsere Reise wieder anzutreten, rief der wachhabende Matrose: er sähe zwey Böte aus O kommen, wovon das eine sehr groß sey; sie hätten uns bemerkt und kämen gerade auf die Insel zu. Ich beschloß die Böte zu erwarten, ließ die Gewehre in Bereitschaft setzen, und stand selbst mit Schischmareff und den Herren Gelehrten unbewaffnet, mit gespannter Erwartung am Ufer. Bald ankerten beyde in geringer Entfernung, und die Geschicklichkeit mit der sie ihre Canots unter den Wind brachten und die Segel einnahmen, bewies uns, daß sie sehr geübte Seeleute waren, und machte uns viel Vergnügen. Ihre Segel bestanden aus fein geflochtenen Matten, und hatten einen so künstlichen Schnitt, daß auch der schärfste Seitenwind hinein fassen mußte. Das große Boot, auf dem wir fünf und zwanzig Mann zählten, war dreyßig Fuß lang, hatte auf dem Balancier ein kleines Häuschen, und von dem sehr hohen Maste hingen eine Menge Taue herunter. Nachdem sie unter vielem Lärm ihre Arbeiten vollbracht hatten, sprangen vier Mann ins Wasser und schwammen auf uns zu. Mit einem großen Muschelhorn führte einer von diesen den Zug

an, die Uebrigen folgten mit Cocosnüssen und der Pandanus-Frucht, und die Zurückgebliebenen erwarteten mit Stillschweigen den Erfolg dieser Gesandtschaft, die mit vieler Sicherheit zu uns trat. Der Anführer mit dem Muschelhorn zeichnete sich durch sein ganzes Wesen vortheilhaft aus; er war ein langer schlanker Mann von dreyßig Jahren; sein schwarzes, auf dem Kopfe zierlich zusammen gebundenes Haar, schmückte ein weißer Blumenkranz, in Form einer Krone geflochten; in den auffallend großen Ohrlöchern (wie ich sie schon auf den Neujahrsinseln bemerkt) trug er Rollen von Schildplatt mit Blumen verziert, um den Hals hing viel bunter Schmuck, auch war er verschieden von den Uebrigen und weit stärker tatuirt, was ihm das Ansehen eines geharnischten Mannes gab, sein durch vielsagende Augen belebtes Gesicht zierte ein kleiner Schnurbart und Knebelbart. Erstaunen, Furcht und Neugier wechselten in seinen Zügen, aber sich selbst überwindend, trat er mit majestätischem Gange auf mich zu, und überreichte mir mit dem wiederhohlten Ausruf: Aidara! seyn Muschelhorn.*) Seine Begleiter legten mir die

*) Ich habe nachher erfahren, daß der Anführer sich dieses Horns im Kriege bedient, und nur seinem Sieger überreicht. Wahrscheinlich hielten sie uns für überirdische Wesen und sich schon dadurch für besiegt.

Früchte zu Füßen, sahen uns erzwungen freundlich an, zitterten aber sehr, besonders Einer von ihnen, der wirklich convulsivische Bewegungen hatte. Wir suchten der Gesandtschaft Muth einzuflößen, was uns bis auf den einen auch ziemlich gelang, und unser freundliches Betragen, schien sie sehr zu überraschen. Ich ließ am Ufer ein rothes Tuch ausbreiten, nöthigte den Anführer zum sitzen, und setzte mich, während die andern uns im Kreise stehend umgaben, neben ihn. Er saß mit vielem Anstande auf asiatische Manier, wurde immer lebhafter, und that viele Fragen, indem er bald auf das Meer, bald auf die Sonne und den Himmel wies; ich begriff endlich, daß er zu erfahren wünschte, ob wir aus dem Meere oder vom Himmel kämen; und als ich ihm zu verstehen gab, daß ich seine Sprache nicht verstünde, war er unwillig über sich selbst, und sprach immer lauter und schneller, indem seine Blicke auf allen, ihm ganz neuen Gegenständen rastlos umherschweiften, ohne ihn doch in seiner Unterhaltung zu unterbrechen. Gefiel ihm eine Sache besonders, so konnte er sich nicht enthalten, darnach zu greifen und sich nach dessen Gebrauch zu erkundigen, konnten wir ihm solchen begreiflich machen, so äußerte er sein Erstaunen durch ein gedehntes lautes O . . h! seine Begleiter, die sonst keinen Laut von sich gaben,

wiederhohlten es, und das dritte Echo des langen O — h erschallte von den Canots. Er selbst schrie ihnen laut zu, was er gesehen; wieder ertönte das O — h, und dann setzte er sein Gespräch fort, bis ein neuer Gegenstand seine Aufmerksamkeit fesselte. Unter andern griff er nach einer blechernen Dose, die er neugierig von allen Seiten besah, und als ich den Deckel öffnete mit seinem lauten O — h zurücksprang. Er rief gleich den Leuten auf dem Conot die wunderbare Begebenheit zu, und als ich jetzt mehrere Dosen öffnete, gerieth er vor Erstaunen außer sich, und die eintönige Ausrufung nahm kein Ende. Ich werde diesen wißbegierigen Mann Rarick nennen, denn so nannten ihn seine Begleiter, und es war mir ergötzlich, daß sein Nahme sich nur in Einem Buchstaben von dem unseres Schiffs unterschied. Nachdem ich mich lange mit dem liebenswürdigen Rarick unterhalten, und er mir Muschelkränze und verschiedene andere seiner zierlichen Arbeiten aufgedrungen hatte, ließ ich von den Böten einige Messer, Scheeren und Eisen bringen, und kaum erschien letzteres, das aus drey Zoll langen Stücken von alten Faßbändern bestand, so äußerten sie abermahls ihr Erstaunen durch ein lautes O — h, und man las die Begierde, diesen Schatz zu besitzen, in ihren feurigen Blicken. Möll! Möll! (so nannten sie das

Eisen) *) ertönte jetzt von Mund zu Mund, auf denn Canots entstand ein furchtbares Geschrey, und sechs Mann, die der anziehenden Kraft nicht widerstehen konnten, sprangen ins Wasser, gesellten sich zu uns, um das Eisen anzugaffen, und man hörte nichts als Möll! Möll! Ich schenkte dem Rarick einige Stücke Eisen, ein Messer und eine Scheere, er faßte seinen Schatz mit beyden Händen, drückte ihn fest an seine Brust, als ob er fürchtete, ihn wieder zu verlieren und konnte sich mit dem Gedanken nicht vertraut machen, eine so unermeßliche Kostbarkeit zu besitzen, die die übrigen mit gierigen Blicken verschlangen; als endlich auch an sie die Reihe kam, erheiterten sich ihre neidischen Gesichter; der Jubel war entsetzlich, alle sprangen mit ihrem Eisen wie wahnsinnig umher, indem sie unaufhörlich Möll! Möll! schrien; ihre Kameraden auf den Böten wurden unruhig, einige wagten sich schwimmend ans Land, und als auch diese beschenkt waren, ertönte der schreckliche Lärm von Neuem. Jetzt war der Freundschaftsbund geschlossen, die Wilden wur-

*) Der Gebrauch desselben ist diesen Insulanern bekannt, wir haben in der Folge ein Paar Stück bey ihnen gefunden, die sie wahrscheinlich von den Balken eines gescheiterten Schiffes erhielten. Selbst solche Balken, die aus amerikanischen Holz zu seyn schienen, sind uns später zu Gesicht gekommen.

den immer freyer, scherzten und umarmten uns oft. Ich suchte dem Rarick begreiflich zu machen, daß ich nach O wollte, wo ich seine Wohnung vermuthete; er verstand mich und setzte sich bereitwillig in mein Boot; wir brachen auf, Rarick saß neben mir, und die Wilden brachten ihr Canot mit bewundrungswürdiger Schnelligkeit unter Segel, um zu laviren, da ihre Böte nicht zum rudern eingerichtet sind. Als wir uns aber etwas von ihnen entfernen mußten, um einander nicht im Wege zu seyn, so sank dem Rarick der Muth, mit uns allein zu seyn schien ihm doch gefährlich, und seine Furcht leuchtete aus jeder Bewegung hervor, so sehr er sie auch zu verbergen strebte. Von den Canots rief man ihm oft etwas zu, das Gespräch zwischen ihm und seinen Unterthanen ward immer lebhafter und seine Angst stieg mit jedem Ruderschlage: vergebens bemühten wir uns, ihn zu beruhigen, ehe wir es uns versahen, lag er mit allen seinen Schätzen im Wasser und schwamm eilig seinem Canot zu, das er bestieg und plötzlich der Ziegeninsel zulenkte. Unmöglich konnten wir glauben, daß sie uns, nachdem sie so reichlich beschenkt waren, ganz verlassen würden, wahrscheinlich aber war die Nachricht von den bärtigen gehörnten Thieren auch zu ihren Ohren gekommen, die sie jetzt betrachten wollten, und wirk-

lich bestätigte mein Steuermann, der sich zufällig dort befand, meine Vermuthung; sie hatten mit großem Erstaunen die Ziegen angesehen, waren entsetzt davon gelaufen wenn diese meckerten und hatten sich hierauf immer gegenseitig über ihre Furcht ausgelacht. Um drey Uhr verließen uns unsere Begleiter, und wir eilten noch vor Untergang der Sonne die neunte Insel zu untersuchen, welche wir um sieben Uhr erreichten und wo ich die Nacht zu bleiben beschloß, da meine Matrosen von dem Rudern gegen den Wind sehr erschöpft waren. Wir waren jetzt fünf Meilen von dem Schiff entfernt und sahen noch immer in O die freye See. Sobald wir angekommen, durchstrichen wir die Insel nach allen Richtungen, um Menschen zu entdecken, fanden aber nur Spuren von ihnen und eben verlassene Hütten. In der Mitte der Insel stand ein Haus, das ganz denen auf der Ziegeninsel glich, nur beträchtlich größer war, es hatte die Form eines chinesischen Tempels; ein quadratförmiges, sehr sauber aus Schilf gearbeitetes Dach, das nach oben zu spitz wurde, ruhte fünf Fuß über der Erde auf vier Säulen und schützte gegen die brennende Sonnenhitze, zwischen den Säulen wehte der Wind kühlend durch; der Boden war mit Korallensteinen gepflastert, der inwendige Raum von der Spitze des Daches bis an die Säulen durch ein

hübsch gearbeitetes Gitterwerk abgetheilt, in dessen Mitte eine viereckige Oeffnung angebracht war, so groß, daß man bequem hindurch kriechen konnte. Gewiß haben die Ratten die Bewohner dieser Insel auf die Idee gebracht, ihre Häuser auf Säuleu zu bauen, denn ich bemerkte, daß sie ihre Vorraths-kammer innerhalb des Gitters haben, wohin die Ratten an den platten Pfeilern nicht gelangen können. Ihre Schlafhäuser sind auf die Erde gebaut und bestehen nur aus einem Dach mit zwey Eingängen; die Wohnungen für den Tag sind so groß, daß sich 20 — 30 Menschen darin aufhalten können. Das Haus welches wir besuchten, war angefüllt mit Geräthschaften aller Art; Fischnetze, Fischhaken, Schnüre, Gefäße aus Cocosschalen und dergleichen mehr, lag bunt durcheinander. Seine Lage schuf es zu einer freundlichen Einsiedeley, denn es stand in der Mitte eines kleinen Grasplatzes, umringt und beschattet von Brotfruchtbäumen, die so dicht standen, daß man nur auf einem schmalen Fußwege zu dem Hause gelangen konnte.

Diese Insel schien uns älter als die Ziegeninsel, was wir aus der sehr üppigen Vegetation und der hohen Dammerde schlossen. Cocosbäume waren auch hier selten, überall aber sahen wir junge, erst eben angepflanzte Bäume dieser Art; es scheint

als wären die Inseln nur erst seit Kurzem bewohnt. Nachdem wir uns vergebens nach Menschen umgesehen, ließ ich unser Lager auf einem grünen Platze am Ufer aufschlagen, denn ermattet durch die Hitze des Tages, sahen wir alle voll Sehnsucht dem Abend entgegen. Die Nächte sind hier sehr schön und haben den Vorzug vor jenen anderer warmen Länder, daß hier kein Thau fällt, da die Koralleninseln nicht ausdünsten. Man kann ruhig und unbesorgt unter dem sternhellen Himmel schlafen, erquickt und gekühlt von dem lauen Passat, der durch keine hohe Insel aufgehalten, herüber weht. Der Kessel mit Patentfleische versammelte uns zu einem fröhlichen Mahle, und hierauf lagerten wir uns auf unsere Grasbetten, der blaue Himmel war unser Dach, freundlich funkelte der Sirius über uns und eine herrliche warme Luft umgab uns wohlthätig. Die Schildwachen waren vertheilt wie in der vorigen Nacht, wir hatten aber wieder nur die Angriffe der Ratten auszustehen. Ich erwachte als der Tag dämmerte, und ergötzte mich an dem Aufgang der Sonne; nie schien es mir, sah ich sie herrlicher aus dem Meere steigen, als auf dieser niedrigen Insel; noch ruhte die Nacht über der Tiefe, ein goldner Rauch am Saume des Horizontes verkündete den nahen Aufgang der Sonne, nach zwey Augenblicken stand sie prachtvoll da,

das Meer strahlte in ihrem Wiederscheine, und gewährte den entzückendsten Anblick.

Den 16ten Januar waren wir schon um sechs Uhr unterwegs; ein schacher Wind und der kühle Morgen erlaubte uns rasch zu rudern. An der neunten Insel gestattete die Beschaffenheit des Bodens zwar zu ankern, doch nicht so bequem als in unsern Weihnachtshafen. Je höher die Sonne stieg, um so frischer ward der Wind, und erst um Mittag erreichten wir die dreyzehnte Insel, nachdem wir von unserm Nachtlager vier Meilen zurückgelegt hatten. Hier stärkten wir uns durch ein Mahl, und meine Matrosen, die ich der anstrengenden Arbeit in der brennenden Sonnenhitze nicht aussetzen wollte, ruheten einige Stunden. Die Insel hatte nur eine Meile im Umfange und war unbewohnt, wenigstens entdeckten wir weder Hütten noch Wasserbehälter. Nach S erstreckt sich von hieraus ein Riff, durch welchen sich am südwestlichen Theile ein kleiner Hafen bildet, der gegen O geschützt ist. Wir erkletterten einen ziemlich hohen Baum und sahen in SO Land, wodurch ich in meiner Vermuthung, daß wir uns hier in einem Kreise befänden, bestärkt ward. In NO $1\frac{1}{2}$ Meile von uns entfernt, lag eine kleine Insel, die höher schien, als alle bis jetzt gesehenen. Nachdem wir unser Mittagsmahl beendigt, kündigten uns die

Schildwachen drey Menschen an, die von W längs dem Riffe angestiegen kamen; die Zeit der Ebbe gestattete ihnen diesen Spatziergang, und obzwar das Wasser an einigen Stellen doch so tief ist, daß es durchschwommen werden muß, so bedienen sich doch die Einwohner dieses Weges mit einer Sicherheit, wie wir uns unserer Heerstraßen. Durch das Fernrohr erkannte ich den Rarick mit seinen Begleitern und bald erschienen sie unbewaffnet und sehr erfreut, uns wieder zu sehen, in unserer Mitte. Mein Freund war wieder ungemein beredt und ob ich Anfangs gleich kein Wort verstand, so verhalf uns doch nach und nach diese Beredsamkeit zu einem Schatz von Ausdrücken, die wir aufschrieben, wenn wir sie begriffen zu haben glaubten; so erfuhren wir, daß ein Mann: Mamuan, ein Weib Redgiui *) heißt; Tamu, heißt Anführer und ein solcher war Rarick, von der ganzen Inselgruppe. Mit unbeschreiblicher Lebhaftigkeit drang er jetzt auf mich ein, und niemand konnte begreifen was er eigentlich zu erfahren wünschte; endlich nannte er alle seine Begleiter, dann sich selbst, und als er hierauf mich fragend ansah, erriethen wir, daß es ihm um meinen Nahmen zu thun war. Er war sehr erfreut, als

*) Das gi wird französisch ausgesprochen.

er sich verstanden sah, nannte sich jetzt nach meinem Nahmen, und mich nach dem seinigen, wobey er zu erforschen suchte, ob ich auch damit zufrieden sey. Da mir schon früher der Gebrauch auf den Südsee-Inseln die Nahmen bey Freundschaftsbündnissen zu vertauschen, bekannt war, so nahm ich seinen Vorschlag gern an; ich hieß jetzt Rarick und er, da er meinen Nahmen nicht anders aussprechen konnte, Totabu. Die Begleiter Totabus tauschten unterdeß die Nahmen der Herren Gelehrten gegen die ihrigen ein, und unser Umgang war hierauf um vieles vertrauter. Jetzt gingen Totabus gelehrte Nachforschungen von Neuem an; meine Flinte, deren Gebrauch ich ihm nicht zu zeigen wagte, beschäftigte ihn sehr, unsere Kleider waren ihm ein Gegenstand der höchsten Neugier und unsere Schuhe erregten ein unmäßiges Gelächter, besonders als Einer von ihnen bey dem ersten Versuche damit zu gehen, der Länge nach hinfiel. Ins höchste Erstaunen aber geriethen alle, als ich meine Jacke auszog und meinen Arm entblößte; sie waren bestürzt, ihn weiß zu sehen und konnten nicht aufhören, ihr lautes O — h darüber auszustoßen. Alle Kostbarkeiten, die ich gestern dem Rarick geschenkt, trug er wohlverwahrt in Pandanus-Blättern an sich, um sich daran zu ergötzen und um eilig etwas mit der Scheere zu zer-

schneiden, wickelte er sie zuweilen auf, aber bald verbarg er sie wieder im Gürtel. Ein kleiner Spiegel kam nicht aus seinen Händen, er sah unaufhörlich hinein, und seine Begleiter, denen er auch zuweilen einen Blick hinein vergönnte, griffen hastig hin, um ihre Ebenbilder zu fangen, was ihnen allen unendlich viel Spaß machte. Unterdeß ankerten Raricks Böte an unserer Insel; er bath mich, ihn in seine Heimath zu begleiten, wobey er nach O zeigte und wir kamen überein, daß er vorausfahren und wir auf unsern Böten ihm folgen wollten. Die Uhr war vier, als wir uns einschifften, und ich nahm den Weg nach der hohen Insel in NO die ich zu untersuchen beschloß, weil ihre Höhe im Vergleich mit den übrigen uns merkwürdig schien. In einer Stunde hatten wir sie erreicht, konnten aber lange keinen Landungsplatz ausfindig machen, da sie von Riffen umringt war und mußten, um unsere Neugier zu befriedigen, bis über die Knie durchs Wasser waden. Die Insel, ungefähr so groß wie die eben verlassene, hatte fast gar keine Erde, sondern war bedeckt mit ungeheuer großen Korallenblöcken, die sich unregelmäßig übereinander thürmten, und mit Gewalt dahin geschleudert schienen, was vielleicht durch einen heftigen Sturm aus N geschehen seyn konnte. Trotz der wenigen Erde wurzelten sich zwischen den

Blöcken Bäume, die an Höhe und Dicke unsern ältesten Eichen gleich kamen und auch ungefähr das Ansehen derselben hatten. Eine Menge Vögel von der Gattung der Seeschwalben, welche auf den Bäumen nisteten, erhoben bey unserm Anblick ein furchtbares Geschrey.

Da sich auch an dieser Insel sehr gute Ankerplätze für ein Schiff fanden, so änderte ich meinen Plan, den Rarick in seiner Heimath zu besuchen: ich hoffte mit dem Rurick bis ans Ende der Gruppe durchzudringen, und trat, um keine Zeit zu verlieren, sogleich den Rückweg an, nachdem ich dieser hohen Insel den Nahmen: Vogelinsel gegeben. Es erstreckte sich von hier in NO ein langer Riff, an dessen Ende man Land unterschied; auf unserer Fahrt hatten wir nur wenige Korallenbänke bemerkt. — Rarick hatte unterdeß mit seinen Böten, die schar gegen den Wind segelten, so viel gewonnen, daß er kaum mehr am Horizont sichtbar war; auch wir spannten jetzt unsere Segel auf und erreichten bey einem frischen Winde gegen Abend glücklich unser Schiff.

Den 17ten brachten wir in Vorbereitungen zur bevorstehenden Navigation zu; am Abend wandte sich der Wind zum ersten Mahle so lange wir hier waren nach NNO und wir wünschten nur, daß er

sich den folgenden Tag noch so erhalten, und uns das Vordringen nach O erleichtern möchte.

Observationen, die im Weihnachtshafen gemacht sind.

Breite unsers Ankerplatzes, das Mittel aus täglichen Beobachtungen: 9° 32′ 36″ N.

Länge aus Abständen zwischen Mond und Sonne,

Das Mittel einer großen Anzahl Beobachtungen an verschiedenen Tagen gemacht 190° 6′ 50″ W.

Abweichung der Magnetnadel 11° 00′ O.

Inclination der Magnetnadel 17° 55′

Den 6ten Januar, an dem Tage, als wir den Ankerplatz erreichten, gaben unsere Chronometer folgende Länge, verbessert durch die letzt erhaltenen Mond-Abstände:

Chronometer Barands	190° 13′ 30″ W.
Chronometer Haudy	190° 6′ 48″

Nach Chronometer Barands ist die Länge der Weihnachtsinsel bestimmt worden, welche von der wahren nur sieben Meilen abweicht; diese Verbesserung habe ich nachher bey dem Entwurf der Karte angebracht.

Den 18ten Januar. Der Wind wehte mäßig aus NNO, wir lichteten die Anker und waren um sechs Uhr Morgens schon unter Segel. Da der Wind

uns heute gestattete den Cours parallel mit der Insel zu nehmen, so wichen wir den Korallenbänken glücklich aus, die uns bey dem ersten Versuche so viel Schreck verursacht hatten. Als wir uns nach ungefähr drey Stunden bey der eilften Insel befanden, wandte sich der Wind nach NO und zwang uns zu laviren; bey der dreyzehnten Insel begann die gefährliche Navigation; wir waren wieder von Korallenbänken umgeben, hatten aber helles Wetter, und da wir uns schon mehr an den Anblick der gefährlichen Klippen gewöhnt, auch immer zeitig genug von der Spitze des Mastes gewarnt wurden, so war zwar das beständige Wenden des Schiffs sehr ermüdend, aber um so belohnender die Aussicht, unsern Plan auszuführen, und wirklich befanden wir uns schon am Mittag der Vogelinsel gegenüber. Die größte Tiefe welche wir fanden als wir uns dem Mittelpuncte des Kreises näherten, betrug 31 Faden; der Grund bestand aus lebendigen Korallen, von denen mit dem Senkbley kleine Stücke mit heraufgebracht wurden; in der Nähe eines Riffes betrug die Tiefe zwischen 10 und 12 Faden und der Boden bestand aus feinem Korallensande. Um vier Uhr Nachmittags erreichten wir die siebenzehnte Insel, welche die nördlichste Spitze der ganzen Gruppe bildet, und war-

fen ¾ Meilen davon entfernt, die Anker auf 15 Faden Tiefe über feinem Korallensand.

Hier lagen wir so sicher wie im schönsten Hafen, da das Schiff von N nach O ganz gedeckt und das Wasser spiegelglatt war. Wir übersahen jetzt den ganzen östlichen Theil der Gruppe, die aus lauter kleinen dicht nebeneinanderliegenden Inseln bestand und von der siebenten ihre Richtung nach SO nahm. Unsere Mühe war belohnt, da wir unsern Zweck erreicht hatten, denn jetzt konnte es uns nicht schwer werden mit einem SO Cours die weitere Untersuchung der Kette fortzusetzen. Die siebenzehnte Insel, welche etwas größer als die Zieheninsel ist, gewährte uns durch ihre üppige Vegetation und ihre großen Bäume, worunter sich besonders viele Cocosbäume befanden, einen anmuthigen Anblick. Wir sahen viele Hütten; Menschen wandelten am Ufer und schienen sich über unser Schiff zu verwundern; Böte segelten nach SO, andere kamen von daher und uns schien es, als befänden wir uns erst jetzt in dem eigentlich bewohnten Theile der Inselgruppe. Ein Boot unter Segel besuchte uns und einer von Raricks Begleitern, den ich sogleich erkannte, überreichte mir einige Cocosnüsse mit den wiederhohlten Ausrufungen: Rarick! Totabu! Aidara! Seine Freude ward noch erhöht durch etwas Eisen,

das ich ihm schenkte, aber ans Schiff zu kommen, wagte weder er noch einer seiner Begleiter, so dringend wir sie auch darum bathen. Ich ließ ein Boot ausrüsten, damit die Herren Naturforscher Gelegenheit hätten, die Insel zu untersuchen und die Wilden segelten zugleich mit den Unsrigen ab. Den morgenden Tag wollte ich diesen Ankerplatz noch behaupten, um ihn mit mehr Genauigkeit astronomisch bestimmen zu können. Vom Weihnachtshafen bis hierher, betrug die Entfernung in gerader Linie zwanzig Meilen. Abends kehrten unsere Herren zurück, sehr zufrieden mit der freundlichen Aufnahme der Insulaner, deren hier überhaupt dreyßig sichtbar waren. Ein alter Mann, der nach seinem Putz zu urtheilen, Befehlshaber war, hatte Herrn von Chamisso, zum Beweis seiner guten Gesinnung, eine Speise vorgesetzt, die aus einem Gemisch von gequetschten Pandanus und Brotfrucht bestand und nicht übel schmeckte; alle hatten sich neugierig um die weißen Männer versammelt, die sie voll Erstaunen betrachteten.

Als wir nach Rarick fragten, zeigte man nach SO, dort also war seine Residenz, und wir durften hoffen, in dieser mehr Menschen anzutreffen als bisher. — Wir erfuhren, daß sie die siebenzehnte

Insel O r m e d nannten, und überhaupt eine Insel E n n s nennen.

Den 19ten. Unser Freund von der Ziegeninsel langte heute hier an, wagte sich aber nur bis auf zwanzig Faden vom Schiff, und eilte, nachdem er uns Cocosnüsse gezeigt und viel gesprochen, der Insel O r m e d zu. Dieser Mann hatte sich durchaus nicht über uns zu beklagen, da er reichlich beschenkt und freundlich behandelt worden war, dennoch konnte er seine Furcht nicht überwinden. Mit großem Erstaunen betrachteten sie das Schiff aus der Ferne, gesticulirten und sprachen heftig, und besonders oft riefen sie: Elipp Oa (großes Boot)! Ich habe bemerkt, daß die Bewohner dieser Gruppe sich vortheilhaft von denen der Oster- und Peurhyns-Inseln unterscheiden, durch ruhiges Ueberlegen und Nachdenken, womit die andern sich durchaus nicht abgeben. Nachdem ich die Ortsbestimmung geendigt, fuhr ich Nachmittags ans Land; mein Freund von der Ziegeninsel hatte mich bereits als den T a m o n O a E l l i p (Befehlshaber des großen Boots) präsentirt, und alle eilten ans Ufer um mich zu empfangen; ein sehr alter Mann, mit ehrwürdigem Gesicht und langen grauem Bart, den ich nach der Beschreibung für den Anführer erkannte, sagte: Aidara, überreichte mir einige Cocosnüsse und nöthigte uns

in seine nahgelegene Wohnung, wo zwischen vier Säulen zierliche Matten ausgebreitet waren, auf deren Mitte ich Platz nehmen mußte. Die übrige Gesellschaft, Männer und mitunter recht hübsche Weiber mit Kindern auf den Armen, schlossen einen Kreis um mich; alle betrachteten mich mit der höchsten Aufmerksamkeit und es herrschte eine feyerliche Stille, plötzlich aber ward diese unterbrochen; wie von einem bösen Geiste getrieben, sprangen alle unter lautem Geschrey davon, und nur der Alte hielt sich zitternd an meinem Arm; den ganzen Aufruhr hatte ein Hund hervorgebracht, der sich an der Küste von Chili an uns geschlossen, und da er sich nie von mir trennte, auch jetzt unbemerkt in mein Boot gesprungen war. Er mußte, um mich hier zu erreichen, über die Schulter eines im dichten Kreise sitzenden Wilden setzen, und diese unerwartete Erscheinung brachte den lächerlichen Auftritt hervor, der noch komischer ward, als das sonst furchtsame Thier durch die Feigheit seiner Gegner ermuthigt, diese durch sein Gebell auf die Bäume trieb, die sie mit der Geschwindigkeit der Affen erkletterten. Nur mit Mühe gelang es mir dem Alten die Unschädlichkeit des Thieres zu beweisen und als mir das gelungen, rief er auch seine Unterthanen wieder zusammen, die nach und nach herbey schlichen, ohne indeß den Gegenstand ihrer Furcht

aus den Augen zu verlieren, dessen geringste Bewegungen ihnen Zuckungen verursachte. Da sie hier außer den Ratten keine vierfüßige Thiere kennen, und diese in ihrer Sprache Didirick heißen, so nannten sie den Hund: Didirick Ellip. Erst als ich den bösen Feind aufs Boot geschickt, erheiterten sich all Gesichter und der Alte beschenkte mich mit Cocosnüssen und einem recht wohlschmeckenden, aus Pandanussaft bereiteten Kuchen, den sie: Magan nannten. Ich ließ jetzt auch meine Geschenke herbeyhohlen; ein großes Beil nebst zwey Messern entzückten den Alten unbeschreiblich, da er nie ein so großes Stück Eisen gesehen, und als ich vollends ein Stück Holz mit dem Beile spaltete, erscholl das oft gehörte O — h im ganzen Kreise. Da sie sich hier hauptsächlich mit dem Schiffbau beschäftigen und ihre Böte nur mit Korallensteinen und Muscheln bearbeiten, so kann man sich vorstellen, wie unschätzbar ihnen das Beil erscheinen mußte. Hatte ich die Männer mit Messern erfreut, so beglückte ich die Weiber jetzt noch mehr durch Perlen und Spiegel; sie konnten nicht aufhören die herrlichen Dinge zu bewundern. Endlich beruhigten sie sich über ihre Kostbarkeiten, und nun wandten sich ihre Blicke nach mir, aber nur der Alte wagte es, mich zu berühren. Er erzählte seinen Untergebenen viel, die mit offenem

Munde zuhörten; auch hier mußte ich meinen Arm entblößen, den sie sogar anfaßten, um sich zu überzeugen, daß die weiße Haut kein Zeug sey. Ich bemerkte zum ersten Mahl eine gewisse Sittsamkeit bey den Weibern, die den andern Südsee-Insulanerinnen so ganz fremd ist. Vergebens überredeten die Männer ihre Weiber meinen Arm zu berühren, sie verweigerten es mit vielem Anstande. Auch in der Folge habe ich die natürliche Sittlichkeit der hiesigen Weiber oft bemerkt. Nachdem sie alles gehörig untersucht, wollte ich ihnen noch ein Schauspiel geben, und legte dem Alten meine Uhr ans Ohr, der vor Entsetzen über das Picken derselben zurückfuhr; sie horchten alle daran, das Gold erfreute sie und die Bewegung des Secunden-Zeigers, setzte sie in Erstaunen; als ich die Uhr aber jetzt repetiren ließ, ward ihnen meine Zauberey fast furchtbar; sie entfernten sich und sprachen lang und ernsthaft über diesen wichtigen Gegenstand, bis ich durch einige Geschenke sie wieder an mich lockte. Nun kam die Reihe an sie, mich zu beschenken; die Weiber überreichten mir zierliche Muschelkränze, die sie sich vom Kopf nahmen und mir aufsetzten, die Männer banden ihren, mühsam aus rothen Korallen gearbeiteten Halsschmuck ab und gaben ihn mir; der Alte schenkte mir eine hübsche große Matte, indem er mir zu verstehen gab, daß

ich darauf schlafen möchte, und endlich stimmten Männer und Weiber einen Gesang an, der an mich gerichtet war und vermuthlich ihren Dank aussprach. Auf einem Spatziergange, den ich durch die Insel machte, begleiteten mich mehrere, und Einer ging voran, um mir den besten Weg zu zeigen. Ich war unbewaffnet, denn unter diesen gutmüthigen Naturkindern, die, um mich zu erfreuen, spielend und tanzend vor mir herliefen, war ich ganz sicher. Diese Insel schien mir älter als alle bis jetzt gesehenen; Pandanus- und Brotfruchtbäume sah ich von seltener Höhe und Dicke, nur den Cocosbaum findet man auch hier nicht oft und gemeiniglich erst neu angepflanzt. Neben den Häusern bemerkte ich eine Pflanze mit schönen Blüthen, die sie bloß cultiviren, um sich mit der Blume zu schmücken, und schon dieser Zug beweist, daß dieses Volk sich nicht ganz in dem rohen Zustande der übrigen Wilden befindet; ich bin überzeugt, daß es durch vernünftige Europäer sehr leicht zur wahren Bildung empor gehoben werden könnte. Indem ich an einem Cocosbaum vorbey ging, bemerkte ich, daß man an einen Ast desselben einen Stein gebunden hatte; ich fragte meine Begleiter, warum das geschehen, und erhielt zur Antwort: Tabui, wobey er mir begreiflich zu machen suchte, daß die Frucht nicht gegessen wer-

den dürfe. Das Wort Tabui hat viel ähnliches mit dem Tabu der Südsee-Insulaner und scheint hier auch den nähmlichen Sinn zu haben; ich habe es aber nachher nie wieder gehört. Es wäre merkwürdig, hier Worte zu finden, die uns durch ihre Aehnlichkeit beweisen könnten, daß die Bewohner dieser Insel-Gruppe vielleicht von Osten hergekommen sind; von allen Worten aber, die wir bis jetzt aufgezeichnet, deutet bis auf dieses kein einziges darauf. Wir stießen am Ufer auf ein einfaches Grabmahl, das aus einem von Korallensteinen erbauten Viereck bestand; es schien mir, als dürften die Einwohner nicht hinein treten, und nachher habe ich erfahren, daß nur die Anführer begraben, alle übrige Leichname aber ins Meer geworfen werden. Es ward Abend, ich mußte also meine Promenade endigen, und nahm von meinen Freunden Abschied, die mich bis ans Boot begleiteten, dort wurden sie noch eine Flinte gewahr, deren Gebrauch sie durchaus erfahren wollten, ich machte ihnen begreiflich, daß sie einen starken Knall von sich gäbe, sie aber verstanden mich falsch und meinten, daß ich sie gebrauchte, wie sie ihr Muschelhorn. Der Alte gab mir noch einige Cocosnüsse mit auf den Weg und rief mir sein Aidara zu.

Den 20sten Januar waren wir schon früh un-

ter Segel; ein frischer NNO Wind begünstigte den SO Cours parallel mit der Inselkette. Die Breite unsers Ankerplatzes fanden wir 9° 33′ 16″ N.
Länge nach den Chronometern . 189° 49′ 2″ W.
Abweichung der Magnetnadel . 12° 14′ O.

Nachdem wir eine Stunde rasch gesegelt, ohne von Korallenbänken aufgehalten zu werden, zeigte sich in SO eine Insel, die alle vorige an Größe übertraf. Ich nahm meinen Lauf gerade dahin, und immer gewisser ward es mir, daß wir uns in einem Kreise befanden, als ich jetzt auch in S Land entdeckte. Um neun Uhr ließ ich eine viertel Meile von der großen Insel die Anker auf acht Faden Tiefe über feinem Sand fallen und wir lagen hier in einem herrlichen Hafen, im ruhigsten Wasser. Ein Boot das sich von Ormed mit uns zugleich auf den Weg gemacht, segelte zu unserm Erstaunen eben so schnell wie der Rurick. Ungewiß, ob wir uns jetzt an Raricks Residenz befänden, oder nicht, schickte ich, nachdem wir geankert, Herrn von Chamisso ans Land, um Erkundigungen hierüber einzuziehen. Nach einer Stunde kam er mit der Nachricht zurück, daß Rarick sich allerdings hier befände und mich gleich am Schiffe besuchen werde; übrigens hatte dort nichts dem Aufenthalte eines vornehmen Mannes entsprochen; alles war gerade wie auf der Insel Or-

med, selbst die Bevölkerung gering, die mit Männern, Weibern und Kindern nur aus sechzig Personen bestand. Nachmittags stieß ein Boot von der Insel ab und wir erkannten bald den Rarick, der uns schon aus der Ferne, Aidara! zurief. Er war heute aufs prächtigste mit Blumen und Muschelkränzen geschmückt, um den Hals trug er allerley Verzierungen und der Leib war in neue Matten gehüllt. Sein Boot kam ans Schiff, das er zu unserm Erstaunen ohne Bedenken bestieg, und aufgemuntert durch sein Beyspiel, folgten ihm ein Paar seiner Begleiter. Vergebens würde ich versuchen, den ersten Moment als sie das Verdeck betraten zu beschreiben; wie versteinert blieben sie stehen, indem ihre funkelnden Blicke auf all den Gegenständen herumirrten; nicht einen Schritt weiter hätten sie gethan, wenn ich nicht den Rarick angefaßt und so ihn herum geführt hätte. Endlich erhohlte er sich etwas von seinem Erstaunen und nun war er wie neu belebt; so gewandt, so wißbegierig und kindisch hatte ich ihn noch nie gesehen. Er sprang von einem Gegenstande zum andern; befühlte jeden mit beyden Händen, fragte nach dessen Gebrauch, wartete aber nie die Antwort ab, sondern erfaßte immer wieder etwas anders. Nicht einen Augenblick konnte er bey einer Sache verweilen, zu vieles nahm seine Aufmerksamkeit in An-

spruch; Neugier und Furcht wechselten auf seinem Gesichte. Er sprang wie ein Wahnsinniger auf dem Verdeck umher, lachte bald aus vollem Halse, bald rief er voll Erstaunen O — h! wann ihn aber etwas ganz besonders überraschte, schrie er, Errio! Errio! (ein Wort das ich bey solchen Gelegenheiten oft hörte.) Seine Begleiter nahmen ebenfalls lebhaften Antheil an allem, wagten aber nicht sich in Gegenwart ihres Befehlshabers so laut zu äußern, wie er. Durch meine Schuld hätte ich jetzt beynahe meine Freunde verscheucht; wir hatten nähmlich von unserm ganzen Vorrathe noch zwey Schweine übrig, die ich auf dieser Insel lassen wollte; um zu erfahren, ob ihnen diese Thiere vielleicht bekannt wären, ließ ich sie heraus bringen; das aber gab argen Spectakel, denn sie erschienen mit furchtbarem Geschrey. Meine Gäste geriethen in die höchste Angst, Rarick umklammerte mich mit beyden Armen, zitterte am ganzen Leibe, und schrie lauter als die Schweine, und ich eilte sie wieder fortzuschicken. Lange sahen die Insulaner noch mit wilden Blicken um sich und selbst meine Geschenke vermochten heute nicht, sie wieder in die frohe Stimmung zu versetzen, womit sie das Schiff betraten. Ich nöthigte jetzt den Rarick in die Kajüte, er aber schickte vorsichtig seine Begleiter zuerst hinein, die ihm mit

sichbarer Angst gehorchten und langsam die Treppe hinabstiegen; kaum aber waren sie drin, so war ihr Erstaunen grenzenlos; die vielen blanken Sachen gefielen ihnen unbeschreiblich und unter dem Ausruf: Errio! Errio! bedeckten sie sich das Gesicht mit beyden Händen. Ein Blick in den Spiegel erschreckte sie Anfangs sehr, sie sahen verstummt einander an, und dann wieder in den Spiegel: als sie sich aber darin erkannt hatten, umarmten sie sich, machten allerley possierliche Bewegungen und lachten unmäßig. Narick, der das von oben mit anhörte, konnte sich nicht länger halten, mit Einem Satz war er bey uns und jetzt überstieg sein Jubel alle Gränzen. Ich war wie von wilden Kindern umgeben, obgleich der ganz graue Bart des einen sein Alter verrieth; oft aber habe ich hier die Bemerkung gemacht, daß bey diesem Volke das Alter den kindischen Frohsinn nicht unterdrückt; einige, die sich vor Altersschwäche kaum mehr bewegen konnten, nahmen mit jugendlichem Geiste an allem Theil und nie sah ich sie mißvergnügt. In ihrem schönen Clima, und ihrer nur aus Früchten bestehenden Nahrung, mag der Grund von dieser bey uns so seltenen Erscheinung zu suchen seyn und an dem Genuß der Vegetabilien mag es auch liegen, daß das ganze Volk lang und sehr schlank ist. Ihre Knochen sind fein, wie bey Frauenzim-

mern; Hände und Füße ungemein klein. Mit anstrengenden Arbeiten geben sie sich wenig ab; ihre einzige Beschäftigung ist Böte zu bauen, die sie nun einmahl nicht entbehren können; diese sind lang und schmal und liegen tief, weßhalb sie gegen den Wind segeln können; die Segel und Taue werden von den Weibern aus Cocosrinde sehr geschickt verfertigt. Das Volk ist sanft und furchtsam, scheint indeß doch zuweilen Kriege zu führen, da sie Lanzen besitzen, die schlecht aus Holz gearbeitet, an der Spitze mit Widerhacken oder mit Haifischzähnen versehen sind, die allerdings arge Wunden verursachen müssen. Nachdem meine Freunde sich hinlänglich an dem Anblick meiner Kajüte ergötzt, führte ich sie aufs Verdeck zurück, wo sich unterdeß noch einige Insulaner eingefunden hatten, die sich jetzt viel von ihren Kameraden erzählen ließen. Noch einmahl beschenkte ich Alle und erfreute den Rarick sehr durch eine rothe Schürze, die ich ihm um die Hüfte band, wofür er mir sogleich eine Menge Cocosnüsse aus dem Canot hohlen ließ. Als er ans Land fahren wollte, lud er mich ein, ihn auf seinem Canot dahin zu begleiten, ein Vorschlag den ich annahm, während die Herren Gelehrten uns auf einem Boote folgten. Rarick führte uns in seine Wohnung, die sich von den übrigen nur durch ihre größere Geräumigkeit

unterschied und bewirthete uns mit einem Getränk aus Pandanussaft, das süß und gewürzhaft schmeckte. Einer unserer Herren behauptete ein Stück Eisen gesehen zu haben, das nicht von uns kam und als ich mich an den Ort begab, wo eben ein Canot gebaut wurde, fand ich wirklich ein Stück, das vier Zoll lang und zwey Zoll breit, von dem Baumeister als Handart gebraucht wurde. Ich both meine ganze mimische Kunst auf, um zu erfahren, wo sie es her hätten; sie verstanden mich, und erklärten mir, daß aus NO ein dicker Balken hergeschwommen sey, um dessen Mitte sich ein eiserner Reif befunden, den sie abgenommen, in mehrere Stücke zerschlagen, und unter sich vertheilt hätten. Das Kiel zu dem neuen Boote, welches mit unendlichem Zeitaufwande vermittelst des kleinen Stückes Eisens ausgehöhlt wurde, war gelegt und es muß wenigstens ein Jahr vergehen, ehe ein Boot von zwanzig Fuß Länge fertig ist. Das Kiel wird gewöhnlich vom Brotfruchtbaume verfertigt und sie würden gern das ganze Boot daraus bauen, wenn die Frucht davon nicht einen Theil ihrer Nahrung ausmachte; jetzt müssen sie sich mit Treibholz begnügen, das aus O von entfernten Inseln, oder von der Küste Amerikas hergetrieben wird, und zuweilen sehr schwer zu bearbeiten ist. Da sie mit ihren jämmerlichen In-

strumenten keine langen Bretter hervorbringen können, so gebrauchen sie zur äußern Bekleidung der Böte kleine Stücke Holz, die sie mit Cocosschnüren an einander befestigen. Diese Fahrzeuge scheinen beym ersten Anblick alt und zusammengeflickt, sie wissen aber alle Löcher und Zwischenräume so gut zu verstopfen, daß nur wenig Wasser hinein dringen kann; vielleicht werden ihnen in Zukunft die Böte besser gelingen; vermittelst des Beils und der Handaxt die ich ihnen schenkte, indem ich sie in dem Gebrauche dieser Instrumente unterwies. Rarick und einige Insulaner begleiteten mich auf einem Spatziergange durch die Insel, welche 5½ Meile im Umfange hatte. Es fehlte hier nicht an der schönsten Erde, die sogar an manchen Stellen kleine Hügel bildet. Brotfrucht und Pandanus findet man sehr viel und letztere gewähren einen ganz sonderbaren Anblick, indem die nackten Wurzeln derselben einige Fuß über der Erde, dem Stamme das Ansehen geben, als stände er auf Füßen. Auf unserm Rückwege kamen wir an einer Hütte vorbey, worin ein altes Weib, gewiß von hundert Jahren, mir auffiel, dürr und vertrocknet, glich sie einer Mumie; die Last der Jahre hatte sie gebeugt, keineswegs aber ihre Zunge gelähmt, denn ihre Redseligkeit war unbeschreiblich; dabey schien ihr zahnloser Mund von witzigen Ein-

fällen zu sprudeln, denn meine Begleiter lachten sehr. Kinder sahen wir viele, und das machte uns die geringe Bevölkerung noch räthselhafter und deutet wie die jungen Anpflanzungen der Cocosbäume auf eine ganz neue Ansiedlung der Menschen auf diesen Inseln. Einer meiner Begleiter, ein bejahrter Mann, der besonders viel natürlichen Verstand zu haben schien, gefiel mir durch sein Betragen sehr. Lagediack hieß mein neuer Freund und Lehrer, denn ich habe wirklich in wenigen Stunden mehr Worte von ihm gelernt, als von den andern in einigen Tagen. Ich hatte mir sein Vertrauen durch einige Geschenke erworben und suchte Manches über diese Inseln von ihm zu erfahren, da er sich mir sehr verständlich zu machen wußte; so sagte er mir z. B. daß diese Insel Otdia heiße, und die ganze Gruppe nach ihr benannt würde. Es wurde mir von Tag zu Tag leichter, die hiesige Sprache zu verstehen, da es ihr, wie ich bald merkte, ganz an Verbindungswörtern fehlte. Ich lud meinen Freund ein, mich morgen auf dem Schiff zu besuchen, indem ich folgende Worte aussprach: Ildiu, Lagediack, Waedack, Oa (morgen Lagediack kommen Schiff) er verstand mich vollkommen, antwortete inga (ja) und umarmte mich vor Freude, daß ich seine Sprache verstand; ich glaube aber, daß meine Freude hier-



über, noch die seinige übertraf, besonders als ich bemerkte, daß ich mir durch meine Gelehrigkeit das Zutrauen der Wilden erwarb. Ich beschloß einige Wochen auf Otdia zu verweilen, theils um von hier aus auf Böten die südliche Gruppe der Inseln zu untersuchen, theils aber auch um die Sprache und die Gebräuche dieses merkwürdigen Volks näher kennen zu lernen, denn immer dünkt es mich, bey Entdeckung eines Landes oder einer Insel sehr interessant, auch die Bewohner, ihre Sitten und Gebräuche zu studieren; zudem habe ich in der Folge keine Ursache gehabt, den Zeitverlust zu bedauern, da er mir gerade die Mittel zu neuen Entdeckungen in die Hände gab.

Den 21sten schickte ich nach Wasser, das sich auf Otdia in verschiedenen Gruben sammelt und sehr gut ist. Nachmittags besuchten mich zwey Böte, auf dem einen befand sich Rarick mit seinem Gefolge und auf dem andern der Chef von Egmedio, einer kleinen Insel südlich von Otdia, die sich durch ein Wäldchen von alten Cocosbäumen auszeichnet, welches in der Mitte der Insel liegt und hoch über alle andere Bäume hervorragt. Diese, die hohe Vogelinsel und noch eine, südlich von unserm Ankerplatze, sind drey feste Puncte, die sich dem Seefahrer darbiethen, wenn er bey dem östlichen Theil der Insel-

gruppe anlangt. Die vielen und alten Cocosbäume auf Egmedio, machten es mir noch unerklärlicher, warum man erst jetzt deren Verpflanzung auf den übrigen Inseln anfing, da es doch schon lange hätte geschehen können.

Rarick stellte mir jetzt den Chef der Insel Egmedio vor, welcher Langin hieß; es war ein Mann über 36 Jahre, von mittlerer Statur und sehr schmächtig; sein ganzer Körper war tatuirt, seine Kleidung zierlich, sein Betragen bescheiden, nur fand ich ihn übertrieben furchtsam. Mein Freund Lagediack kam, seinem Versprechen gemäß, mit Rarick ans Schiff, und letzterer hatte heute schon den Muth sich zu dem Aufenthalt der Schweine führen zu lassen, um sie genauer zu betrachten, war aber doch bey ihrem leisesten Grunzen zur Flucht bereit. Langin, der Furchtsamste von allen, hatte sich nicht so nahe gewagt, sondern war längs dem Tau auf den Mast geklettert und schauete von seiner Höhe auf sie herab. Mit meinem kleinen Walet waren sie schon so vertraut, daß sie mit ihm spielten, fing er aber aus Muthwillen an zu bellen, so hatte gleich alle Freundschaft ein Ende, und meine Gäste saßen alle in einem Nu auf den Wänten; *) sie konnten

*) Strickleitern, die in den Mastkorb führen und den Mast halten.

sich während meines ganzen Aufenthalts bey ihnen nicht an seine Lebhaftigkeit gewöhnen, besser gefiel ihnen ein anderer Hund, den ich in der Beringsstraße eingehandelt, durch sein Phlegma; dieser war von der Gattung die man in Kamtschatka zur Schlittenfahrt braucht, sein Fell glich dem, eines Eisbären; in einem kalten Lande geboren, konnte er die Hitze hier nicht ertragen und krepirte bald unter Convulsionen. Nachdem sich die Blicke der Wilden einigermaßen an den Gegenständen des Luxus gesättigt hatten, zog jetzt das Eisen sie an; ein so großes Stück wie z. B. eine Kanone oder ein Anker, schien ihnen ein unermeßlicher Schatz, und mit dem beständigen Ausruf Möll! Möll! untersuchten sie alles genau. Ich beschenkte sie alle zu ihrer großen Zufriedenheit, besonders aber, die beyden Befehlshaber ausgenommen, den L a g e d i a c k, um mir seine Freundschaft immer mehr zu gewinnen. Er mußte sich zu mir setzen, und ich suchte meine ganze Sprachkenntniß hervor, um ihn zu fragen, ob außer dieser Inselgruppe ihm noch andere bekannt wären? Lange waren Reden und Pantomimem vergeblich, endlich aber verstand er mich doch, zeigte mit der Hand nach Süden, indem er sagte: i n g a e n g i c e f - c e f (ja Inseln dort) und meine Freude war doppelt groß, da ich meiner Sprachkenntniß die Entdeckung einer

unbekannten Gruppe dankte. Ich befahl jetzt, den Peil-Compaß aufzustellen. Alle versammelten sich gleich um das Instrument, das sie mit Aufmerksamkeit betrachteten; Lagediack besonders konnte seine Blicke nicht abwenden von der Magnetnadel, die sich, ohne berührt zu werden, drehete, und fragte mich wiederhohlt: wie das zugehe? Wie aber sollte ich ihm eine Erklärung über den Compaß geben, selbst wenn er meiner Sprache vollkommen mächtig gewesen wäre; wie ihm Licht verschaffen über eine Sache, worin ich selbst noch erleuchtet zu werden wünschte? Daß das Gehäuse zu drehen war, während die Nadel immer dieselbe Richtung behielt, begriff er leicht, da er gleich ausfindig machte, daß die Nadel nach N und S zeigte. Ich bath ihn jetzt noch einmahl, mir die Lage der unbekannten Inselgruppe zu zeigen und er ergriff sogleich den Compaß, den er auf dem Statif so lange drehte, bis die Dioptern nach der verlangten Gegend gerichtet waren, indem er mir verständlich machte, daß die Inselgruppe dort läge. Die Richtung des Compasses war SW, was ich sogleich auf der Tafel notirte. Das Schreiben war wieder eine neue Erscheinung, die sowohl ihre Aufmerksamkeit als ihr Nachdenken erregte. Ich suchte dem Lagediack begreiflich zu machen, daß alles was wir sprächen, auch auf die Tafel gebracht werden könne,

schrieb seinen Nahmen hin und sagte: das ist Lagediack; er war sehr erschrocken, sich in so wunderbaren Figuren dargestellt zu sehen und schien zu fürchten, daß er durch Zauberey von nun an eine solche Gestalt annehmen müsse; die andern lachten herzlich über den närrischen Lagediack auf der Tafel, während er selbst mit großer Angst die furchtbare Verwandlung erwartend, da stand. Ich erlöste ihn bald aus dieser peinlichen Lage, indem ich seinen Nahmen auslöschte; er umarmte mich voll Dankbarkeit und bath mich, jetzt den Langin auf die Tafel zu bringen; dieser aber, der meine Hexerey immer nur aus der Ferne zitternd angesehen, lief bey diesem Vorschlage unter lautem Geschrey an die andere Seite des Schiffs, wo er sich verbarg; seine Kameraden lachten ihn aus und meine Zauberey hatte für heute ein Ende. Ich suchte noch dem Lagediack begreiflich zu machen, daß er mir die ganze Inselgruppe Otdia auf die Tafel zeichnen möchte: er nahm auch den Griffel und zeichnete die Gruppe kreisförmig hin, wobey er unter dem Winde derselben fünf Durchgänge andeutete, die er Tier nannte; hierauf drehte er die Diopten des Compasses nach der hohen Insel in SW mit den Worten: ef-ef, ruo Tier (dort zwey Durchgänge); diese Nachricht war mir um so erfreulicher, da wir nun nicht nöthig hat-

ten, denselben Weg zurück zu machen und vielleicht in unserer Nähe eine Passage fänden, die bequemer und sicherer wäre, als die Rurickssstraße. Lagediack mußte nun auch die andere Inselgruppe, welche er Enegup nannte, hinzeichnen, und er machte wieder einen Kreis von siebzehn Inseln, der mit einigen Passagen unter dem Winde versehen war, zeigte darauf nach O und machte mir klar, daß, wenn man mit Aufgang der Sonne hier absegelte, man bey ihrem Untergange schon da seyn könnte. Nach dieser Beschreibung lag sie also nur in geringer Entfernung von Otdia, und ich zweifelte gar nicht mehr daran, sie ohne alle Schwierigkeit zu entdecken. Mein Freund erzählte mir noch, daß auf Enegup auch Pandanus (Bob), Brotfrucht (Mai) und Cocos (Ni) wüchsen; von der Bevölkerung aber brachte er mir eine sehr geringe Idee bey, indem er versicherte, daß sich da nur ein alter Mann mit drey Weibern befände. Der Alte war also nur Beherrscher seiner Weiber, oder vielleicht gar selbst ein dreyfach Beherrschter. Als unsere Gäste das Schiff verließen, schenkte ich dem Lagediack noch ein Beil, das ihm Rarick beynahe beneidete und wir schieden freundschaftlicher als je von einander. Einige unserer Herren hatten ihre Nahmen vertauschen müssen, Langin, der eine besondere Freundschaft

zu dem Lieutenant Schischmareff gefaßt, nannte sich nach ihm: Timaro und Chamissos Freund hieß Tamiso; anders die Nahmen auszusprechen, war ihnen unmöglich.

Ich wollte einen Tag abwarten, an dem der Wind frisch wehte, um die Durchgänge in SW zu untersuchen, und da ich schon lange den Plan gehabt hatte, auf Otdia einen Garten anzulegen, wo ich die Sämereyen von den Sandwich-Inseln in Gegenwart der Einwohner aussäen könnte, so fuhr ich Nachmittags mit Herrn von Chamisso hin, um ein Stück Land zu diesem Zwecke auszusuchen. Neben Rariks Wohnung fanden wir einen freyen Platz, in der Nähe einer Wassergrube, der diesem Zweck entsprach; die Erde war sehr schön und morgen wollte ich ihn bearbeiten. Auf dem Rückwege sahen wir wieder ein Begräbniß, ganz dem auf der Insel Ormed gleich, rund herum mit Cocosbäumen bepflanzt und man sagte mir, hier läge ein Tamon.

Den 22sten Morgens besuchten uns mehrere Canots, die uns Cocosnüsse mitbrachten; bey jedem Besuch der Einwohner, versuchte ich ihnen die Furcht vor den Schweinen zu verringern, weil ich diese bald ans Land zu bringen beschloß. Gleich nach Tische fuhr ich mit Herrn von Chamisso und mehreren Matrosen mit Schaufeln zur Insel, um frisch

die Hand ans Werk zu legen, und den neuen Garten noch vor unserer Abreise zu vollenden. Rarick, Lagediack und viele Bewohner Otdias, sahen uns voll Neugirde zu, die Schaufeln erregten ihre Aufmerksamkeit, aber umsonst war mein Bestreben, ihnen meine Absicht begreiflich zu machen; so bald indeß unser Werk so weit vorgerückt war, daß wir die Sämereyen zur Hand nahmen, schien ihnen ein Licht aufzugehen. Während einige Matrosen die Erde gruben und fein rieben, machten die andern einen Zaun, an den Lagediack mitarbeitete, ohne daß es ihm geheißen war. Nach und nach hatten sich alle Otdianer um uns versammelt, und staunten hauptsächlich den Zaun an, dessen Bestimmung das glückliche Völkchen nicht kannte. Nachdem ein Theil des Gartens bearbeitet und Einiges gesäet war, gaben wir dem Lagediack zu verstehen, daß sie hier Pflanzen und genießbare Früchte zu erwarten hätten, und ein gewaltiger Freudensprung bewies, daß er uns verstanden. Er begann jetzt laut dem Volke unsere Absicht zu erklären, alle hörten ihn mit gespannter Aufmerksamkeit an, und als er seinen weitläufigen Vortrag geendigt, ward der Jubel allgemein. Wir endigten nach einigen Stunden für heute unsere Arbeit, um den Zuschauern keine lange Weile zu machen und ich erklärte dem Lagediack noch, daß der Gar-

ten nur ihm und Rarick gehörte, und der Zaun dazu da sey, jedem andern den Weg zu versperren; auch dieses machte er sogleich bekannt, fühlte sich hoch geehrt in dieser Auszeichnung und schlang zwey verschiedene Knoten *) aus Pandanus-Blättern, die sein und Raricks Zeichen bedeuteten; diese wurden an den Zaun gehängt, zum Beweis, daß Beyde Besitzer des Gartens wären. Ich hatte während wir arbeiteten den Thee ans Land bringen lassen, und wir gingen jetzt zu Raricks Wohnung, wo der Kessel schon auf dem Feuer stand, um den sich die Eingebornen versammelten, das kochende Wasser betrachtend, das ihnen lebendig schien. Im Schatten der Palmen wurde die Serviette auf die Erde gebreitet, und wieder zogen sich Alle um dieses neue Wunder mit einem lauten O — h; als wir aber gar den Thee zu bereiten anfingen, da war des Redens und Lachens kein Ende und es entging ihnen keine unserer Bewegungen. Der Thee war fertig, und ihre Neugier, als sie uns trinken sahen, nicht zu beschreiben; ich both dem Rarick eine recht süße Tasse, die er nur auf vieles Zureden an die Lippen zu bringen

*) Mit diesen Knoten aus Pandanusblättern bezeichnen sie ihr Eigenthum; an der Beschaffenheit derselben wird der Eigenthümer erkannt; besonders oft findet man sie an Bäumen.

wagte; unglücklicherweise war der Thee noch heiß, er verbrannte sich den Mund und ich rettete mit genauer Noth meine Tasse, die er wegwerfen wollte. Gleich einem elektrischen Schlage theilte der Schreck sich mit, und alle waren im Begriff davon zu laufen; endlich entschloß Rarick sich doch, ihn zu kosten, die andern sahen ihn voll Erstaunen an, und als er den Thee wohlschmeckend fand, wollten alle davon haben, und bewiesen durch lautes Schnalzen wie wohl er ihnen gefiel; auch Zwieback aßen sie gern dazu, der Zucker aber trug den Preis davon. Von Süßigkeiten sind alle Eingebornen große Liebhaber, und ihre Hauptnahrung, die sie aus der süßen Pandanus-Frucht ziehen, mag Schuld seyn, daß selbst Kinder von zehn Jahren selten gesunde Zähne haben, die ihnen im mittlern Alter schon fast gänzlich fehlen. Es war heute das erste Mahl, daß die Einwohner sich entschlossen, von unseren Lebensmitteln zu kosten, ein Beweis, wie sehr ihr Vertrauen zugenommen, leider aber entwickelte sich auch mit dem Zutrauen der Hang zum Stehlen, und Rarick selbst ging mit diesem bösen Beyspiel vor: die blanken silbernen Löffel stachen ihm so sehr in die Augen, daß er einen davon im Gürtel zu verbergen suchte, er wurde aber, da wir es bemerkten, noch durch einen Scherz daran verhindert. Ein kupfernes Maaß, des-

sen sich die Matrosen zum Wassertrinken bedienten, ward vermißt, und erst nach langem Suchen, wohlversteckt in einem Gebüsche gefunden. Da uns bis jetzt nie etwas gefehlt hatte, so war ich überzeugt, dieses Laster sey den Insulanern fremd; um so unangenehmer wurde ich heute davon überrascht. Ich äußerte meine Unzufriedenheit gegen die Anwesenden und befahl meinen Leuten in Zukunft aufmerksamer zu seyn, damit unsere Freunde nicht in Versuchung geführt würden.

Am 23sten Morgens besuchten uns Rarick und Langin mit einem zahlreichen Gefolge; sie brachten uns Cocosnüsse, und wurden freundschaftlich wie immer empfangen. Ganz unbefangen gingen sie jetzt schon überall umher, nur die Kanonen reitzten noch ein wenig ihre Aufmerksamkeit und sie meinten, daß diese bey uns die Stelle ihrer Muschelhörner verträten, ohne zu ahnen, welch ein fürchterliches Mordgewehr sie vor sich hatten. Dem Einen von Langins Begleitern, der in der Kajüte ein Messer gestohlen, ward es wieder abgenommen; er schämte sich gewaltig, Langin war sehr aufgebracht und verließ uns, um auf seine Insel zu fahren, wohin er uns einlud. Nachmittags fuhren wir ans Land, um den Garten zu vollenden, und beym ersten Blick fiel uns hier die

Verwüstung auf, welche die Ratten angerichtet; selbst durch unsere Gegenwart ließen sie sich nicht stören, indem einige den Samen ausgruben und andere mit ihrer Beute davon liefen. Ich machte dem Lagediack begreiflich, daß der ganze Garten zerstört werden würde, wenn sie ihn nicht bewachen ließen, und bald waren die Diebe mit Knitteln und Steinen verjagt. Wir brachten die Verwüstungen in Ordnung und bepflanzten den übrigen Theil noch mit Arbusen, Melonen, Mais, Bohnen, Erbsen, Zitronen und Jams. Daß alles genießbar wäre, hatte Lagediack wohl begriffen, nur die Art der Zubereitung mußte ihm noch erklärt werden; eine gebackene Jamswurzel, die ich noch hatte, ließ ich vertheilen, und sie fanden den Geschmack derselben so lieblich, daß sich dadurch ihr Interesse für den Garten sehr vermehrte. Wir theilten noch eine Menge Sämereyen aus, die sie nach Belieben einlegen konnten; Herr von Chamisso ist unermüdlich gewesen, hier sowohl als auf allen übrigen Inseln, die wir in verschiedenen Gegenden berührten, allerley auszusäen und ich bin überzeugt, daß seine Mühe nicht fruchtlos gewesen seyn wird. Wir kehrten nach vollendeter Arbeit, mit dem Gefühle, ein nützliches Werk vollbracht zu haben, aufs Schiff zurück, und schon jetzt war

unsere kleine Mühe durch die Dankbarkeit der Insulaner belohnt, die sich mit Liebe an uns schlossen. Die Nahrung der Bewohner dieser Inselgruppe besteht in dieser Jahreszeit einzig aus Pandanusfrüchten, und nur als Leckerbissen betrachten sie die Cocosnüsse, deren es hier nur wenige gibt. Da aber der Pandanus wenig Nahrhaftes enthält, und keinesweges im Ueberfluß vorhanden ist, so kann man sich eine Idee von ihrer frugalen Kost machen, die ihnen indeß zuzusagen scheint, da sie bey außerordentlicher Gesundheit ein hohes und heiteres Alter erreichen. Eine dreyfache Zunahme der Bevölkerung müßte hier eine Hungersnoth hervorbringen, der wir jetzt durch unsere Sämereyen vorgebeugt zu haben hoffen dürfen. Es ist auffallend, daß sie den Fischfang so ganz vernachläßigen; nur ein Paar Mahl habe ich während unsers Aufenthalts die Leute an den Riffen eine Gattung kleiner Fische angeln sehen. Einen Hahn und eine Henne, die letzten Ueberreste unsers Geflügels, schenkte ich dem Lagediack, dessen Freude uns über den Verlust des Bratens tröstete.

Den 24sten Januar. Heute wurde die Schmiede am Lande aufgestellt, da verschiedenes Eisenwerk der Reparatur bedurfte. Die Neuheit des Schauspiels lockte alle Einwohner herbey, welche mit Erstaunen

das Aufstellen der Maschine betrachteten; als aber der Blasebalg wirkte, die Kohlen glühten, und das geschlagene Eisen feurige Funken sprühte, da ergriffen die Männer ihre Weiber, diese ihre Kinder, und alles entfloh. Lagediack war der Erste, der sich von seiner ungegründeten Furcht überzeugen ließ; um ihm mit dem Nutzen der Schmiede bekannt zu machen, wurde eilig eine hübsche Harpune verfertigt, die ich ihm schenkte, und seine Freude darüber war unbeschreiblich. Die Harpune hoch über den Kopf haltend, rief er mit lauter Stimme seine Kameraden herbey, die durch sein Beyspiel ermuthigt, sich auch wieder versammelten. Ich ließ in ihrer Gegenwart noch eine Harpune für den Rarick und einige Fischhaken für meine Günstlinge schmieden, und ihre Ergebenheit wuchs in dem Grade, als jede neue Kunst uns in ihren Augen erhob. Da die Schmiedearbeiten erst in einigen Tagen beendigt werden konnten, so ließ ich sie unter Aufsicht des Schmiedes am Lande, und Lagediack versprach zu sorgen, daß während der Nacht nichts gestohlen würde. Herr von Chamisso blieb ebenfalls diese Nacht in Naricks Wohnung, um noch einige Gebräuche der Insulaner kennen zu lernen.

Den 25sten. Die Nacht war am Lande ruhig verstrichen und Niemand hatte gewagt, sich der Schmie-

de zu nähern. Als am Morgen die Arbeit wieder begann, trat plötzlich ein alter Mann hervor, ergriff rasch ein Stück Eisen und wollte sich eilig damit entfernen; seine Kameraden aber, die es bemerkten, setzten ihm mit dem Ausruf: Capuderil (stehlen) nach, hohlten ihn bald ein, und mußten ihm seine Beute, die er gutwillig nicht hergab, mit Gewalt abnehmen. Ohne die geringste Verlegenheit nahm er seinen Platz wieder ein, wüthete gegen alle, die ihm nachgesetzt und suchte gleich darauf sich eines andern Stücks zu bemächtigen, worauf er denn ganz fortgeschickt werden mußte. Man konnte diesen Alten, der von einer andern Insel zum Besuch da war, nicht eigentlich einen Dieb nennen, da er seinen Raub öffentlich beging: denn offenbar versuchte er nur, das Recht des Stärkern zu üben.

Schon seit einigen Tagen haben wir anhaltend NW Wind mit öfterem Platzregen, der mich verhindert, die von Lagediack angezeigten Passagen zu untersuchen.

Den 26sten. Heute wurden die Schweine, an deren Anblick die Insulaner jetzt ziemlich gewöhnt waren, ans Land gebracht und dem Rarick geschenkt, neben dessen Wohnung ein kleiner Platz für sie eingezäunt war. Ein Matrose mußte einige Tage am Lande bleiben, um sie in der Behandlung die-

ser Thiere zu unterrichten. Von der Sau ließ sich eine baldige Vermehrung hoffen. So lieb aber auch dem Rarick das Geschenk war, so getraute er sich doch nicht in die Nähe, als beym Landen ihr furchtbares Grunzen an seine Ohren schlug und die Weiber vollends, welche nie am Schiff gewesen, und die Thiere nur durch den Bericht der Männer kannten, liefen bey ihrem Anblick in den Wald. Ich durchstrich mit meiner Flinte die Insel, in der Hoffnung, irgend einen Landvogel zu schießen, fand aber außer sehr wenigen wilden Tauben, keinen einzigen. Rarick und Lagediack begleiteten mich, ohne meine Absicht zu ahnen und eine kleine Probe zu machen, zeigte ich ihnen einen Strandläufer (eine Gattung Wasserschnepfen) der fünfzig Schritt von uns entfernt, am Ufer stand, und schoß ihn nieder; in dem Augenblick aber mußte ich meine Unbesonnenheit bereuen, denn beyde lagen ausgestreckt zu meinen Füßen und wimmerten laut, indem sie ihre Köpfe tief ins Gras steckten. Nur nach vielen Versicherungen, daß ihnen kein Leid geschehen, standen sie auf, zitterten aber heftig und sahen sich scheu nach der Flinte um, die ich an einen Baum gelehnt. Der Anblick des blutenden Vogels war nicht geeignet, aus dem Vorfall einen Scherz zu machen; sie blieben mißtrauisch und furchtsam, und liefen davon

als sie sich einen Augenblick unbemerkt glaubten. Es hat mir viele Mühe gekostet, ihr Zutrauen wieder zu gewinnen, und nie durfte ich mich mit der Flinte blicken lassen.

Den 28sten Januar. Um sieben Uhr Morgens verließ ich in Gesellschaft aller unserer Herren Gelehrten auf zwey Böten, die für drey Tage mit Lebensmitteln versehen waren, das Schiff, um das schöne Wetter zur Untersuchung der bewußten Passage zu benutzen. Zuerst fuhren wir nach Langins Insel Egmedio, wo wir nach einer Stunde eintrafen und aufs freundlichste von ihm empfangen wurden. Er führte uns sogleich in seine Hütte, seine Frau mußte allerley herbeyschaffen, um uns zu bewirthen, und er selbst konnte nicht aufhören, seine Freude über unsern Besuch an den Tag zu legen. Langin, der uns hier als ein gastfreyer herzlicher Mann erschien, übertraf den Rarick, der dem ersten angenehmen Eindruck nicht entsprach, indem der Hauptzug seines Charakters, die Habsucht, sich grell aussprach. Die Bevölkerung auf Egmedio bestand nur aus Langin, seiner Frau und zwey Männern, die ihm unterthan schienen. Wir wußten jetzt schon aus eigener Erfahrung, daß die Inselgruppe sehr menschenarm war; der südliche Theil derselben ist ganz unbewohnt. Man kann sich keinen Grund von

ser Thiere zu unterrichten. Von der
eine baldige Vermehrung hoffen.
auch dem Rarick das Geschenk
er sich doch nicht in die Nähe
furchtbares Grunzen an sein
Weiber vollends, welche
und die Thiere nur du
kannten, liefen bey ih
durchstrich mit mei
nung, irgend ein
außer sehr we
Rarick un
meine Abs ... befahl se-
che, zeig ... mit einem Palmen-
tung R ... gen, eine Aufmerksamkeit, die
entfe ... nem Wilden angenehm überraschte.
in ... m 1 Uhr Nachmittags hatten wir die Passage
f ... den der hohen Insel erreicht, deren Breite an der
schmalsten Stelle hundert Faden betrug; ihre Tiefe
war unregelmäßig und verringerte sich von zwanzig
bis fünf und an manchen Stellen bis auf drey Fa-
den; die Insel bestand aus verschiedenartigen spitzen
Korallen. Es war gerade die Zeit der Ebbe, der
Strom lief mit ziemlicher Gewalt aus der Gruppe,
wir ließen uns durch die Enge ins Meer treiben und
kaum waren wir hindurch, so war mit dem Senk-

Augenblick unbemerkt glaubten. Es
gekostet, ihr Zutrauen wieder
durfte ich mich mit der Flinte
Um sieben Uhr Morgens
unsere Herren Ge-
Tage mit Ve-
um das

und mehr zu erreichen. Mit dem Ru-
zu kommen, war zwar möglich, aber
Ein starker Wind, der sich jetzt er-
heute nicht mehr, den zweyten
Lagediacks Beschreibung in
untersuchen; ich verschob es
Tag, nannte diesen Lage-
n wegen des contrairen
'ückweg an. Es war
n Rurick zu errei-
t auf der großen
...n S liegt, zu übernach-
..weise kam uns hier einer meiner
...nge, der immer freundliche Labugar entge-
gen, brachte uns Cocosnüsse und Pandanus, und
kündigte uns an, daß wir an seiner Insel gelandet,
die er mit seiner Familie und einem alten Manne
allein bewohne. Unser Lager ward am Ufer aufge-
schlagen, um die Abendmahlzeit zu bereiten, und
Labugar vertrieb uns mit seinem alten Freunde bis
zum Untergang der Sonne die Zeit. Als wir am
Morgen die Augen aufschlugen, saß Labugar nebst
seiner Familie zu unsern Füßen und erwartete ge-
duldig unser Erwachen, um uns ein Geschenk mit
rein gemachten Cocosnüssen zu machen. Diese zarte
Aufmerksamkeit rührte und erfreute mich. Bey einem

dieser geringen Bevölkerung denken, als daß entweder erst vor Kurzem einige Menschen von entfernten Inseln hierher verschlagen, oder daß sie sich freywillig vielleicht von überbevölkerten Inseln hier niedergelassen haben. Langin führte uns auf seinem Eigenthume herum, das sich durch die schon erwähnten hohen Cocosbäume von den andern Inseln unterscheidet. Als wir, um nachher ohne Aufenthalt an den Ort unserer Bestimmung zu gelangen, ein Frühstück zu uns nahmen, war Langins Erstaunen, uns mit Messer und Gabeln von einem Teller essen zu sehen, sehr groß; er bemerkte, daß die Fliegen mich beym Essen störten, und befahl sogleich einem seiner Leute, sie mit einem Palmenzweige zu verscheuchen, eine Aufmerksamkeit, die mich von einem Wilden angenehm überraschte.

Um 1 Uhr Nachmittags hatten wir die Passage neben der hohen Insel erreicht, deren Breite an der schmalsten Stelle hundert Faden betrug; ihre Tiefe war unregelmäßig und verringerte sich von zwanzig bis fünf und an manchen Stellen bis auf drey Faden; die Insel bestand aus verschiedenartigen spitzen Korallen. Es war gerade die Zeit der Ebbe, der Strom lief mit ziemlicher Gewalt aus der Gruppe, wir ließen uns durch die Enge ins Meer treiben und kaum waren wir hindurch, so war mit dem Senk-

bley kein Grund mehr zu erreichen. Mit dem Rurick hindurch zu kommen, war zwar möglich, aber doch gefährlich. Ein starker Wind, der sich jetzt erhob, erlaubte uns heute nicht mehr, den zweyten Durchgang, der nach Lagediacks Beschreibung in W liegen mußte, zu untersuchen; ich verschob es also auf einen günstigern Tag, nannte diesen Lagediack, und wir traten den wegen des contrairen Windes sehr beschwerlichen Rückweg an. Es war unmöglich noch diesen Abend den Rurick zu erreichen, und wir sahen uns genöthigt auf der großen Insel, welche von Egmedio in S liegt, zu übernachten. Glücklicherweise kam uns hier einer meiner Günstlinge, der immer freundliche Labugar entgegen, brachte uns Cocosnüsse und Pandanus, und kündigte uns an, daß wir an seiner Insel gelandet, die er mit seiner Familie und einem alten Manne allein bewohne. Unser Lager ward am Ufer aufgeschlagen, um die Abendmahlzeit zu bereiten, und Labugar vertrieb uns mit seinem alten Freunde bis zum Untergang der Sonne die Zeit. Als wir am Morgen die Augen aufschlugen, saß Labugar nebst seiner Familie zu unsern Füßen und erwartete geduldig unser Erwachen, um uns ein Geschenk mit rein gemachten Cocosnüssen zu machen. Diese zarte Aufmerksamkeit rührte und erfreute mich. Bey einem

Spatziergange fand ich ein Stück Holz, offenbar ein Glied von einem Schiffe, worin sich noch einige verrostete Nägel befanden. Gegen Mittag erreichten wir den Rurick.

Den 30sten Januar. Ich schickte heute einen Theil meiner Mannschaft ans Land, um Holz zu fällen, wovon wir jetzt einen großen Vorrath nöthig hatten, da weder in Unalaska noch in der Berings-Straße welches zu bekommen war. Als ich selbst ans Land kam, erzählte man mir, daß ein Eimer mit eisernen Bänden gestohlen sey: um einen zweyten Versuch der Art vorzubeugen, beschloß ich dießmahl streng zu seyn; ich forderte den Rarick ernsthaft auf, mir sogleich den Dieb sammt seiner Beute herbey zu schaffen, und dieser, sehr erschrocken über mein Gesicht, daß er noch nie so verdrießlich gesehen, versicherte, den Vorfall schon erfahren, und dem Diebe, der sich auf eine andere Insel geflüchtet, bereits nachgeschickt zu haben. Ich war mit dieser Erklärung zufrieden, habe aber später Ursache gehabt zu glauben, daß er selbst mit einverstanden war.

Den 31sten. Ich erfuhr heute zu meinem Verdruß, daß der Eimer noch nicht abgegeben war. Rarick, der mit seinen Leuten beschäftigt war, ein Boot zu bauen, schien verwirrt, als ich nach dem Diebe

fragte; er wandte sich verdrießlich an einen seiner Leute, der am Schluß eines sehr langen Gesprächs aufsprang und ins Gebüsch lief; dieses ist der Dieb, sagte Rarick, er wird das Gestohlene gleich hohlen. Zu meiner Freude las ich auf den Gesichtern aller Anwesenden, und besonders des Lagediack die größte Mißbilligung. Nach zehn Minuten kehrte der Dieb mit seinem Raube zurück, und obzwar seine widerwärtige Physiognomie mich schon aufbrachte, so ward ihm dennoch die Strafe erlassen. Nach der Erklärung, daß künftig jeder Diebstahl streng gerügt werden würde, fuhr ich nach dem Rurick zurück, wo wir uns eben zu Tische setzen wollten, als Labugar und Rarick mit einer alten sehr geschwätzigen Frau, die zu seiner Familie gehörte, bey uns erschienen. Diese unliebenswürdigste ihres Geschlechtes, war das erste Weib von dieser Gruppe, welches das Schiff zu besteigen wagte. Wir luden unsere Gäste zur Tafel, die beyden Männer stiegen gern in die Kajüte, die Alte aber nahm auf der Schanze am Fenster Platz, durch welches sie zu uns hinein sah. Der lustige Labugar aß was man ihm vorlegte, fragte bey jeder Speise: was ist das? hatte sie aber schon verschlungen, ehe man ihm antworten konnte, und sorgte für gute Verdauung durch herzliches Lachen; selbst das Salzfleisch, wovon wir ihm sagten, daß

es von solchen Thieren sey, wie sie deren zwey am Lande besäßen, behagte seinem Gaumen. Marick war anfangs mäßig, als er aber sah, wie gut es dem Labugar schmeckte, trug auch er weiter kein Bedenken, sich den Magen stark zu füllen. Alles was der alten Frau durchs Fenster gereicht wurde, verwahrte sie sorgfältig, indem sie den Mund weit aufsperrte, um uns zu zeigen, daß sie keinen Zahn mehr habe; wenn aber dieser Mangel sie auch am Kauen hinderte, so war ihr Mund um so thätiger in ewiger Geschwätzigkeit. Am Wein fand Labugar ganz besonders Behagen, er freute sich zu fühlen, wie dieser ihm bis in den Grund des Magens drang, und hielt sich den Unterleib, damit er nicht wieder heraus laufen möchte; nachdem er zwey Gläser davon getrunken, trieb er die albernsten Possen. Um unsere Gäste hoch aufzunehmen, begann nach der Tafel ein Concert. Es traten drey Matrosen in die Kajüte, mit Violin, Flöte und Tamburin, lauter Stümper in ihrer Kunst, unsern Wilden indeß schien es, als stiegen die Himmlischen hernieder, um die armen Sterblichen zu vergnügen. Die meiste Aufmerksamkeit erregte die Violine; daß der Ton derselben durch den Bogen hervor gebracht werde, glaubten sie nicht und hütheten sich wohl, dem Zauber-Instrumente zu nahe zu kommen. Nachdem sie

noch beschenkt waren, verließen sie in fröhlicher Stimmung das Schiff. Nachmittags fuhren wir ans Land, und ich sah zu meiner Freude, wie in dem Garten schon einige Sämereyen aufgingen. Chamisso machte mich aufmerksam auf kleine Gärten, die hier und da von Einwohnern angelegt waren. Wir konnten hier im eigentlichen Sinne des Worts sagen: der Same war auf guten Boden gefallen, und versprach für die Zukunft herrliche Früchte.

Den 2. Februar. Nachdem wir heute starken östlichen Wind mit Regen gehabt, klärte es sich gegen Abend auf, und ich benutzte das gute Wetter, um meinen Freund Lagediack zu besuchen, durch den ich mir die geographische Lage der Inselgruppe Eregup deutlich wollte beschreiben lassen. Wirklich fiel er auf eine sehr sinnreiche Methode, mir einen genauen Begriff davon beyzubringen; er zeichnete nähmlich auf den Sand einen Kreis hin, der ungefähr die Form der Gruppe Otdia hatte, besetzte den Umfang derselben mit großen und kleinen Steinen, welche die Inseln vorstellten, und nachdem er auch die Durchgänge angezeigt, sagte er: das ist Otdia. Die Inselgruppe Eregup, welche er mir auf dieselbe Art versinnlichte, meinte er, müßte ich erreichen, wenn ich eine Tagreise nach SW gemacht. Ich habe spater seine Angabe sehr richtig gefunden. Jetzt

suchte ich noch herauszubringen, ob, wenn man nach NOS oder W segelte, noch auf Inseln stoßen würde? Er verstand mich zu meiner Freude, schleppte wieder eine Menge Steine herbey, und begann, nördlich von Otdia, drey etwas kleinere Gruppen zu bezeichnen, deren Zwischenräume immer eine, die letzte aber zwey Tagreisen betrug, und nannte diese Ailu, Udirick und Bigar. In der Entfernung einer Tagereise bezeichnete er nach NW noch eine, der er den Nahmen Ligieb beylegte. Als er im Norden fertig war, ging er nach S über, zeigte dort noch fünf Gruppen an, deren Zwischenräume ebenfalls 1 — 2 Tagereisen betrug, und nannte diese Kawen, A-ur, Mediuro, Arno und Mille. Mehr von diesen Inselgruppen zu erfahren, gestattete meine geringe Sprachkenntniß nicht, aber auch diese Nachrichten waren mir sehr lieb, und verschafften dem Lagediack reichliche Geschenke. Ich beschloß jetzt Otdia sobald als möglich zu verlassen, um meine Untersuchungen fortzusetzen; die Kutusofs- und Suwarofs-Inseln lagen nach unserer Berechnung, fast in derselben Länge mit Otdia, die Breite war nur $1\frac{1}{2}°$ verschieden, und ich zweifelte nicht, daß sie sich unter der in N angegebenen Gruppe befänden.

Den 3ten fertigte ich um sechs Uhr Morgens



den Lieut. Schischmareff auf der Barkasse ab, um den zweyten Durchgang zu untersuchen, und dieser kehrte Abends mit der Nachricht zurück, daß die Passage sehr sicher, und die engste Stelle 150 Faden breit sey; die Mitte hatte er grundlos und in der Nähe des Riffs 11 Faden Tiefe gefunden. Sehr erfreut über diese Nachrichten, befahl ich, den Rurick in segelfertigen Stand zu setzen, um Otdia in wenigen Tagen verlassen zu können. Diesen Mittag hatte ich noch einen unangenehmen Vorfall; Lagediack nähmlich war bey Tische unser Gast; seinem Begleiter aber, (der Dieb des Eimers) wurde der Eingang in die Kajüte versagt, und er mußte sich auf der Schanze am Fenster mit dem Zusehen begnügen. Voll Mitleid reichte ihm Lagediack manchen Bissen, diesem aber gefielen die blanken Messer mehr als alle Speisen, er bath sich eines zum Anschauen aus, und steckte es, da wir ihn absichtlich nicht zu bemerken schienen, in seinen Gürtel; in der Hoffnung, daß er es wieder herausgeben werde, schwieg ich, als aber Lagediack ans Land fahren wollte und der Dieb im Begriff war, sein Canot zu besteigen, gab ich ein verabredetes Zeichen; vier Matrosen ergriffen ihn, und indem sie ihm das Messer abnahmen, streckten sie ihn nieder und bestraften ihn tüchtig. Lagediack erschrack heftig, bath für

seinen Freund und wiederhohlte oft: Cabuderi emo Aidaro (Stehlen nicht gut); dieser aber begab sich nach der Execution gelassen in sein Canot und schien nur zu bedauern, daß er um das Messer gekommen war. Am Lande hatte man über diesen Vorfall sehr gelacht, und Nachmittags besuchte mich Rarick und Lagediack noch einmahl und brachten Cocosnüsse und gebratene Fische mit, zum Beweis, daß sie mein Verfahren nicht mißbilligten. Ich kündigte jetzt meinen Freunden an, daß wir sie bald verlassen würden, was sie unangenehm zu überraschen schien. Lagediack wollte durchaus wissen, wohin wir gingen, und ob wir bald zurückkämen? Meine Antwort, daß wir zuerst nach Eregup und Kawen segeln wollten, um die Leute dort mit Eisen zu beschenken, und darauf ihre Inseln ganz verlassen würden, betrübte Alle sehr, besonders verdoppelte Lagediack seine Zärtlichkeit, indem er mich unaufhörlich umarmte. Er theilte mir seine Empfindung mit, auch mir war zu Muthe als verließe mich ein alter Freund, wie er erst nach Sonnenuntergang mit Rarick von uns ging.

Den 6ten Februar. Die schnell verbreitete Kunde von unserer Abreise, zog uns eine Menge Abschiedsbesuche zu. Heute, als am letzten Tage unsers Hierseyns verließen meine besten Freunde das Schiff

gar nicht mehr, und ich erfreute den Rarick und Langin noch mit kleinen Stücken Segeltuch zu ihren neuen Böten. Nachmittags besuchte uns der alte ehrwürdige Chef der Insel Ormed; dieser Greis ward von uns allen sehr geliebt, und jetzt reichlich beschenkt; einen alten Rock mit blanken Knöpfen zog er an, sobald er ihn erhielt. Zum letzten Mahl freute ich mich heute noch am Lande unsers Gartens, wo alles herrlich gedieh, und mit Thränen im Auge verließen uns nach Sonnenuntergang Lagediack und Rarick.

Tagebuch
über die
letzte Nordpolreise in den Jahren 1819 und 1820, gehalten an Bord der Schiffe Hecla und Griper,

von

Alexander Fisher,
dem Wundarzte derselben.

Fortsetzung.

Am 25. ward die Arbeit des Canalsägens fortgesetzt. Der Mannschaft ward für ihre löblichen Anstrengungen dabey wieder eine Extra-Spende von Donkins preserved meat auf jeden Tag bewilligt.

Ich will von nun an die Bay, in welcher wir nun bis zum künftigen Sommer unseren bleibenden Aufenthalt genommen hatten, immer bloß Winter Harbour nennen. Es war allerdings die zum Ueberwintern schicklichste Stelle, die wir in diesen



Regionen nur irgend hätten finden können, hätten wir auch einen ganzen arctischen Sommer hindurch nichts weiter zu thun gehabt, als uns nach einem guten Winter-Hafen umzusehen. Der Eingang in denselben war gegen die Heftigkeit der Stürme und Wogen zum Theil durch ein Felsenriff geschützt, über welchem an manchen Stellen das Wasser bloß einen Faden Tiefe hatte. Zwischen diesem Riff und dem Lande zieht sich beynahe ununterbrochen eine Barre oder Bank hin, an welcher wir an manchen Stellen bloß viertthalb Faden Tiefe fanden. Die Schiffe lagen fast oben im Hafen und 81 Faden von der Küste entfernt, und doch hatten sie 5 Faden tiefes Wasser, welches um desto bemerkenswerther ist, da sich die Küste und überhaupt das ganze den Hafen umgebende Land durch Flachheit auszeichnet. Dieses Land hatte jetzt schon ein sehr trauriges Aussehen; denn die ganze Oberfläche war mit einer dünnen und in den Thälern hier und da schon mit einer sehr dicken Schneeschicht bedeckt. Ob nun gleich somit die pflanzenreichsten Stellen — denn dieß waren überall die Thäler — schon durch die Schneedecke den Augen entzogen wurden, so hatten wir dennoch das Vergnügen, die Rennthiere immer noch da bleiben zu sehen, und erst an diesem Tage hatten wir noch zwey sehr ansehnliche ganz nahe bey den Schiffen ge-

sehen. Auch gewahrten wir wieder zwey Völker von Rebhühnern oder Ptarmigans.

Vom 27. bis zum 30. war man nun rastlos mit Abtakelung der Schiffe und Hinüberschaffen der Böte, Segelstangen, Masten u. s. w. an das Land, wo sie den ganzen Winter hindurch bleiben sollten, beschäftigt. Man baute ein großes Obdach für sie. Die niedrigern Masten und Taue ließ man unangetastet. Auch die große Stenge blieb, damit, wenn Trupps unserer Mannschaft Jagdstreifereyen machten, der Stand der Schiffe ihnen so weit als möglich im Auge bliebe. In diesen letzten 3 bis 4 Tagen war die Witterung verhältnißmäßig recht gut, und die mittlere Temperatur nicht unter der, die wir schon vor einer Woche gehabt hatten. Allein wir fanden, daß die vom Thermometer angezeigte Kälte und die von uns selbst empfundene sehr verschieden von einander waren, denn selbst bey 20 Grad über Zero war doch, sobald wir Wind hatten, das Herumgehen weit unbehaglicher, als selbst bey Zero ohne Wind. Auch stieg das Thermometer, so oft der Wind zunahm, und vice versa. Doch diese beyden Bemerkungen mögen wohl schon überall gemacht worden seyn. Am 30. war der ganze Canal schon von einem Ende bis zum anderen zugefroren, und die Schiffe waren so ganz mit eingefroren, daß sie fast

ein Bestandtheil des Eisfeldes selbst zu seyn schienen. Auf den Fall aber, daß das Eis plötzlich einmahl durch unvorhergesehene Ursachen aufbrechen könnte, waren Anker auf den Strand geworfen, an welche ein vom Backbard-Bug beyder Schiffe ausgehendes Kabeltau und ein anderes von der Windviering ausgehendes befestiget war. Am Nachmittag gelang es, ein Rennthier zu schießen. Es war am ganzen Körper weiß, nur einen einzigen braunen Fleck auf dem Rücken ausgenommen. Nach abgezogener Haut wog es 147 Pfund.

Am 1. October schossen wir abermahls eins. Ein schöner weißer Bär ward gesehen und kam den Schiffen nahe genug, daß wir auf ihn schießen konnten. Einige Schüsse trafen, und es strömte an verschiedenen Stellen seines Körpers Blut aus den Wunden; allein ehe wir wieder laden konnten, war er aus unserem Bereich. Eine zahlreiche Truppe von Officieren und Matrosen verfolgte ihn, weil man aus dem starken Blutverluste schloß, er werde bald umfallen, oder doch vor Krafterschöpfung bald nicht gut mehr fortkönnen, so daß er leicht einzuhohlen sey. Aber keins von beyden geschah; denn die Kälte that bey ihm dem Blutverluste sehr bald Einhalt, und er lief immer schnell genug, um außer ihrem Bereich zu bleiben. Dennoch ließ man vom Verfol-

gen nicht eher ab, als bis er eine offene Stelle gefunden und durchschwommen hatte, welche zwischen dem See-Eise und dem am Lande anhängenden Eise befindlich war. Als er auf der entgegengesetzten Seite wieder aus dem Wasser und auf das Eis kam, sah man ihn vollkommen so weiß, als er vorher gewesen war. Kaum war er aber einige Minuten auf dem Eise, so bekam sein Kleid auch wieder dieselben carmoisinrothen Flecke, wie nach den Schüssen. Unsere sämmtlichen Hunde begleiteten die Jäger, aber keiner von ihnen wagte sich dem Bären sehr nahe. Obgleich die bisher so häufig gefundenen Bärenschädel Beweis genug waren, daß es auch in dieser Gegend weiße Bären gebe, so hatten wir doch, da wir keinen selbst sahen, geglaubt, daß sie bloß im Sommer als Besucher hierher kommen, und unsere Leute waren schon sehr oft nicht bloß einzeln ohne einen Begleiter, sondern auch unbewaffnet ausgegangen. Dieß war auch dießmahl der Fall gewesen; ein Matrose, der ganz allein ausgegangen war, kam plötzlich mit der größten Hast nach den Schiffen zurück, und das Thier lief hinter ihm her. Allen, die es sahen, schien es, daß der Bär ihn verfolge. Mir ist es aber doch weit wahrscheinlicher, daß der Bär bloß dem vom Schiffe kommenden und seine

Nase berührenden Geruche nachging, ohne sich um den vor ihm her laufenden Menschen zu bekümmern.

Bis zu 6. October ereignete sich nichts Besonderes, nur ward es alle Tage kälter. Am 6. früh um 4 Uhr war das Thermometer 8 Grad unter Null. Doch an Bord des Schiffes empfanden wir von dieser Kälte-Zunahme noch nicht die mindeste Unannehmlichkeit, ja selbst bey unsern Excursionen nicht, außer wenn es windig war, welches, wie schon gesagt, uns gegen die Kälte weit empfindlicher machte. In den letzten 5 bis 6 Tagen waren wieder mehrere Rennthiere gesehen worden Am 6. schoß man auch wieder eins. Sein Gewicht war 170 Pfund. Am 10. sahen wir sieben Stück und tödteten eins. Ein anderes ward schwer verwundet, und vier Mann ließen sich durch die Hitze, mit welcher sie es verfolgten, so fortreißen, daß es Nacht ward, ehe sie an die Rückkehr dachten, und nun den Weg nicht fanden. Zwey von ihnen kamen um sechs Uhr zurück, aber so erschöpft, und so sehr von der Kälte angegriffen, daß uns wegen der zwey Andern ernstlich bange ward. Wir schossen sogleich Musketen ab, ließen Raketen emporsteigen und zündeten Lichter an, um sie dadurch auf den rechten Weg nach dem Schiffe zu bringen. Endlich nach 7 Uhr kam wieder einer, und diesem hatte die Kälte den Kopf so angegriffen, daß



er beynahe im Delirium war, und wir über den noch vermißten vierten Mann nichts aus ihm herausbringen konnten, als daß er sich vor einer Stunde von ihm getrennt. Die eine Hand war ihm ziemlich erfroren (es mußten ihm auch einige Wochen später vier Finger von derselben abgenommen werden,) und er litt solche Qual, war in solchen Stupor und solche Geistesabwesenheit versunken, daß seine Antworten auf die ihm vorgelegten Fragen eigentlich nur ganz verwirrtes Zeug waren. Zuverlässig hätte er, wenn seine Rettung sich nur noch eine kurze Zeit verzogen hätte, umkommen müssen, und so konnten wir denn nun auch den Vierten nicht anders als für verloren halten, wenn er nicht sehr bald komme. Wir trafen sogleich alle mögliche Anstalten, welche zu seiner Zurechtweisung dienen konnten. Aber erst nach 11 Uhr krönte der Erfolg unsere Bemühungen, der Mann erschien, und zwar — zu unserm nicht geringen Erstaunen, — ohne im mindesten von der Kälte angegriffen zu seyn, ob er gleich gegen vier bis fünf Stunden länger außen geblieben war als die Uebrigen.

Am 14. ward in der Entfernung ungefähr einer halben Meile von den Schiffen ein Wolf gesehen. Er war von weißer Farbe und ziemlich der Größe der grönländischen Hunde, die wir im vorigen Jahre

mitgenommen hatten. Bloß die Beine schienen mir bey ihm etwas länger. Man konnte ihm wegen zu heller Witterung nicht unbemerkt in Schußweite kommen, auch vier Rennthieren nicht, die wir sahen.

Am 15. sahen wir eine aus 15 Stück bestehende Heerde, aber die Musketen, die auf sie abgefeuert werden sollten, versagten, weil sie von der Kälte zu feucht geworden waren. Am 17. und 18. kamen uns zwey Heerden, eine aus 11, die andere aus 20 Stück bestehend, zu Gesicht, und außer diesen noch ein einzelnes, welches auch geschossen ward. Von diesem war das Gewicht nach abgezogener Haut nur 90 Pfund. Ich habe bemerkt, daß alle Rennthiere in dieser Region am Winter Harbour, so oft sie verfolgt werden, ihren Weg westwärts nehmen, und auch, wenn man sie ganz ungestört läßt, ihr Weg immer westwärts geht.

Nun gingen einige Wochen hin, wo sich nichts Bedeutendes ereignete. Die Kälte nahm zu. Von Rennthieren wurden fortwährend einzelne und ganze Heerden, und zwar immer ihren Weg westwärts nehmend, gesehen. Wölfe, Füchse kamen dann und wann vor, manche wurden auch geschossen und gefangen.

Am 25. sah ich Mittags zwey verticale Säulen prismatischer Farben, ungefähr 15° zu beyden Seiten der Sonne. Sie hatten etwa 5° Länge und ihr un=

teres Ende berührte den Horizont. Sie behielten dieselbe Lebhaftigkeit der Farben eine ganze Stunde lang, nähmlich von 12 Uhr bis um 1 Uhr, dann schwanden sie allmählig, und nach Verfluß einer Stunde war keine Spur von ihnen mehr da. Diese Erscheinung wiederhohlte sich binnen wenigen Tagen dreymahl in derselben Entfernung von der Sonne. Auch die Höhe und alles Uebrige blieben dieselben, wie das erstemahl. Am 27. ward zum erstenmahle ein Nordlicht gesehen, aber es war sehr schwach.

Da mit Anfange Novembers die Aussichten auf Zeitvertreib durch Jagdstreifereyen und dgl. ziemlich verschwanden, so wurden für den langen traurigen Winter, der uns bevorstand, andere Zeitvertreibe ausgeklügelt, um ihn wenigstens auf eine so erträgliche Art als möglich hinzubringen. Einer derselben war das Schreiben eines Wochenblatts unter dem Titel: The Winter Chronicle or New Georgia Gazette. Gleich mit dem ersten Novembermorgen ward die erste Nummer desselben ausgegeben. Noch mehr Kurzweil aber versprachen wir uns von einem kleinen Dilettanten-Theater, welches wir ebenfalls gleich mit Anfange Novembers etablirten.

Der 4. November war der letzte Tag, wo sich die Sonne noch über dem Horizonte blicken ließ. Einige von der Gesellschaft bestiegen daher den Gi-

fel eines der nahen Berge, um ihr bey ihrem Scheiden nachzusehen. Es ward aber so nebelig, daß wir an der Stelle, wo sie unterging, nur einen schwachen Schein von ihr sahen.

Am 5. gaben unsere Schauspieler die bekannte Farce „Miss in her Teens“ zu nicht geringer Gemüthsergetzung der ganzen Schiffsgesellschaft. Wer die großen localen Schwierigkeiten, unter welchen sie debütirten, erwog, mußte wirklich gestehen, daß ihr erster Versuch ihnen schon sehr viel Ehre machte. Einige darunter mochten wohl schon früher auf Bühnen sich herumgetummelt haben, aber bey weitem die Mehrzahl hatte doch den Soccus noch nie angehabt. Die Eröffnung des Theaters geschah mit einem sehr zweckmäßigen Prolog, den einer der Officiere, Mister Wakeham, recitirte, welcher ihn auch ausschließend zu diesem Behuf verfaßt hatte. Zwey von Ebendemselben gedichtete Lieder wurden zwischen den Acten gesungen. So verbrachten wir zwey Stunden auf dem Verdeck äußerst angenehm, obgleich das Thermometer außer dem Schiffe auf Zero und im Schiffe auf dem Gefrierpuncte stand, außer in der Nähe der geheitzten Oefen, wo es etwas wärmer war.

Am 16. war die Temperatur schon 42° unter Zero, mithin wurden uns die Quecksilber-Thermo-

meter nun unnütz. Die Wölfe schienen durch diese Kälte immer noch nicht in ihre Schlupfwinkel getrieben zu werden, denn ihre Fährte ward in geringer Ferne vom Schiffe alle Tage gesehen, und am 17. war einer so keck, einen unserer Hunde bis ganz nahe an die Schiffe hin zu verfolgen. Zu gleicher Zeit hörten wir das Geheul eines zweyten ganz nahe, und am Abende kam einer und spatzierte eine lange Zeit um das Schiff herum, wobey er auch fast nicht aufhörte, zu heulen. Ihr Geheul ist lange anhaltend und hat etwas Klägliches. Wir hatten an diesem Tage gerade Narwals-Thran ausgesotten und vielleicht mochte der Geruch davon die Wölfe so herbeylocken. An diesem Tage sahen wir auch Abends um 6 Uhr ein Nordlicht, welches gerade die Stelle einnahm, wo unmittelbar vorher und schon seit halb 4 Uhr eine höchstmerkwürdige Wolke stand, die eine erstaunliche Ausdehnung hatte, und aus geraden Linien oder Säulen, die aus einem Centrum ausgingen, bestand, nur daß gerade über dem Centrum die Säulen fehlten und ihr Ansehen hier ganz das einer ungeheuren Masse von Rauch war. Einer unserer Officiere verglich sie sehr passend mit einem so eben im Zustande der Explosion befindlichen Pulvermagazine. Denn die reflectirten Strahlen der Sonne, welche diese Gegend des Himmels hinter der

Wolke erleuchtete, brachten wirklich eine solche Aehnlichkeit der letzteren mit einer fürchterlichen Explosion zu Stande. Es ist mir wahrscheinlich, daß diese Wolke und das darauf folgende Nordlicht in einiger Beziehung zu einander standen. Zwar erschien das Nordlicht, ehe die Wolke schon ganz verschwunden war, aber doch nicht eher, als da dieselbe ihre Radien, die ihr ein so seltsames Ansehen gaben, ganz verloren hatte, und überhaupt so zerstreut war, daß sie gar nichts Bemerkenswerthes mehr darboth.

Am 24. gaben unsere Schauspieler eine zweyte Darstellung. Seit einigen Tagen war das Thermometer immer zwischen 40° und 50° unter Zero gewesen. Bey so bedeutender Kälte war eine Verhüllung der Hände nöthig, die fast alles Gebrauch machen von ihnen außer dem Schiffe verhindert, und gewisse, vorher eifrig betriebene Arbeiten, z. B. das Durchsägen des Eises um die Schiffe herum, wurden jetzt ganz aufgegeben. Dafür ward ein hoher Berg von Schnee rings um die Schiffe aufgebauet und ganz dicht an die Seiten desselben gelegt, um durch ihn einige Wärme zu gewinnen. Nur Eine Stelle im Eise erhielt man fortwährend offen, denn dieß war wegen der Möglichkeit entstehender Feuersgefahr unumgänglich nöthig.

Am 1. December zwischen 7 und 8 Uhr Abends

wurden vier Paraselenen oder Nebenmonde gesehen, jeder in der Entfernung von ungefähr 21 ½° vom wahren Monde. Einer stand dicht am Horizonte, ein anderer perpendiculär über ihm; und die beyden übrigen standen zu beyde Seiten des Mondes in einer Parallellinie mit dem Horizonte. Ihre Gestalt war ziemlich die eines Cometen, aber bey weitem größer, und den Schweif hatten sie sämmtlich auf der vom Monde entferntesten Seite. Ihre Farben waren einigermaßen prismatisch; denn auf der dem Monde nächsten Seite war ein blasses Orangegelb und dieses ging nach dem Schweife zu allmählig in ein wirkliches Gelb über.

Kurz nach Erscheinung dieser Paraselenen ward ein Halo oder Hof, der den Mond zu seinem Centrum hatte, gesehen. Der Radius dieses Ringes war gleich der Entfernung, in welcher die Paraselenen vom Monde standen, mithin ging er durch sie hindurch. Zu gleicher Zeit mit dem Erscheinen des Ringes erreichten zwey gelbliche Linien die einander gegenüberstehenden Paraselenen, und bisecirten einander im Mittelpuncte des Kreises, diesen dadurch in vier gleiche Theile theilend. Der Glanz dieser Linien oder Säulen, und auch der des Halo und der Nebenmonde war zu verschiedener Zeit anders, und über dem Halo, das heißt, zwischen ihm und dem Zenith,

erschien zuweilen ein Segment eines anderen Halo, welches den Oberrand des eben beschriebenen, oder vielmehr den Nebenmond, welcher diese Gegend desselben einahm, berührte. Diese Phänomene blieben eine Stunde lang am Himmel, während welcher Zeit aber, wie schon gesagt, die Lebhaftigkeit ihrer Farben sehr abweichend war. Unwandelbar jedoch blieb ihre Gestalt sich gleich, obgleich zuweilen einige Theile, vornähmlich das obere Segment und das den Halo theilende Kreuz, so matten Glanzes wurden, daß sie kaum noch zu erkennen waren.

Am 2. erschien abermahls ein Halo mit Nebenmonden und einem dem obenbeschriebenen ähnlichen Kreuze fast zu derselben Zeit. Alles war eben so wie bey den schon beschriebenen.

In der ganzen ersten Woche des Decembers stand das Thermometer selten niedriger als 30° und die Kälte war im Durchschnitte nicht größer als 20° unter Zero. Diese Gelindigkeit war uns vom December durchaus unerwartet.

Am 21. December gingen, weil dieß der Tag war, wo die Sonne uns am entferntesten stand, einige Officiere in der Mittagsstunde mit Büchern auf das Eis, um zu sehen, ob es möglich sey, bey dem Zwielicht zu lesen, und zu unserm Erstaunen fanden wir, daß auch die kleinsten Typen dabey gelesen wer-

den konnten. Ich hatte ein kleines Taschen-Gebethbuch mitgenommen, welches unter allen mir aufzutreibenden Büchern die kleinste Schrift hatte, und fand es, wenn ich es gegen Süden hielt, sehr leserlich. Und doch war eben ziemlich trüber Himmel, so daß nur sehr wenig Sterne gesehen werden konnten, und die Declination des Mondes war ungefähr 15 ½° S., mithin unter dem Horizonte. Das Zwielicht war solchergestalt die einzige Quelle, aus welcher wir zu dieser Zeit einiges Licht bekommen konnten.

Seit dem ersten Tage unseres Aufenthalts in Winter Harbour hatten wir noch keinen Tropfen anderes Wasser, als Wasser von geschmolzenem Schnee gehabt, und doch empfanden wir noch ganz und gar nicht jene Nachtheile davon, welche der Capitän James auf seiner unglücklichen Reise zu Aufsuchung einer Nordwest-Durchfahrt im Jahre 1631 davon empfunden hatte, welcher Seemann in seinem Berichte ausdrücklich sagt: „It made us so short breathed that we were scarce able to speak." (Es machte uns so kurzathmig, daß wir kaum im Stande waren, zu sprechen.) Es ward uns demnach höchstwahrscheinlich, daß das Uebel, welches James dem Schneewasser zuschreibt, bloß ein Symptom des anfangenden Scorbuts gewesen, oder irgend einer

anderen Siechheit, welche von der Kälte und der jämmerlichen Lage, in welcher sein Schiff in der Hudsonsbay überwinterte, herbeygeführt wurde.

Am 23. gaben die Officiere das Stück: The Mayor of Garratt, und ein von unserem Chef Parry selbst ausschließend zu diesem Behuf geschriebenes Stück: North-West Passage, or the Voyage Finished. Ich glaube, Herrn Parrys Absicht bey diesem Stücke war, der Mannschaft es recht wahrscheinlich zu machen, daß wir mit der Entdeckung der Nordwest-Durchfahrt glücklich zu Stande kommen werden, und ihr allen den glänzenden Lohn wieder in das Gedächtniß zu rufen, der nach Vollbringung einer solchen Großthat ihrer harre. Dieser Absicht entsprach auch das Stück, nach meinem Urtheile, außerordentlich gut. Der Thermometer-Stand war während der Aufführung des Stücks in freyer Luft 32° Farnh., und auf dem Schiff selbst, da wo die Zuschauer saßen, während der ganzen Aufführung nicht besser als 19°; dennoch überwand das Vergnügen, sich selbst mit einem so anziehenden Stoffe auf die Bühne gebracht und vortheilhaft geschildert zu sehen, bey jedem Zuschauer das Unbehaglichkeits-Gefühl, welches ihm die Kälte aufzwang.

Den 25., als den ersten Weihnachtsfeyertag, verbrachten wir, trotz unserem Eingemauertseyn im

Nordpolreise, eben so heiter und fröhlich, als wir es in England hätten thun können, nur mit der Ausnahme, daß wir hier nicht im Kreise der Unserigen waren. Auch war es bloß der Gedanke an diese und an ihre Besorgnisse um uns, was unsere Heiterkeit schwächen konnte. Im Essen und Trinken aber, so weit dadurch Frohsinn befördert werden kann, waren wir durch eine überschwengliche Fülle beglückt, hatten vortreffliches Roastbeef und Wildpret und herrlichen Portwein dazu im Ueberflusse, was aber das Beste ist, zum Genuß dieser Köstlichkeiten eine erwünschte Kerngesundheit. Die Witterung an diesem Tage war, was wir dort eine gelinde nennen zu müssen glaubten, nähmlich der Thermometer stand bloß 24°. Bey Windstille brachte eine solche Temperatur uns nicht die mindeste Unbehaglichkeit. Ich ging eine Stunde lang mit eben so viel Vergnügen spatzieren, als ich es in Hyde Park gethan haben würde.

Der 1. Jänner kündigte das neue Jahr durch gar keine auffallende Veränderung im Wetterzustande oder irgend ein Ereigniß an. Das Thermometer war in der ersten Stunde dieses Tages auf 5°. Gegen 11 Uhr Vormittags zeigte sich ein sehr schöner Halo um den Mond, der 45° im Durchmesser hatte. Er war von zwey Lichtsäulen von weißgelblicher Farbe durchschnitten, welche einander in rechten Winkeln über der

Mondsscheibe durchkreuzten. Die Breite dieses Kreuzes, oder vielmehr der Säulen, welche es bildeten, war in der unmittelbaren Nähe des Monds dem Monds-Durchmesser gleich, so wie sie sich aber von ihm entfernten, wurden sie schmäler, und an der Stelle, wo sie den Halo berühten, waren sie zu einem so kleinen Puncte geschwunden, daß man sie kaum noch sehen konnte. Auf jenen Puncten des Halo, wo sie endeten, waren leuchtende Flecken oder Nebenmonde. Die beyden horizontalen, oder die in jenem Theile des Kreises, wo die horizontale Lichtsäule endete, befindlichen waren von ausnehmend schönen prismatischen Farben. Jeder hatte einen aus ihm heraustretenden langen Schweif, ähnlich dem vorhin von mir beschriebenen. Der Nebenmond in dem gerade über dem Monde befindlichen Theile des Halo war im Vergleich mit den zwey obenerwähnten, und dem vierten, von einer sehr schwachen Farbe, das heißt, wenn er auch da war, so entzog er sich doch unseren Blicken, weil er — so wie auch ein Segment des Halo — unter dem Horizonte und die Mondeshöhe bloß ungefähr 18° war. Der Halo selbst war nicht an allen Stellen von gleichem Glanze. Denn an denen, welche in gleicher Entfernung waren, das heißt 45° von den Nebenmonden, war er von einer sehr schwachen Farbe, und von diesen Puncten

nach den Nebenmonden hin ward er allmählig glänzender. Gleich dem Nordlicht that auch er durch sein Daseyn dem Lichte der Sterne, bey denen er vorbey kam, keinen Eintrag, denn der Planet Mars hatte seinen Stand eben im glänzendsten Theile der horizontalen Lichtsäule, und doch war sein Glanz so hell wie gewöhnlich, ja seine röthliche Farbe schien zu noch etwas höherem Glanze gesteigert. Die Erscheinung dieses, so wie auch des im vorigen Monathe gesehenen Halos fiel ziemlich in die Zeit des Vollmondes.

Am 1. Januar machten wir auch ein Loch in das Eis, um die Stärke desselben zu untersuchen, und fanden, daß sie 4 Fuß 1 Zoll war.

Am 2. ward wieder ein Halo gesehen, der sich aber durch nichts von dem eben beschriebenen unterschied, außer daß die obere Seite desselben von einem Segment eines andern Halo berührt ward. Die Farbe dieses Segments war weit heller, als die des Halo selbst. Die gleichzeitige Mondeshöhe war 17°, folglich war ein Segment desselben — eben so wie bey dem vorigen — unter dem Horizonte.

Am 6. spielten die Officiere die Farce: Bon Ton, gewiß bey einem größeren Wärmemangel, als sie jemahls gespielt — wenigstens von Europäern gespielt worden ist, denn ein in der Fronte der Bühne

aufgehängtes Thermometer zeigte 12°, und einige Theile des Theaters müssen noch viel mehr Kälte gehabt haben, denn die Oefen und anderen Heitzanstalten waren der Stelle, wo das Thermometer hing, weit näher als der Hintertheil des Verdecks, wo die Zuschauer saßen. Außer dem Schiffe stand das Thermometer gar auf 27°. Am 12. war es auf 51° unter Zero. Dennoch konnte ich bey dieser Kälte Nachmittags auf dem oberen Verdeck herumspatzieren. Aber damit verband sich Windstille, und so fühlte ich — und mit mir Andere — bey dieser Kälte gar nicht mehr Unbehaglichkeit, als selbst bey Zero und damit verbundenem Winde. Eine kleine Quantität von starkem Branntwein indeß, die wir Nachmittags an die freye Luft setzten, hatte nach 10 Minuten schon angefangen zu gefrieren, und binnen einer halben Stunde ward sie so dick wie Honig, bekam auch ziemlich dasselbe Aussehen. Noch derber und consistenter ward sie nicht, obgleich man sie eine Stunde stehen ließ. Abends machten wir das Experiment noch einmahl mit ihr bey derselben Temperatur, und nun zeigte sich bloß darin ein Unterschied, daß nach Verlauf einer Stunde ihre Consistenz und Farbe — indem sie viel trockener geworden — ziemlich die des braunen feuchten Zuckers war. Weder

die Stärke noch überhaupt der Geschmack dieses Branntweins hatte sich durch das Gefrieren verändert.

Am 15 war zwischen 7 und 8 Uhr Abends ein schönes Nordlicht, welches einen herrlichen Bogen bildete, der der Meridiansfläche entsprach, und sich vom Südhorizonte über den Zenith nach dem Nordhorizonte erstreckte. Zehn Minuten behielt es diese Gestalt; dann bildete es eine Ellipse von großem Umfange, deren Durchmesser ebenfalls mit der Meridiansfläche parallel ging, und auf der Ostseite derselben und in einer solchen Lage war, daß die Westseite der Ellipse den Zenith erreichte. Diese Gestalt behielt es bloß wenige Minuten und dann nahm es eine Menge anderer Gestalten an, welche immer wechselten, hauptsächlich aber vom Südhorizonte nach dem Zenith hin zuckende Lichtströme waren.

Am 19. gerieth einer unserer Hunde in einen grimmigen Kampf mit einem Wolfe und ward dabey sehr verletzt, obgleich er einer unserer stärksten war. Doch konnte der Wolf wohl noch schlechter dabey gefahren seyn, denn selbst sahen wir den Kampf, weil es zu dunkel war, nicht, sondern konnten die Wuth, mit welcher er geführt worden, bloß nach der auf dem Kampfplatze sich zeigenden Menge vergossenen Blutes und ausgerauften Haare beurtheilen. Der Hund war ein so starker, daß in der Regel ein

grönländischer Wolf ihm nicht ganz gewachsen war. Ja die Wölfe dieser Regionen familiarisiren sich sogar mit den Hunden, und der Hund eines Officiers vom Griper war schon mehrere Mahle in der Nähe der Schiffe in Gesellschaft eines Wolfes herumlaufend gesehen worden, wobey vollkommene Eintracht unter ihnen zu herrschen schien.

Vierzehn Tage verstrichen nun ohne irgend etwas Bemerkenswerthes. Die Witterung war meist stürmischer, als wir im ersten Theile des Winters sie gehabt hatten; das Thermometer fiel daher nie sehr tief. Vom 20. Januar an bis zum 3. Februar Nachmittags war es nie unter 40°, am letzten Tage Abends jedoch trat Windstille ein, und nun fiel es alsbald auf 44°. Nun wurden auch seit einigen Tagen die Mittage wieder ein wenig hell, und in der Mittagsstunde stiegen die Officiere sowohl als die Matrosen in den Mastkorb hinauf und blickten sehnsüchtig nach der Sonne. Denn ob wir gleich die Zeit ihres Wiedererscheinens, wenn sie in der Regel und ihrer Declination gemäß eintreten muß, recht gut wußten, so wußten wir doch auch, daß der durch sein Ueberwintern auf Nova Zembla berühmt gewordene Holländer Wilhelm Barentz, die Sonne dort einige Tage früher sah, als sie nach der Berechnung in der Breite, unter der er sich befand, ge-

sehen werden sollte, und wir konnten daher annehmen, daß die Wirkung der Strahlenbrechung, welcher die seltsame Erscheinung in Nova Zembla zugeschrieben werden mußte, auch in diesen Regionen nicht geringer seyn werde. Allein dieß war der Fall doch nicht, und nicht eher als am 3. Februar sahen wir die Sonne wirklich über dem Horizonte wieder erscheinen. Indeß auch dieses Erscheinen, obgleich kein so langes vor der Zeit, wie das von Barentz erlebte, war immer noch drey Tage früher, als es der Berechnung nach der Declination gemäß unter dieser Breite erfolgen konnte. Der Vormittag war sehr schön und hell gewesen, er hatte uns daher dießmahl um so größere Hoffnung eingeflößt, und mehrere von uns hatten sich schon um halb 11 Uhr in den Mastkorb begeben, um das allerfreuende Gestirn zuerst zu bewillkommen. Einige Minuten nach 12 Uhr erschien es. Das Gefühl, das man dabey hat, kann nicht geschildert werden, und wer nicht selbst in arctischen Regionen bey einer zwey und neunzigtägigen Abwesenheit der Sonne — so lange hatten wir sie nicht gesehen — überwintert hat, vermag sich das Entzücken nicht groß genug zu denken. Darüber viel Worte zu machen, überlasse ich lieber einem Rhapsodieen schreibenden Dichter und bleibe im ganz schlichten Erzähler-Tone. Es lag ein dün-



ner Nebel auf dem Horizonte und die Sonnenscheibe erschien daher nicht in völliger Klarheit und ganz markirtem Umrisse. Einige unter uns zweifelten sogar, ob wirklich die Sonne über dem Horizonte sey. Doch dieß war lächerlicher Skepticismus. So lange sie über dem Horizonte war, streckte sich von ihr eine schön rothfarbige verticale Säule nach dem Zenith. Der Glanz derselben war in der Sonnen-Nähe der höchste und nachher immer schwächer. Auch blieb der Glanz dieser Säule nicht immer derselbe, sondern ihr oberer Theil verschwand zuweilen auf einen Augenblick ganz. Aber auf einmahl kam er dann wieder zum Vorschein, und eben so glänzend als vorher. Während der ganzen Zeit des Daseyns der Säule dauerte diese schnelle Aufeinanderfolge von Wechsel. Ihre Breite war ungefähr dem Sonnen-Durchmesser gleich, und ihre Höhe betrug dann, wenn sie vom stärksten Glanze war, vier bis fünf Grad.

Mit diesem Wiedererscheinen der Sonne begann nun schon eine interessantere Epoche.

Vom 8. bis 11. war die Witterung schon sehr gut. Von Vormittags zehn Uhr bis Nachmittags zwey Uhr lag auf dem ganzen Horizonte gewöhnlich ein schöner rother, vier bis fünf Grad breiter Gürtel. Zunächst dem Horizonte war er am glänzendsten, und nach dem oberen Rande zu nahm sein

Glanz immer mehr ab, bis er in ein bloßes Blaßgelb schwand. Ueber diesem Gürtel war die Farbe des Himmels das allerherrlichste Blau, und nach dem Zenith hin immer mehr an Intensivität zunehmend, d. h. in Dunkelblau übergehend. Auch war das Nordlicht wieder in mehreren Nächten gesehen worden, doch nicht sehr glänzend. Das Electrometer ward nicht davon afficirt, und auch auf den empfindlichsten unserer Azimuthcompasse brachte es gar keine Wirkung hervor.

Am 14. fiel das Thermometer Nachmittags bis auf 54° unter Null. Dieß war nicht nur von aller Kälte, die wir bis zu diesem Tage in unsere Tabelle eingetragen hatten, die größte, sondern überhaupt die größte von aller der, die in früheren aus den arctischen Regionen mitgebrachten, nur irgend einigen Glauben verdienenden Tabellen gefunden wird, mit Ausnahme einer einzigen Angabe, die Hauy aus den Denkschriften der Akademie von St. Petersburg anführt, nach welcher in einer Gegend Sibiriens das Thermometer einmahl bis auf 57° unter Null gefallen seyn soll. Diese Kälte war uns aber, da sie sich mit gänzlicher Windstille verband, keineswegs unerträglich, vielmehr spatzierten wir ohne große Unbehaglichkeit, obgleich wir nur dieselben Kleider trugen, die wir diesen ganzen Win-

ter auf dem Leibe gehabt hatten, an der freyen Luft herum. Ich glaube wirklich, daß ein noch viel höherer Kältegrad bey Windstille ohne den Verlust eines Glieds zu ertragen seyn würde; denn es scheint, daß beym Sinken des Thermometers bis zwischen 30° und 40° unter Null die Kälte gar nicht mehr so stark afficire.

An diesem Tage bekamen wir auch einen Beweis von der Verschiedenheit des Vermögens mancher Farben, die Wärme zu reflectiren. Vom Balken nähmlich, an welchen die Thermometer hingen, war Eine Seite schwarz angestrichen, und die andere war weiß, d. h. ohne Anstrich, bloß von der Farbe des Holzes. Das auf der schwarzen Seite hängende Thermometer fiel aber nie tiefer als 52°, dahingegen das auf der weißen Seite hängende bis auf 54° fiel. Auch konnte von dieser Differenz kein Localumstand oder die Nähe einer des Einwirkens fähigen Substanz die Ursache seyn; denn die Planke, an der die Thermometer hingen, war auf dem Eise und in der Entfernung von wenigstens 80 bis 90 Yards vom Schiffe aufgerichtet.

Ferner bemerkte ich gleichzeitig, daß der Rauch von den Schiffen bey völliger Windstille ganz senkrecht emporstieg. Mithin kann nicht schon die bloße Kälte hinreichend seyn, — wie doch Mehrere es

beobachtet haben wollen — um den Rauch zur Erde fallend zu machen. Ich selbst habe auch wirklich diese letztere Beobachtung nie gemacht, ob ich gleich in diesem Winter häufig sehr aufmerksam darauf gewesen war.

Am 15. sank das Thermometer früh um 6 Uhr noch einen Grad tiefer; allein als bald darauf ein ganz schwacher Wind sich erhob, stieg es sogleich wieder bis auf 50°. Um die Schnelligkeit des Gefrierens zu beobachten, stieg ich mit einer Flasche voll Trinkwassers in den Mastkorb hinauf, der 40 Fuß 8 Zoll über dem Verdeck, auf welches ich es durch einen Durchseiger hinabtröpfeln lassen wollte, erhöhet war. In diesem Raum hatte es während des Hinabfallens sich in irreguläre sphärische Massen verwandelt. Doch ging freylich ein kleines Lüftchen, und sein Fall war demnach nicht ganz senkrecht.

Vom 17. bis 24. gab es gar nichts zu bemerken, was der Aufzeichnung werth war. Am letzteren Tage aber ereignete sich etwas sehr Unangenehmes. Bald nach 10 Uhr Vormittags sahen wir das am Strande erbaute, und wie oben gemeldet, für unsere astronomischen Instrumente, die Takelasche u. s. w. zum Obdach dienende Haus in Flammen. Alles eilte hinüber, um zu löschen, aber die Matten, mit welchen wir die Wände desselben auf der Innen-



seite überzogen hatten, waren so trocken, daß dadurch alle unsere Bemühungen vereitelt wurden, zumahl da wir zum Löschen gar nicht Wasser, sondern bloßen Schnee hatten. Diesen schütteten wir in unsäglicher Menge hinab, aber er schmolz kaum; denn so mächtig auch das Feuer loderte, konnte es ihm doch fast nichts anhaben. Indeß verschaffte er uns einen andern Vortheil: er legte sich in einer so dicken Schicht auf die astronomischen Instrumente, daß er dadurch die Annäherung des Feuers an dieselben ganz verhinderte. Wir rissen dann das Dach ein, und nun gelang die Erstickung des Feuers binnen wenigen Minuten. Als man den Schnee hinaus geschafft hatte, fand sich, daß die astronomischen Glocken, gerade dort die schätzbarsten aller unserer Instrumente, noch unversehrt waren; denn zum Glück waren sie in den Futteralen, in denen wir sie ans Land gebracht hatten, gelassen worden. Das einzige wichtige Instrument, welches gelitten hatte, war ein Repetitionskreis. Seine Gläser waren zersprungen, höchstwahrscheinlich bloß durch das Sieden des darin enthaltenen Spiritus. Ganz zerstört waren bloß ein Paar Berg-Barometer und zwey oder drey Thermometer. So beträchtlich die Flamme und die Gluth bey diesem Feuer war, so hatten doch Einige der beym Löschen Beschäftigten sehr durch die Kälte

gelitten uud einige Finger erfroren. Als sie an Bord kamen, erhielten wir von dem Zustande gänzlicher Erstorbenheit, in welchem vorzüglich bey dem Einen die erfrornen Finger seyn mußten, die Vorstellung durch einen höchst merkwürdigen Umstand, den ich selbst für etwas ganz Unglaubliches ausgeben würde, wenn ich ihn nicht mit meinen eigenen Augen gesehen hätte. Nähmlich: als er die erstorbenen Finger in ein mit kaltem Wasser angefülltes Gefäß tauchte — wie dieß bekanntlich das erste Erforderniß bey Behandlung erfrorner Glieder ist — bildete sich von der entsetzlichen in diesen Gliedern befindlichen Kälte auf dem ganz eisfreyen Wasser unverzüglich ein dünnes Rindchen von Eis. Es war dieser Tag aber auch einer der kältesten, die wir gehabt haben; denn die Luft war sehr scharf, und gerade in der Zeit, wo wir am Lande waren, stand das Thermometer auf 43° unter Null. Man kann sich daher leicht denken, was von einer solchen Kälte der Eindruck auf einen Menschen seyn mußte, welcher ihr mit entblößten Händen ausgesetzt war; denn dieß war der Fall bey dem ebenerwähnten.

Die Ursache dieser Feuersbrunst war gewesen, daß einige nahe am Ofen aufgehängte Kleidungsstücke Feuer gefangen, und dasselbe sogleich den äußerst

trockenen Matten, womit die Wände des Hauses überzogen waren, mitgetheilt hatten.

Am 28. ward der Mannschaft auf dem Verdeck ein Theil vom 2., 19. und 22. der articles of war (Militärordonnanzen) vorgelesen, und sodann noch eine lange Ordonnanz, die vornehmlich eine zwischen zwey Officieren vor einigen Tagen Statt gefundene Differenz zum Gegenstande hatte.

Bis zum 8. März fiel wieder nichts Besonderes vor, nur daß Halos und Parhelien mehrere Mahle gesehen wurden. Die gewöhnliche, ja ich kann sagen, die fast unveränderliche Distanz der Parhelien von der Sonne ist ungefähr 22½°, obgleich sie wegen der allzuschwachen und geringen Markirung ihres Umrisses zuweilen einige Minuten oder gar einen ganzen Grad weniger beträgt. Das schönste Phänomen dieser Art aber ward am 8. März Nachmittags beobachtet. Die Parhelien waren so glänzend, daß, hätte man nicht den Anblick der Sonne selbst gehabt, eine der beyden Parhelien — denn es waren ihrer zwey — recht gut für die Sonne gehalten werden konnten. Sie waren in der gewöhnlichen Entfernung von der Sonne, dem Horizonte parallel, und ihre Lage war so, daß eine von dem einen zum anderen gezogene gerade Linie durch die Sonne ging. Die der Sonne nächste Seite derselben war von ei-

ner glänzend röthlichen Farbe, welche allmählich in Orangengelb überging, so wie dieses wieder in Gelb. Anstatt aber, daß nun, wie gewöhnlich, die übrigen Farben des Prisma hätten folgen sollen, war die nächste Farbe ein sehr glänzendes Weiß, welches den Mittelpunct des Parhelions einnahm. Auch der Halo war sehr schön, und both alle Farben des Prisma, obgleich schwach, dar.

In den letzten 2 bis 3 Tagen war die Witterung schöner gewesen, als wir sie im ganzen Winter gehabt hatten, denn das Thermometer war am 6. und 7. einige Stunden lang über Null, und als es am 7. um 2 Uhr Nachmittags unter dem Vordertheil des Schiffs in die Sonne gestellt ward, stieg es bis 35.

Am 14. wurden dem Manne, der neulich in so jämmerlichem Zustande seiner Finger an Bord kam, drey von der linken und zwey von der rechten Hand großentheils abgenommen, weil die Schmerzen, die er seitdem ausgestanden, das Leben in diesen Gelenken vollends ganz zerstört hatten. Welches auch der Proceß seyn möge, durch den die Vitalität mittels der Kälte zerstört wird, die Wirkungen derselben auf die zerstört werdenden Theile sind von ganz anderer Beschaffenheit, als die der Zerstörung durch Sphacelus oder alle andere Arten von Mortifi-



cation (Gliederabsterben), die ich mich gesehen zu haben, erinnere. Denn weder die Größe noch die Textur der fraglichen Theile war im mindersten verändert, nur daß einige Tage vor der Ablösung die Nägel und die Haut sich sonderten. Ueberhaupt hat die Lostrennung der Haut fast bey allem in diesem Winter von uns erlebten Glieder-Erfrieren Statt gefunden.

Vom 6. bis zum 16. hatten wir viel Wind, und schrieben dieß — weil man sich es gewöhnlich so erklärt — der Annäherung der Aequinoctien zu. Die Temperatur erhielt sich fortwährend sehr niedrig. Am 16. war das Thermometer in der Mittagsstunde im Schatten noch 21° unter Zero, dahingegen es zu derselben Zeit in der Sonne bis 29° stieg, daß mithin sein Stand in der Sonne und im Schatten die erstaunliche Differenz von 50 Graden gab.

Am Abende dieses Tages traten unsere Officiere zum letzten Mahle als mimische Virtuosen auf, und es ward abermahls vom Meister Wakeham ein ganz passender Epilog, der auch seiner eigenen Feder entflossen war, sehr brav recitirt.

Am 20. ließ ein großer weißer Vogel sich sehen, der allgemein für eine Eule gehalten ward. Doch hatten ihn bloß zwey Matrosen selbst gesehen, und diese hielten ihn für einen Bürgermeister

(S. oben). Da einer von ihnen schon oft in Grönland gewesen war, und folglich diese Vögel häufig gesehen haben mußte, so ließ sich ihm wohl einiges Vertrauen schenken, ob wir gleich uns nicht vorstellen konnten, daß diese Vögel unter so hohen Breiten schon so früh im Jahre erscheinen.

Am 23. ward eine Oeffnung im Eise gemacht, um die Dicke desselben kennen zu lernen. Diese war 6 Fuß 6 Zoll. Der Einfluß der Sonne ward von der Mittagsstunde an bis 2 Uhr schon sehr merklich, obgleich die Temperatur der Luft immer noch weit unter dem Gefrierpuncte blieb.

Am 27. ward ein Fuchs in einer unserer Fallen todt gefunden. Noch war die Temperatur bis zu diesem Tage nie, auch in der Mittagsstunde, höher als 18°.

Am 5. Aprill stieg doch das Thermometer Nachmittags in der Sonne schon bis 46°, aber um 4 Uhr des Morgens war es noch 24° unter Null, und selbst in der Mittagsstunde war es 12°.

Seit einiger Zeit hatte sich der Scorbut unter unserer Mannschaft gezeigt. Einige auf dem Griper hatten ihn vor kurzem schon unter Symptomen gehabt, welche äußerst bedenklich waren. Dann stieg doch die Besorgniß so hoch, daß die Bettstellen der Mannschaft mit Hangmatten vertauscht wurden,

weil dadurch die üblen Folgen von ihren Ausdünstungen beseitigt werden zu können schienen, welche bey dem Liegen in den Betten, da ihnen nur Decken von geringem Umfange bewilligt waren, sehr nachtheilig seyn mußten. Am 5. endlich war der Scorbut wirklich fast ganz vertilgt, ob in Folge dieser Veranstaltung mit den Hangmatten oder durch andere Umstände, lasse ich unentschieden.

Die Halos oder Perihelien wurden fortwährend gesehen; da sie aber von den schon beschriebenen in nichts sich unterschieden, so will ich mich dabey nicht aufhalten. Am 9. jedoch ward eins gesehen, das sich von allen vorigen sehr wesentlich unterschied. Es erschien in der Mittagsstunde und blieb sichtbar bis 6 Uhr Abends. Bis 1 Uhr entfaltete es die glänzendsten Farben. Es bestand aus einem vollständigen Hofe (Halo), der 45 Grad im Durchmesser hatte, und aus Segmenten von mehreren anderen Halos. Der vollkommenste derselben war unmittelbar über ihm, wo ihre Peripherien sich berührten. Die übrigen Segmente waren, jeder auf einer Seite des Halo, nicht unähnlich Theilen eines auf dem Horizonte aufliegenden Regenbogens, zwey waren über ihm, d. h. zwischen ihm und dem Zenith. Außer diesen war noch ein anderer vollkommener Ring oder Kreis von blasser weißer Farbe, welcher mit dem

Horizonte parallel und in einer der Sonnenhöhe gleichen Entfernung von ihm rund um den Himmel herumging. Wo dieser Kreis den Halo durchschnitt, waren zwey Perihelien, und ein anderes dicht am Horizonte gerade unter der Sonne. Dieses war bey weitem das glänzendste der Perihelien, und es war eben so wie die Sonne bey seinem Aufgange und Untergange von einer dünnen Wolke schwach verhüllt. Von den Farben der übrigen Perihelien und Halos sage ich bloß im Allgemeinen, daß sie die des Prisma waren, und je nach dem Zustande des Wetters mehr oder minder schön. Wenn einiger Schnee fiel, wie es noch an diesem Tage häufig der Fall war, so zeigten sich die verschiedenen Farben mit dem größten Glanze. Ueberhaupt sah ich bey den Halos und Perihelien stets, das zugleich einiger Schnee fiel, oder vielmehr spiculae (Aehrchen) von Schnee, d. h. zarte Eiscrystalle.

Am 14. kam einer unserer Hunde, den wir vor drey Tagen in Gesellschaft eines Wolfs hatten fortlaufen sehen, wieder zurück, ohne durch seinen grimmigen Gesellschafter die mindeste Verletzung erhalten zu haben; wir vermutheten daher, daß es eine Wölfinn gewesen sey. Wir hatten beyde bey ihrem Fortlaufen einige Zeit beobachtet, und ein anderer bey uns befindlicher Hund war ebenfalls hin zu ihnen

gesprungen. Dieser schien aber dem Wolf ein sehr unwillkommener Gast zu seyn, denn er gab ihm sogleich einige rauhe Stöße, nach welchen der Hund heulend zu uns zurückkehrte. Der Wolf hatte die Größe eines neufundländischen Hundes und auch ziemlich die Gestalt desselben; nur war der Schwanz länger, denn er erreichte den Boden. Die Witterung ward wieder angenehm, doch kälter, als wir sie nun zu bekommen hofften.

Am 20. fiel eine Menge Schnee, und zwar in Flocken, die von den seit vorigem Sommer von uns beobachteten, sich unterschieden; denn der bisher gesehene Schnee war gegen diesen immer nur wie ein feiner Staub.

In den folgenden Tagen sahen wir jene Wölfinn häufig wieder erscheinen, und der mit ihr bekannt gewordene Hund schloß sich ihr jedes Mahl wieder gern an. Sie blieben meist während der ganzen Zeit ihres Zusammenseyns im Angesicht der Schiffe, aber die Wölfinn benahm sich so vorsichtig, daß wir ihr nie in Schußweite kommen konnten. Die Fallen, die wir ihr gelegt hatten, waren für sie wahrscheinlich zu schwach, denn es war ein Thier, das wir für einen Wolf hielten, einige Mahle hineingerathen, und hatte sich doch wieder herauszuarbeiten gewußt.

Vom Ende Aprills an ward die Witterung täglich besser, das Thermometer fiel um Mitternacht gewöhnlich auf Null, und in den meisten Stunden des Tages war es noch 10 bis 15° über Null. Am 30. Aprill stieg es auf 32°. Dieß war seit unserer Einfahrt in Winter-Harbour die beträchtlichste Wärme.

Die um unsere Schiffe herum aufgethürmten Schneeberge wurden nun von der Mannschaft allmählich wieder hinweggeräumt. An den Stellen, wo dieser Schnee gelegen hatte, fanden wir das Eis in diesem ganzen Winter um nicht dicker geworden, als wir es bey der ersten Messung gefunden hatten. Seit dem ersten May ward die Sonne wieder um Mitternacht noch über den Berg stehend gesehen, und somit war kein Unterschied mehr zwischen Tag und Nacht.

Am 12. May stieg das Thermometer Nachmittags um 2 Uhr selbst im Schatten bis auf 18° obgleich zu derselben Zeit Nordwind war. Noch ein anderes erfreuliches Zeichen von der Annäherung des Sommers war das Erscheinen eines Ptarmigans. Dieses Individuum war mit Ausnahme der Schwanzfederspitzen, welche schwarz waren, vollkommen weiß.

Am 13. ward ein Ptarmigan geschossen, und schien derselbe zu seyn, den man am vorigen Tage

gesehen hatte. Seine physische Beschaffenheit war so gut, daß wir nicht glauben konnten, er habe den Winter bloß in diesen Regionen zugebracht. Ueberdieß müßten wir, wenn die Ptarmigans wirklich den Winter in diesen Regionen aushielten, doch wohl dann und wann einige gesehen haben, was aber seit 8 Monathen gar nicht geschehen war. Bekanntlich leben Myriaden dieser Vögel in der Nähe der Hudsonsbay auch den ganzen Winter hindurch, und es ist daher wahrscheinlich, daß ihre Wanderung hauptsächlich nur bis in jene Breiten geht.

Am 14. und 15. sah man wieder einige, und auf dem Schnee sehr häufig ihre Excremente und ihre Fußspuren. Am 15. kamen mir selbst vier von Süden kommend zu Gesicht. Auch eine Emberiza nivalis und ein Rabe wurden gesehen, und zwar der letztere in einem seltsamen Verhältnisse zu einem Wolfe, welcher ihm, als er sich gesetzt hatte, nachschlich, aber als er merkte, daß der Rabe ihn gesehen, statt nun geradeaus auf ihn zuzugehen, in einem Kreise um ihn herumlief, worauf aber die Truppe so nahe kam, daß sie beyde auseinanderscheuchte. Rennthierfährten wurden nun auch wieder gesehen, es ließ sich aber nicht entscheiden, ob es alte oder junge seyen, denn daß alte um diese Zeit noch unver-



wischt seyn konnten, davon gaben uns mehrere derselben den ganz unzweydeutigen Beweis.

In diesen Tagen bekamen mehrere von denen, welche Excursionen gemacht hatten, nach ihrer Rückkehr sehr heftigen Schmerz in ihren Augen, und das Uebel, welches man die Schnee-Blindheit (snow-blindness) nennt, und von welchem die Ursache keine andere als die Blendung durch den Schnee ist. Es fängt mit einer Empfindung an, die ganz ähnlich der ist, welche man von in die Augen fliegendem Sande oder auch Staube hat, und die Ersten, die unter uns von diesem Uebel befallen wurden, wollten sich es auch fast nicht ausreden lassen, daß ihnen Sand in die Augen geflogen. Es ward am 15. anbefohlen, daß Jeder, welcher eine Excursion machen wolle, sich vorher die Augen durch ein Stück Flor verhülle. Alle, welche schon an der Schneeblindheit litten, wurden durch diese Verwahrung der Augen und häufiges Baden derselben in einer kühlenden Flüssigkeit schon in zwey bis drey Tagen geheilt. Wir bedienten uns dazu des Bleyzuckers (Cerussa acet.), mit dem zwar der Zweck ganz erreicht ward, aber bey Einigen doch erst nach einer so heftigen Entzündung der Augen, daß sie an ihrem Blindwerden gar nicht zweifelten.

Einzelne Ptarmigans erschienen nun täglich, und

von Rennthierfährten sahen wir so viele ganz unbezweifelt frische, daß am Vorhandenseyn dieser Thiere auf der Insel nicht zu zweifeln ist.

Der Canal, der um die Schiffe herum durch das Eis gehauen wurde, ward am 17. vollendet.

Die Witterung ward immer angenehmer. Am 24. blieb das Thermometer im Schatten von früh 8 Uhr an bis Mitternacht über dem Gefrierpuncte, und auf dem Eise sah man schon an vielen Stellen, wo einige Erde darauf lag, durchs Schmelzen desselben gebildete Pfützen. Ja an diesem Tage regnete es sogar schon zwey Mahl. Der Regen ist aber in diesen Regionen ein höchst seltenes Phänomen, und als vom ersten Regen an diesem Tage die Nachricht hinunter kam (es war früh), sprang gleich Alles auf das Verdeck, um ihn zu sehen. Einige begnügten sich auch nicht mit dem bloßen Sehen, sondern verließen das Schiff, um im Regen herumzuspatzieren.

Am 27. ließen sich zwey Ivory gulls (elfenbeinweiße Möven) sehen, woraus zu schließen war, daß es in der Nähe schon offene Stellen im Eise geben müsse. Auch wurden schon zwey Mücken oder musquitoes herumfliegend gesehen und gehascht. Sie waren etwas kleiner als die der tropischen Climate, aber in jeder andern Hinsicht ihnen ähnlich. Ein großer Theil der Berge hatte nun seine Schnee-

hülle schon abgeworfen, und die Vegetation rückte an einigen Stellen rasch vor. Daher düngten und bearbeiteten wir nun zwey oder drey Plätzchen, weil wir mit mehreren Küchengewächsen (Radieschen, Zwiebeln u. dgl.) Versuche machen wollten, ob sie in dieser Region gebauet werden könnten.

Am 1. Junius Abends brach die Gesellschaft auf, welche vor mehreren Tagen schon sich zu dem Unternehmen einer Landreise durch die Insel hindurch, an der wir diesen Winter zugebracht hatten — und zwar gerade nordwärts hinauf — vereinigt hatte. Sie bestand aus 5 Officieren und 7 Matrosen, nähmlich folgenden Subjecten:

Lieutenant W. E. Parry	vom	Hecla.
Capit. E. Sabine	—	deßgl.
Mister Alexand. Fisher, assistirendem Chirung	—	deßgl.
— — J. Nias, Midshipmann .	—	deßgl.
— — A. Reid	—	Griper.
Sergeant Martin, R. A.	—	Hecla.
— — — M'Mahon, R. M. .	—	deßgl.
Will. Dick, Seemann (Seaman) .	—	deßgl.
Rich. Drew, deßgl.	—	deßgl.
J. Kately, Seesoldat (Marine) .	—	deßgl.
P. Fisher, Seemann	—	Griper.
Benj. Serivener, deßgl.	—	deßgl.

Da ich selbst einer dieser Verbündeten war, so hört natürlich von jetzt an alles Berichten über das, was sich an Bord der Schiffe ereignete oder daselbst beobachtet ward, bis zu unserer Rückkehr in meinem Tagebuche auf, und ich erzähle bloß, was uns auf unserer Reise aufstieß. Der Zweck derselben war, die Breite dieser Insel kennen zu lernen, und wo möglich auch zu untersuchen, was es mit dem Meere oberhalb derselben für eine Bewandtniß habe. Dazu kam noch eine Menge kleinerer Zwecke. Die Europäer haben ja von dem Inneren der arctischen Länder noch eine so höchst unbedeutende Kenntniß, daß schon der bloßen Vermehrung derselben wegen eine solche Reise ein äußerst löbliches Unternehmen scheinen müßte, zumahl in einer Periode, wo wir unsere Zeit mit gar keinen nützlicheren Beschäftigungen ausfüllen konnten, weil trotz der herrlichen Witterung das Schmelzen des Eises im Winter-Harbour doch nur lehr langsam von Statten ging. Es ward Proviant auf drey Wochen mitgenommen. Ferner zwey aus Betttüchern gemachte Zelte, und eine Quantität Brennholz, welche Dinge zusammen auf einen Wagen gepackt wurden. Außerdem aber hatte Jeder, der Officier sowohl als der gemeine Mann, noch eine gewisse Anzahl von Artikeln mitzunehmen, die zum Bedarf seiner Person insbesondere gehörten,

nähmlich eine Bettdecke, ein Reserve-Paar Schuhe, zwey Reserve-Paar Strümpfe, ein flanellenes Hemd, und noch mehrere Kleinigkeiten, deren Verzeichniß hier nicht nöthig ist. Was jedes Individuum zu tragen hatte, war doch eine Bürde von 18 bis 24 Pfund, und sie ward in einem Quersacke getragen. Jeder Officier hatte Einen, von den Matrosen aber hatten je Zwey Einen. Allein überdieß führten wir auch drey Vogelbüchsen und zwey Pistolen mit uns, nebst einer beträchtlichen Menge von Pulver und Bley.

Der Aufbruch geschah gleich nach 5 Uhr Nachmittags. Bis an den Strand begleitete uns beynahe die ganze Mannschaft beyder Schiffe, und hier entließ sie uns mit dreymahligem herzlichen Freudenruf nach seemännischer Sitte, welcher eben so von uns erwiedert ward. Sechszehn aber begleiteten uns, um uns von ihrem freundschaftlichen Wohlwollen recht stark zu überzeugen, noch ungefähr fünf Meilen weit, trugen unsere Quersäcke und zogen den Wagen. Bey ihrem endlichen Scheiden wiederhohlten sie und wir das dreyfache Gejauchze. Wir wählten das Reisen bey Nacht und das Ausruhen bey Tage, weil die Wärme bey Tage noch am größten ist, und wir, um uns gegen die Nachtkälte beym Schlafen zu schützen, zu schlecht equipirt waren, nähmlich bloß mit einem Zelte für Alle, und außerdem Jeder mit einer Bettdecke.

(Der Beschluß folgt im nächsten Jahre.)

Beyträge zur militärischen Landesbeschreibung von Bosnien.

Von französischen Officiers, auf Befehl Napoleons entworfen, in den Jahren 1806, 1808 und 1810.

(Fortsetzung.)

IV.

Tagebuch einer im Jahre 1807 zu Folge höherer Weisung Sr. k. Hoheit des Prinzen Eugen (Beauharnais), von Ragusa über Cattaro, Scutari und Janina nach Corfu unternommenen Reise.

Der von dem Herrn Divisions-General Grafen Lauriston ertheilte Auftrag ging dahin, daß ich mich von Ragusa zu Lande nach Corfu begeben, dem dor-

tigen Gouverneur der sieben Inseln Depechen über-bringen, und über den Zustand der Wege in Albanien Vormerkungen halten sollte.

Von Ragusa bis Budrea.

In Gesellschaft des Stefano Spirovich, eines Ragusaners und ehemahligen Sclaven des Ali-Pascha, der mir vom General Grafen Lauriston zum Tollmetscher beygegeben war, weil er mit der Sprache und mit den Gebräuchen jener Gegenden, die ich zu durchreisen hatte, gut bekannt war, brach ich am 19. November 1807 Nachmittags von Ragusa auf, und langte Abends in Alt-Ragusa an; von wo ich den folgenden Tag zu Lande nach Castel nuovo ging.

Auf die mir von einigen Seeleuten gemachte Versicherung, daß es ungeachtet des heftigen Sirocco dennoch möglich sey, zu Wasser nach Cattaro zu gelangen, ließ ich am 21. meine Effecten auf einen Kahn einschiffen, der in See stechen sollte. Aber die Wellen schlugen das Fahrzeug an die Klippen, welche hier das Gestade begränzen, wo es ungeachtet der hartnäckigen Anstrengung der Matrosen zertrümmert ward; ein Matrose ward dabey verwundet. Glücklicherweise ward der bessere Theil meiner Effecten wieder aus dem Wasser gerettet. Durch die-

ses Ereigniß ward ich gezwungen den Ueberrest des Tages in Castel nuovo zuzubringen, theils um die durch obigen Unfall angerichteten Unordnungen wieder gut zu machen, theils um mir die nöthigen Pferde zu verschaffen. Am 22. ging ich zu Lande nach Cattaro ab, wo ich am Abend des nähmlichen Tages ankam, und mich am 23. nach Budrea begab.

Da das ganze Land von französischen Truppen besetzt ist, so halte ich es für überflüßig etwas über den Weg von Ragusa bis Budua zu sprechen.

Da der Subdelegate Zanovich, wegen Ermordung des Conte Boicovich auf ein benachtbartes Dorfe gegangen, um die Ruhe wieder herzustellen, so sandte ich demselben das, vom General Lauriston für ihn erhaltene Schreiben, worauf derselbe mir am folgenden Tage die nöthigen Pferde und einen Capitän von Pastrovicchio Nahmens Miccolo Giurovich zuschickte, der mich bis Scutari begleiten sollte.

Von Budrea bis Antivari, 10 Stunden.

Ich ging am 24. Mittags von Budrea ab. Der Weg läuft längst dem Ufer des Meeres, anfangs auf sandigem Strande, erhebt sich aber bald an der Lehne einiger kalkartigen Anhöhen, zwischen welchen er manchmahl sich wieder an den Strand hinab senkt.

Er ist bis Castel St. Stefano kaum für Pferde brauchbar.

Castel St. Stefano ist ein kleiner gemauerter Ort auf einem in das Meer hinaus ragenden Felsen, der nur durch einen sehr schmalen Weg mit dem festen Lande zusammenhängt. Vordem war es eine Festung, wohin sich die Einwohner von Pastrovicchio flüchteten, wenn sie von den Montenegrinern oder den Türken bedroht wurden. Gegenwärtig liegt eine französische Compagnie hier in Garnison. Die benachbarte Küste ist mit Oliven bebaut. Ich übernachtete in der Wohnung des Capitäns Niccolo, eine Stunde von Castel St. Stefano.

Am 25. begab ich mich nach Antivari über Castel di Lastua (einem unweit der türkischen Grenze gelegenen Ort, der seinen Nahmen von einem alten verödeten Schlosse hat) und Spizza, das erste im Paschalik von Scutari gelegene Dorf. Man gibt den Nahmen Spizza einer Reihe von 2 bis 300 Häusern, die auf einer Strecke von 2 bis 3 Stunden zerstreut liegen. Die Einwohner sind Griechen.

Der Weg läuft von St. Stefano an der Lehne der Anhöhen längs dem Meere hin, kommt bey dem Castel di Lastua an das Gestade herab, geht sodann auf die Höhe von Spizza hinauf, fällt hierauf in ein Thal unweit des Meeres und steigt wieder in einer



Schlucht bergan, bis gegen Antivari, auf welcher Strecke man das Meer aus dem Gesichte verliert. Der Weg ist oft für Menschen und Thiere sehr schlecht, für Fuhrwerke aber ganz unbrauchbar. Nahe bey Antivari ist er auf eine Strecke von einigen hundert Klaftern gepflastert, höchstens 3 bis 4 Schuh breit, und zwischen zwey Lorbeerhecken dergestalt eingeengt, daß ein Mann zu Pferde kaum durchkommen kann.

Von Budua bis St. Stefano sind 2 Stunden — bis Castel die Lastua 2½ — bis Spizza 1½ — bis Antivari 4 Stunden Wegs.

Antivari ist auf einem von drey Seiten isolirten Felsen gebaut, an einem sehr fruchtbaren 2 bis 3 Miglien breiten Thale, das sich am Meere endigt. Seine Lage dient ihm da, wo die Felsenwände fast senkrecht sind, zur Befestigung. Gegen das Meer zu liegt eine von zwey Thürmen bestrichene Courtine — gegen die Anhöhen zu eine hohe Mauer ohne Graben. Oehlbäume bedecken die Küste. Antivari mag 3000 Seelen zählen *), meistens Griechen.

*) Nach Gaspari 3500 Einwohner. Die Einwohner unterhalten mehrere Fahrzeuge zur Fracht auf dem adriatischen Meere.

A. d. Rd.

Von Antivari (Bar) bis Scutari (Iskaenderje) 10 Stunden.

Da ich unerachtet der Versprechungen des türkischen Befehlshabers dieser Gegend, Jmael Bay, erst am 27sten um 10 Uhr in der Früh die Pferde erhalten konnte, so war es nicht mehr möglich noch an demselben Tag daselbst anzulangen, sondern ich war genöthigt in einem 2 Stunden davon entfernten Han zu übernachten.

Von Antivari aus geht man aufwärts im Thale, das sich ziemlich verengt. — Darauf steigt man zwischen zwey mit Oehlbäumen bewachsenen Höhen hinauf, worauf sich der Weg auf der Höhe in einem steinigen dürren Terrain hinzieht, auf der ich nur etwas wenig Bauholz fand, das weit entfernt im Gebirge geschlagen wird.

Man gewahrt einzelne zerstreute Wohnplätze, und gelangt dann Berg ab in die Ebene von Scutari, 5 Stunden von dieser Stadt. Bis hierher ist der Weg äußerst schlecht, und man könnte ihn auch nur dadurch verbessern, daß man an mehreren Orten die Felsen sprengte.

So wie man in die Ebene gelangt, welche gegen Antivari zu noch von einigen Hügeln durchschnitten wird, hört der Weg auf steinigt zu seyn,

und wird dagegen weich und kothig, da der Grund ein fetter, schwer trocknender Boden ist. Hin und wieder findet man Ueberreste eines gepflasterten Weges, die aber fast unpracticabler sind, als die Pfützen und Kothlachen in der Nähe von Scutari.

Der Weg wird hier durch den Bojanafluß rechts, und einer dürren steinigen Anhöhe links eingeengt. Bey der Stadt passirt man den Fluß über eine hölzerne Brücke von 280 Schritt Länge; sie ist hinlänglich breit, daß ein Wagen ohne Gefahr darüber fah[illegible]nte, obwohl sie keine Geländer hat, aber sie ist so schlecht gebaut, und so übel unterhalten, daß es kein Mensch wagen wird, zu Pferde darüber zu gehen. Auf einer Menge schwacher, unter sich unverbundener Piloten, die ihre Stelle nur dem Ungefähr zu verdanken scheinen, liegen dünne Pfosten, welche die Decke dieser Brücke bilden. — Diese Decke ist voller Löcher, die man durch darauf gelegte Steiner verstopft, um Menschen und Pferde darauf aufmerksamer zu machen, hier auszuweichen. Als ich das erste Mahl darüber ging, war der Fluß angeschwollen, und die Brücke schwankte auf eine fürchterliche Art. Die Bojana ergießt sich unweit Scutari in das Meer, und ist bis zu dieser Stadt für kleine Schiffe fahrbar.

Scutari — Iskenderje — die Hauptstadt der

Provinz, hat 40000 Einwohner *), von denen nun die römisch katholischen die zahlreichsten sind. Sie liegt zwischen der Bojana und Drinoß — Drivasto

*) Gaspari gibt in seinem Handbuch 4000 Häuser und 16,000 Einwohner an. Hassel — in seinem geogr. stat. Wörterbuch. Weimar 1817. 12,000. Die mehrmahls bemerkte Administrativ-Charte dagegen 80,000. Der Ort treibt einen wichtigen Handel mit Schiffbau- und anderm Holze, auch werden Waffen ausgeführt. Ein griechischer Bischof hat hier seinen Sitz. — Der Sandschack Iscenderje ist stark gebirgig, unter denen sich vorzüglich der Karatay oder Monte negro auszeichnet, der sich tief in Hersek herein zieht: er erreicht zwar keine besondere Höhe, ist aber sehr wild mit vielen nackten Felsen und weiten Blössen, wo sich Wald an Wald drängt. Der große bey Scutari liegende Binnensee Bojana, welcher nach Hadschi Chalfa 7 Tagereisen im Umkreise haben soll, und wirklich einer der größten im osmannischen Reiche ist, gibt bey seinem Ausfluß der Bojana den Nahmen, die unter der Benennung Moraka — Moradscha — von den Dinarischen Alpen herab in denselben strömt. — Das Clima ist heiter und angenehm, und die oft abwechselnden fruchtbaren Regen befördern den Ackerbau ungemein. Das Korn geräth vortrefflich und der Weitzen von Arnauth wird in ganz Europa geschätzt; man bauet Gemüse, besonders Zwiebeln, Obst, Melonen, Kastanien, Flachs, Hanf, Toback und Wein, und zieht aus den großen Waldungen Bau- und Stabholz, Pech, Theer und Galläpfel; jedoch den vorzüglichsten Gegenstand der Landwirthschaft bildet die Viehzucht, die Arnauthe und Montenegriner mit gleichem Eifer

— die sich mit jener unterhalb dem Felsen vereinigt, auf dem die Festung liegt, worin sich das Serail des Großveziers befindet. Die Stadt hat eine große Ausdehnung, indem die Häuser mit Ausnahme des Bazars — wo die Krambuden einander berühren — weit

betreiben und reichlichen Absatz an Butter, Käse, Häute und gesalzenem Fleisch haben, die ausgeführt werden. Auch findet man etwas Seidenbau, Bienenzucht, Fischerey an der Küste, auch Salzschlämmereyen, aber fast gar keinen Kunstfleiß. Obwohl diese Provinz mehrere gute Hafen hat, so legt sich doch fast kein Einziger auf den großen Handel, wohl aber auf Seeräuberey und Frachtfahren, mit welcher erstern sich einige Einwohner von Olgun †), mit dem zweyten die von Bar ††) beschäftigen. Die vorzüglichste Handelsstadt ist jedoch Scutari. — Man schätzt die Volksmenge des ganzen Sandschaks auf mehr als 200,000 Individuen. Er zählt 91 Siamets und 205 Timars †††). A. d. Rd.

†) Olgun — Dulcigno hat 6,100 Einwohner, und ein festes Schloß. Die Einwohner haben sich als Seeräuber unter den Nahmen Dulcignoten als die gefürchtesten Corsaren des adriatischen Meeres bekannt gemacht.

††) Heißt auch Antiva, unter welcher Benennung es oben beschrieben wird.

†††) Lehen, deren Besitzer die Verbindlichkeit haben nicht nur selbst in den Krieg zu ziehen, sondern auch, nach Verhältniß der Einkünfte eine gewisse Zahl bewaffneter Männer ins Feld zu stellen. — Man schlägt die bewaffnete Macht des ganzen Paschaliks auf 40,000 Mann an.

von einander liegen. Jedes Haus ist in der Mitte eines viereckigen Platzes erbaut, der durch eine Mauer oder Hecke geschlossen ist, und ihm zugleich zum Hofe und zum Garten dienet. Bey jedem befinden sich große Bäume. Außerdem werden noch die Quartiere der Stadt durch dürre Anhöhen von einander abgesondert, dergestalt, daß man sich in eine Wüste versetzt glaubt, während dem man sich doch in der bevölkertesten Stadt Albaniens befindet. Fast durchgehends werden die Gässen durch Canäle bewässert, welche zahlreiche Mühlen treiben; auch haben dieselben, mehr oder weniger breite, gut unterhaltene, gepflasterte Trottoirs. Nur der Bazar ist sehr unsauber.

Die Ankunft eines französischen Officiers in Scutari erregte großes Erstaunen auf dem Bazar, denn eben war daselbst die Nachricht von dem zwischen England und der Pforte geschlossenen Frieden bekannt worden, und der geringste Türke sah sehr gut ein, daß ein solcher Friede eine Kriegserklärung gegen Frankreich zur Folge haben könne.

Ibrahim Bascha von Scutari ist sehr geitzig; in seinem Hause herrscht gar keine Pracht. Er hält sogar keine Postpferde auf seine Unkosten, wie dieses andere Pascha thun. Sein Postmeister ist ein Pächter, der ihm — im erforderlichen Fall, für einen

gewissen Preis, die Pferde liefern muß. Ich war daher genöthigt, mich selbst damit zu versehen; und ungeachtet aller Mühe, die sich der französische General-Consul, Hr. Bruyere, gab, konnte ich doch erst — da den Tag nach meiner Ankunft gerade Sonntag war, wo auf dem Bazar Markt gehalten wird — den 30sten früh abgehen. Ich kam an diesen Tag bis Alessio, am 1. December nach Lallich — Lodina — am 2. bis Kavalia — Kavaja — am 3. bis Lusenia — Lusmie — und am 4. nach Berat — Arnaud Belgrad.

Von Scutari bis Allessio. 9 Stunden.

Bey dem Ausgang von Scutari durchwadet man die Drivasto, ein Bach der gewöhnlich wenig Wasser hat, zu Zeiten aber die benachbarten Felder weit und breit überschwemmt. Er wird hierdurch zum Nil dieses Bezirks, unterbricht aber die Verbindung mit der Umgegend, die erst nach Abnahme der Gewässer wieder hergestellt wird. Hinter diesem Bach übersetzt man mittelst einer steinernen Brücke einen Canal, der eine Mühle mit 6 Gängen treibt, eine für die Türken hinlänglich schöne Anlage. Es war mir unmöglich zu erfahren, ob dieser Canal aus der Drivasto oder Drino abgeleitet sey. Man geht dann

ferner durch ein großes Dorf Bucati — Buchati — das aus sehr zerstreut liegenden, ganz hinter Bäumen versteckten Häusern besteht, und gelangt dann an einen Arm des Drino — an dessen Ufer man bis zu dem Punct des Ueberganges fortgeht. Rechter Hand liegt ein ziemlich hoher nackter Berg.

Der Drino ist ein Fluß von mittelmäßiger Breite, dessen Bett an dem Orte wo man ihn passirt, beständig bleibend zu seyn scheint. Dem ungeachtet ist keine Brücke vorhanden, sondern man übersetzt ihn mittelst einer Art Fähre, die aus zwey ausgehöhlten und durch Weinreben verbundenen Baumstämmen besteht. Die Pferde stehen mit den Vorderfüßen in dem einen, und mit den Hinderfüßen in dem andern dieser Stämme. — Man übersetzt vier Pferde auf einmahl und eben so viele Menschen. Der Ort, wo man Drino passirt, heißt Drosso oder Grosso. Man setzt den Weg längs dem Flusse fort, bis Alessio, wo sich der Drino in das Meer ergießt und eine hinlängliche Tiefe hat, um Brazeren und anderen kleinen Fahrzeugen zu gestatten, Stromaufwärts bis zur Stadt zu fahren.

Von Groß o oder Droßo — Gramsi — an, findet man noch längst dem Drino zwey oder drey recht hübsche Dörfer, von denen das bedeutendste

Ladara — Jadri — heißt, bey dem man auf einer ziemlich schönen steinernen Brücke den kleinen Bach Dibra passirt. — Weiterhin stößt man auf mehrere unbedeutende Bäche die sich alle — auch die Dibra — in den Drino ergießen. Sie haben zum Theil steinerne Brücken, zum Theil durchwatet man sie.

Die Ebene die sich von Scutari an erweitert hatte, verengt sich wieder unmerklich gegen Alessio zu. Linker Hand erblickt man ziemlich schöne Dörfer an dem am Fuß der Gebirge liegenden Höhen. Gegenüber von Jadri fließt der Drino hart am Fuße eines steinigen Berges, auf dem man zwey kleine Dörfer sieht. Die Ebene ist gut bebaut.

Alessio ist eine kleine Stadt von 7 bis 800 Seelen *) am Fuße des Hügels gebaut der das Thal von Scutari schließt. Auf dem Berge liegt die Festung — das Haus worin der Commandant wohnt, und einige andere Häuser. — Das Ganze umschließt eine von einigen Thürmen bestrichene Mauer.

Von Scutari bis Buchati sind 2½ — von da bis zur Ueberfuhr an der Drino 2½ — von da bis Jadri 1 und von Jadri bis Alessio 3 Stunden, zusammen 9 Stunden.

*) Alessio — Lesch — treibt etwas Handel und Kabotage. Palma gibt die Einwohner auf 3000 Seelen an.

Von Scutari bis an den Drino ist der Weg sehr lehmig, von da an wieder längs dem linken Ufer des Drino besser, obschon einige schlechte Stellen vorhanden sind. Zuweilen stößt man auf Stücke einer gepflasterten Straße, die aber in so schlechtem Zustande ist, daß dieses gerade die ärgsten Strecken des Weges sind.

Der Beschluß folgt im nächsten Jahre.

Inhalts-Verzeichniß

des

Jahrganges 1821

von der Zeitschrift

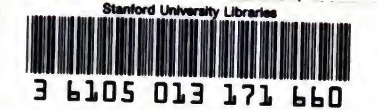
Geist der Zeit.

Geschichte.

Geographie und Staatenkunde.

Kriegskunde.

Literatur.


Stanford University Libraries
3 6105 013 171 660

